

# **Migration sammeln.**

## **Wege und Möglichkeiten der musealen Dokumentation von Migration am Beispiel des Münchner Stadtmuseums**

Inaugural-Dissertation  
zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophie  
an der Ludwig-Maximilians-Universität München,  
Fakultät für Kulturwissenschaften

vorgelegt von  
Nana Maria Helena Koschnick  
aus Dachau

München, 2018

**Erstgutachter:** Prof. Dr. Johannes Moser (Institut für Empirische  
Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie,  
Ludwig-Maximilians-Universität München)

**Zweitgutachter:** Prof. Dr. Burkhard Lauterbach (Institut für Empirische  
Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie,  
Ludwig-Maximilians-Universität München)

**Tag der mündlichen Prüfung:** 27.02.2018

Für  
JAKOB:

## INHALT

<b>1. MIGRATION SAMMELN</b>	7
1.1 Migration – „Reif für`s Museum“	7-11
1.2 Migration macht München: Hintergrund und Fragestellung der Arbeit	11-14
1.3 Ziel und Aufbau der Arbeit	15-20
1.4 Das Verbundprojekt „Migration bewegt die Stadt“	20-22
1.5 Forschungsansatz	22-24
1.6 Datengewinnung	24-29
<b>2. MIGRATION &amp; (STADT-)MUSEUM</b>	29
2.1 Was ist/macht ein Museum?	29-33
2.1.1 Musentempel – Schatzkammer – Spiegel der Nation: Stationen der Institutionsgeschichte	33-41
2.1.2 Horte des kulturellen Gedächtnisses – Produzenten kollektiver Identität: Die gesellschaftliche Funktion der Institution	41-46
2.2 Museen in Bewegung	46-50
2.2.1 Repräsentationskritik und reflexive Wende: Neue Museologie	50-57
2.2.2 Wer ist „wir“? Stadtgedächtnis und Stadtmuseum in der Einwanderungsgesellschaft	57-65
2.3 Musealisierung der Migration	65-69
2.3.1 Arbeitsauftrag interkulturelle Öffnung – Aktivitäten im deutschsprachigen Museumsfeld	69-74
2.3.2 Projekt Migration – Trends und Tendenzen in der musealen Darstellung von Migration	74-79
<b>3. MUSEAL SAMMELN?</b>	79
3.1 Sammellust und Sammellast	79-82
3.1.1 Sammeln, sammeln, sammeln	82-91
3.1.2 Wer sammelt? Zur Rolle des Sammelnden im Kontext der Überlieferungsbildung	91-96
3.2 (K)ein Objekt für`s Museum?!	96-100
3.2.1 Dingbedeutsamkeit und die Bedeutsamkeit von Dingen	100-104

3.2.2 Das Für und Wider von Museumsdingen: Zwischen Zeugniswert und Auratisierung	104-109
---	---------

<b>4. SAMMELN – ABER WAS? PARADIGMA DER SIGNIFIKANZ UND REPRÄSENTATIVITÄT</b>	109-110
---	---------

4.1 Aus der Perspektive der Migration	111
4.1.1 München migrantisch – migrantisches München	111-116
4.1.2 Normalfall Migration: „Migration-Mainstreaming“	117-123
4.1.3 Querschnittsthema Migration	123-126
4.2 Agenda-/Objektsetting: Emisch – etisch – jetzt	126
4.2.1 Polyphonie und Partizipation	126-131
4.2.2 Institutionsgeschichtliche Rückbindung: Das <i>Münchner Stadtmuseum</i>	131-134
4.2.2.1 Zur Geschichte des <i>Münchner Stadtmuseums</i>	134-136
4.2.2.2 Die Sammlungen des <i>Münchner Stadtmuseums</i> unter besonderer Berücksichtigung der Sammlung Stadtkultur/Volkskunde	136-139
4.2.3 Stadtgeschichtliche Rückbindung	139-141
4.2.3.1 Münchner Migrationsgeschichte in der kommunalen Kulturlandschaft	141-149
4.2.3.2 „Typisch München!“ – Die Dauerausstellung des <i>Münchner Stadtmuseums</i>	150-157
4.2.4 Musealisierung der Gegenwart	158-162
4.3 Sonderfall Migrationsobjekt?	162-163
4.3.1 Polysemie und Polyvalenz	164-169
4.3.2 „Show and tell“ – Erzähl- und Visualisierungspotential	169-173
4.3.3 „Die Welt in 100 Objekten“ – Stellvertreterobjekte	173-178

<b>5. SAMMELN – ABER WIE? PARADIGMA DER SELEKTION UND REPRÄSENTATION</b>	178-179
--	---------

5.1 Netzwerkarbeit – Modell Stadtlabor	179-180
5.1.1 Objekte und Geschichten der Migration: Teilhabe nötig – Teilhabe möglich	180-184
5.1.2 „Bin ich jetzt museumsfähig?!“: Vertrauen erarbeiten – Bewusstsein schaffen	184-187
5.2 Sammlungsdynamik – Dynamisch sammeln	187-188
5.2.1 „Von der Straße ins Museum“ – Sammlungsleitende im Feld	188-193
5.2.2 Sammeln im Bestand: Über das Querlesen und Querschnittsaufgaben	194-204

5.3	Transparenz und Nachhaltigkeit	204-205
5.3.1	Dokumentation und Reflexion: Plausibilität und Plausibilisierung von Dingen	205-209
5.3.2	Von der analogen Sammlungsstruktur zur digitalen Datenbank: Möglichkeiten des „MuseumManagementSystems“	210-213
5.4	„Zwei Tassen sind noch keine Sammlung“ – Langfristigkeit und personelle Verantwortung	213-216
<b>6.</b>	<b>MIGRATION SAMMELN – STADT SAMMELN?!</b>	216
6.1	Fokus Migration	216-218
6.2	Referenz Migration	218-221
<b>7.</b>	<b>SAMMELPLAN – WAS NUN? ZUSAMMENFASSUNG UND FAZIT</b>	221-228
<b>8.</b>	<b>ANHANG</b>	229
8.1	Literaturverzeichnis	229-260
8.2	Internetquellen	260-263

# 1. MIGRATION SAMMELN

## 1.1 Migration – „Reif für`s Museum“

Wie lässt sich Münchens Migrationsgeschichte sammeln und in einer Ausstellung illustrieren? Auf der Suche nach potentiellen Objekten blättere ich in einem Ausstellungskatalog. Da sind sie. Zwei kleine Lederschühchen, Kinderschuhe. Sie haben etwas Anrührendes. Die Bildunterschrift klärt auf, die Kinderschuhe wären von ZwangsarbeiterInnen im München des Zweiten Weltkriegs angefertigt worden und seien ein zentrales Erinnerungsstück für die ehemalige Trägerin, eine Münchnerin, die den Krieg und das Kriegsende als kleines Mädchen in München erlebte. Die Schuhe zeigen starke Gebrauchsspuren, die darauf verwiesen, dass sie einiges erlebt haben, dass ihre Besitzerin einiges erlebt hat. Ihre Schuhe waren es, die einst in einer Ausstellung am Münchner Stadtmuseum anlässlich des 50-jährigen Endes des Zweiten Weltkriegs gezeigt wurden und sich heute in der Sammlung des Museums befinden. Wie sind sie dorthin gekommen? Wer traf die Entscheidung, sie in die Sammlung aufzunehmen, und nach welchen Kriterien? Und überhaupt: Lässt sich bei den Schuhen womöglich von einem Migrationsobjekt sprechen?

Seit einiger Zeit, spätestens mit dem Einsetzen der wissenschaftlichen Repräsentationskritik, wie sie das Museumsfeld betreffend innerhalb der sogenannten *New Museology* seit den 1980er-Jahren diskutiert wird (Macdonald 2010), sind kultur- und stadthistorische Museen zunehmend unter Druck geraten. Sie fanden sich plötzlich in einer Legitimationskrise wieder, als sich die wissenschaftliche Kritik insbesondere zwei zentralen Aspekten musealer Arbeit zuwendete und damit quasi ins institutionelle Herz der Museen traf: 1. die Sammlungen 2. die Ausstellungen. Der Kern der Auseinandersetzung lässt sich kurz und knapp mit dem Titel der grundlegenden Veröffentlichung der Kunst- Kultur- und Geschichtswissenschaftlerinnen Beatrice Jaschke, Charlotte Martinz-Turek und Nora Sternfeld „Wer spricht?“ (Jaschke/Martinz-Turek/Sternfeld 2005) einfangen. Der Band erörtert die Frage der Problematiken um Autorität und Autorschaft in Ausstellungen (ebd.), lässt sich aber auf die gesamte museale Arbeitspraxis übertragen. Die Kritik richtet ihr Augenmerk auf die Ausgestaltung der zentralen Arbeitsprozesse und die daran beteiligten Akteure. Im Zentrum steht die Frage danach, wer Geschichte schreibt, welche Geschichten erzählt werden und wie die Definitionsmacht und das zu konstatierende Gefälle musealer Geschichtsschreibung in der Praxis durchbrochen werden können. Hinsichtlich der

aufgeworfenen Fragen nach dem Zustandekommen und dem Umgang mit musealen Sammlungen betrifft die Kritik insbesondere das Sammeln von Objekten, die konventionell den Dreh- und Angelpunkt musealer Wissensproduktion bilden.

Es handelt sich bei den Kinderschuhen um ein sehr persönliches Objekt, das ohne die Geschichte der Besitzerin kaum mehr zu erkennen gibt als das, was durch die rein sinnlich-ästhetische Wahrnehmung möglich ist. Im Kontext ihrer Erinnerungserzählung wird aus den Schühchen jedoch plötzlich ein Stück Zeitgeschichte. Und auch ein Stück Migrationsgeschichte? Können die Schuhe auch hiervon etwas erzählen?

Die wissenschaftliche Repräsentationskritik an der Institution Museum, ihren Arbeitspraxen und damit verbundenen gesellschaftlichen Implikationen erfuhr zusätzlichen Aufwind im Kontext des Inkrafttretens eines Zuwanderungsgesetzes (2005) und der darauffolgenden Arbeit am ersten nationalen Integrationsplan (2007), die die späte Anerkennung Deutschlands als ein Einwanderungsland seitens der Politik illustrierten. Etwa ein Drittel der Bevölkerung der Bundesrepublik Deutschland wird von Menschen ohne deutsche Staatsangehörigkeit und Menschen mit einem sogenannten Migrationshintergrund gebildet<sup>1,2</sup>. In München liegen die offiziellen Zahlen von 2016 bei knapp über 40 Prozent Bevölkerungsanteil von Menschen ohne deutsche Staatsangehörigkeit und Menschen mit sogenanntem Migrationshintergrund<sup>3,4</sup>. Heute hat Deutschland – mit einiger Verzögerung – seinen Status als Einwanderungsland akzeptiert; Migration wird als wesentlicher Faktor gesellschaftlicher Dynamik anerkannt.

Vor dem Hintergrund intensiver Migrationsbewegungen im 20. und 21. Jahrhundert und

---

<sup>1</sup> Zahlen für 2016 sind abrufbar beim *Statistischen Bundesamt* unter:

<https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Bevoelkerung/Bevoelkerung.html;jsessionid=8022621E25F6677A8C62EF944ED4317D.cae1>.

<sup>2</sup> Das *Statistische Bundesamt* definiert Personen mit Migrationshintergrund wie folgt: „Zur Bevölkerung mit Migrationshintergrund zählen alle Personen, die die deutsche Staatsangehörigkeit nicht durch Geburt besitzen oder die mindestens ein Elternteil haben, auf das dies zutrifft“. Das Konzept des Migrationshintergrunds ist demnach eine erweiterte Übertragung der Bezeichnung MigrantIn auf deren Nachkommenschaft.

(<https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Bevoelkerung/MigrationIntegration/Methoden/PersonenMitMigrationshintergrund.html>).

<sup>3</sup> Die Definition von „Menschen mit Migrationshintergrund“ wurde von der Landeshauptstadt München in referatsübergreifender Zusammenarbeit im Jahr 2005 für München wie folgt definiert: Der Begriff „umfasst Migrantinnen und Migranten, also Menschen, die zugewandert sind, ebenso deren (minderjährige) Kinder sowie (minderjährige) Kinder aus binationalen Ehen“ (Aydemir-Kengeroglu 2008: 8). Zur Problematik der Kategorie „Migrationshintergrund“ bei der Datenerfassung und zur Veranschaulichung der Komplexität in der Praxis mit den erstmals 2008 für München auf den Grundlagen des 2005 erarbeiteten Zugangs erhobenen Daten finden sich in den Heften zur „Münchner Statistik“ 2006 und 2008 (Diefenbach/Weiß 2006; Püttmann 2008; Aydemir-Kengeroglu 2008); die Hefte sind beim *Statistischen Amt München* abrufbar unter: <https://www.muenchen.de/rathaus/Stadinfos/Statistik/Bevoelkerung/Berichte.html>.

<sup>4</sup> Zahlen für das Jahr 2016 sind abrufbar beim *Statistischen Amt München* unter: <https://www.muenchen.de/rathaus/wirtschaft/wirtschaftsstandort/kennzahlen.html>.



dem damit einhergehenden Einfluss auf die Gesellschaft erfahren die zentralen Aspekte der Repräsentationskritik, die Frage nach der Machtverteilung in der Geschichtsschreibung und die Forderung einer sozialen Inklusion und pluralen Geschichtsschreibung zusätzliche Schärfe und Dringlichkeit. Um der Realität einer Zuwanderungsgesellschaft Rechnung zu tragen, wird die Verankerung der Thematik Migration in den zentralen kulturpolitischen Organen des Landes seither intensiv diskutiert und eingefordert.

Eine besondere Rolle bei der Debatte um die institutionalisierte Repräsentation von Migration fällt den Museen zu: Als Kulturinstitutionen mit bildungspolitischem Anspruch und dem Ziel der Bewahrung und Vermittlung eines kulturellen Erbes sind sie aufgefordert, das Thema Migration in ihre Arbeitspraxis zu integrieren. Museen müssen sich dieser gesellschaftspolitisch verantwortungsvollen Aufgabe stellen, wollen sie weiterhin als Agenten und Kommentatoren des kulturellen Gedächtnisses – eines Landes, einer Stadt oder auch einer Region – fungieren und nicht nur dem Namen nach ein Ort des *kollektiven* Erinnerns sein. Um der Realität einer Zuwanderungsgesellschaft Rechnung zu tragen, müssen sie das weite Themenfeld der Migration, das bislang in Sammlungsbeständen und Ausstellungen eher marginal und vielfach eher nur zufällig vertreten ist, in ihre zentralen Aufgabenbereiche – Sammeln, Bewahren, Forschen, Ausstellen – nachhaltig integrieren.

Mein Blick ist weiter auf die Schühchen gerichtet. Ich überlege. Migration erzählen? Das gleiche Objekt – zwei Geschichten, zwei Kontexte? Mein Bauchgefühl sagt: Ja, sie können eine Migrationsgeschichte erzählen – oder vielmehr: sie könnten. Es wäre eine Migrationsgeschichte, die mit Leid, Gewalt und Krieg verbunden ist. Es wäre die Migrationsgeschichte eines Zwangsarbeiters oder einer Zwangsarbeiterin. Die Schuhe sind auch ein Teil ihrer Geschichte, der Geschichte der Person, die sie einst fertigen musste. Vielleicht hätte auch sie sich an die Schuhe erinnert, die Arbeit, die es machte, sie zu fertigen. Die Bedingungen, unter denen sie gefertigt werden mussten. Mit dieser Geschichte würden die Kinderschuhe auch zu einem Stück migrantischer Zeitgeschichte.

Ein weiterer Kritikkomplex, der eine zentrale Säule musealer Arbeit betrifft und im Kontext der Repräsentationskritik Zuspitzung erfährt, behandelt die Frage nach dem Stellenwert von Objekten im Rahmen der musealen Dokumentation von Geschichte und ihrer Vermittlung etwa im Rahmen von Ausstellungen. Was können und was müssen Museumsobjekte oder Museumsdinge leisten, um für die Museumssammlung oder als

Ausstellungsexponat ausgewählt zu werden? Die kritische Auseinandersetzung um die Rolle von Objekten im Museum umfasst die Frage nach den Aussagemöglichkeiten und nach der Aussagekraft von Objekten. Welches Potential haben Museumsobjekte als Quelle für vergangene und gegenwärtige Lebenswelten? Was ist ihr eigentlicher Mehrwert angesichts ihrer Problemhaftigkeit und Widerständigkeit? Aspekte, die etwa in Diskussionen über die Aura(-tisierung) von Objekten im Kontext musealer Sammlung und Präsentation aufgegriffen werden und in der Kritik an den subjektiv begründeten Selektionsprozessen von Objekten bei gleichzeitig suggeriertem Anspruch repräsentativer Geschichtsschreibung und -vermittlung zum Tragen kommen. Was sich in musealen Sammlungen befindet, erfährt a priori den Glanz des Besonderen, des historisch Bedeutsamen.

Wie steht es um diesen Anspruch offizieller Geschichtsschreibung vor dem Hintergrund, dass die Wortführenden zumeist einzelne Museumsmitarbeitende sind? Was ist mit den Objekten, die nicht in eine Museumssammlung gelangen? Sind sie automatisch als nicht geschichtsträchtig und historisch unbedeutend einzustufen? Und haben Museumsdinge angesichts ihrer Eigenschaft, potentiell stereotype Bilder zu manifestieren und im Kontext musealer Präsentation und Szenografie pathetisch überhöht zu werden, generell ausgedient? Haben sie ihr Recht, als Quelle musealer Geschichtserzählung herangezogen zu werden, verwirkt? Diese Fragen nach dem Status von Museumsdingen betreffen selbstredend auch den sich daran anschließenden Umgang mit den bestehenden Sammlungen und die zu ziehenden Konsequenzen für museale Sammlungsstrategien.

Nach meinem Studienabschluss begann ich am *Münchener Stadtmuseum* zu arbeiten. Ich mag Dinge. Ich mag sie aus ästhetischen Gründen. Ich mag sie aber auch gerade, wenn sie sich einem erst auf den zweiten Blick erschließen. Ich mag es, zu recherchieren oder mir vorzustellen, was ein Objekt wohl alles erlebt hat, bevor es ins Museum kam. Und ich habe Respekt vor den Objekten als Zeugen historischer Ereignisse, vor ihren Objektbiografien und angesichts ihres Stellenwerts in biografischen Erzählungen. Kurzerhand beschloss ich also, die Kritikkomplexe zur Repräsentation in der musealen Arbeitspraxis und zum Stellenwert von Museumsobjekten/-sammlungen zusammenzudenken und die Frage nach einem objektbasierten Sammlungskonzept zur Münchner Migrationsgeschichte zum Gegenstand einer Promotion zu machen. Die genannten Kritikkomplexe sollen herangezogen werden, um über Neupositionierungen des institutionelles Selbstverständnis im Allgemeinen und die tragende Säule musealer

Arbeit, das Sammeln, im Besonderen nachzudenken. Vor diesem Hintergrund soll das Aufgabenspektrum von Stadtmuseen im 21. Jahrhundert reflektiert und letztlich die Arbeit der Institution für die Gegenwart und Zukunft relegitimiert werden.

## **1.2 Migration macht München: Hintergrund und Fragestellung der Arbeit**

Migration ist für den urbanen Lebensalltag qualitativ wie quantitativ ein grundlegender Faktor. Stadtgesellschaftliche Entwicklungshistorie ist unter Ausklammerung von Migration nicht denkbar. Migrations- und Mobilitäterscheinungen von Menschen und Ideen (und damit auch von Gütern) haben in Vergangenheit und Gegenwart maßgeblichen Einfluss auf die gesellschaftspolitischen und soziokulturellen Entwicklungen genommen. Dies gilt für die bis in die Gegenwart reichende jüngste Geschichte gleichermaßen wie in sehr langfristiger historischer Perspektive – wenngleich es stets unterschiedliche Phasen der Verdichtung von Wanderungsbewegungen und der Intensivierung ihrer gesellschaftshistorischen Implikationen gegeben hat. Auch für die Zukunft lässt sich ihre Bedeutung in soziokultureller wie gesellschaftspolitischer Hinsicht prognostizieren – schon angesichts der aktuellen politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen in Europa, in seinen Nachbarregionen und auch weltweit.

Im deutschsprachigen Museumsumfeld wurde die gesellschaftspolitische wie fachliche Notwendigkeit einer Integration der Thematik Migration in die herkömmlichen Arbeitspraktiken kulturhistorischer Museen verstärkt seit dem Beginn der Nullerjahre des 21. Jahrhunderts angestoßen (Hampe 2005; Wonisch/Hübel 2012; Deutscher Museumsbund 2010).<sup>5</sup> Lässt sich für die Jahre nach der Wende zum 21. Jahrhundert von einem „Boom an Migrationsausstellungen“ (Wonisch 2012: 14) sprechen – wenngleich dies zunächst auf das Wechselausstellungsprogramm der Museen und nicht für die Dauerpräsentationen galt (ebd.: 16f.) –, wurde zuvor die Migrationsgeschichte Deutschlands verkannt

---

<sup>5</sup> Dies lässt sich auch an Projekten und Institutionalisierungen ablesen wie etwa die Gründung des „Arbeitskreises Migration“ im *Deutschen Museumsbund (DMB)* 2010, der 2009 das Werkstattgespräch "Museum – Migration - Kultur - Integration" voranging; die ebenfalls vom *DMB* initiierten und in den Jahren 2012 bis 2015 durchgeführten Projekte „Alle Welt: Im Museum“ und "Kulturelle Vielfalt im Museum: Sammeln, Ausstellen und Vermitteln"; die Museumsgründungen des *Deutschen Auswandererhauses Bremerhaven* 2005 – 2012 erweitert um das *Einwandererhaus* (Eick 2012) – und des *Museums BallinStadt* in Hamburg 2007 sowie erste, groß angelegte Ausstellungsprojekte wie „Zuwanderungsland Deutschland. Migrationen 1500-2005“ im *Deutschen Historischen Museum* in Berlin oder das ab 2002 von der *Kulturstiftung des Deutschen Bundes* geförderte Ausstellungsprojekt „Projekt Migration“ (2005), das von einem umfangreichen Rahmenprogramm begleitet wurde.

und entsprechend in den erinnerungspolitischen Diskursen – entgegen der lebensweltlichen Realitäten der Gesellschaft – tendenziell ausgeblendet (Hess 2015; Poehls 2009b; Motte/Ohliger 2004a). Es folgte eine Debatte um die museale Repräsentation von Migration. Auslöser für diese Debatte im deutschsprachigen Museumsfeld waren einerseits die in den vorangegangenen Jahrzehnten erfolgten Migrationsbewegungen. Andererseits war die Erarbeitung des ersten nationalen Integrationsplans im Jahr 2007 und das in diesem Kontext späte historische Bekenntnis der Politik, dass Deutschland ein Einwanderungsland<sup>6</sup> ist, Impulsgeber für die Diskussion (Wonisch 2012: 9).<sup>7</sup> In diesem Zusammenhang wurde die Thematik über die politische Agenda hinaus auch den zentralen kulturpolitischen Organen des Bundes als Thema mit Nachdruck anempfohlen (Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2007: 132).

Wie sieht die Situation in München aus, was die gesellschaftliche Dimension und die „Musealisierung der Migration“ (Baur 2009) anbelangt? Laut dem *Statistischen Amt München* umfasst der Anteil der Menschen ohne deutsche Staatsangehörigkeit oder mit einem sogenannten Migrationshintergrund aktuell über 40 Prozent der Stadtbevölkerung.<sup>8</sup> Bei Kindern und Jugendlichen liegt die offizielle Zahl<sup>9</sup> noch höher. Bei den unter 14-Jährigen sind rund 18 Prozent ohne deutsche Staatsangehörigkeit und 41 Prozent haben einen Migrationshintergrund.<sup>10</sup> Nicht nur aktuell nimmt Migration für die Münchner Stadtgesellschaft und Lebenswelt einen zentralen Stellenwert ein. Aufgrund ihrer geografischen Lage hat die Stadt migrationshistorisch in Deutschland stets eine zentrale Rolle gespielt, was sich auch in der gesellschaftspolitischen und soziokulturellen Entwicklung niederschlägt.

Für die jüngere Geschichte ist etwa die bedeutende Rolle Münchens während des sogenannten „Gastarbeiter“-Systems (Oltmer/Kreienbrink/Sanz Díaz 2012) hervorzuheben. Bei der Organisation und Umverteilung der rekrutierten ArbeiterInnen

---

<sup>6</sup> Das Selbstverständnis der deutschen Politik, kein Einwanderungsland zu sein, spiegelt sich auch in der Verwendung der Begrifflichkeiten wieder. Anstatt von Einwanderung wurde von Flüchtlingen (1950er-Jahre), „Gastarbeitern“ (1960er- und 1970er-Jahre), Ausländern, Asylbewerbern und „Asylanten“ (1980er-Jahre) gesprochen. Erst gegen Ende der 1990er-Jahre wurden zunehmend die Begriffe Migrant und Menschen mit Migrationshintergrund verwendet.

<sup>7</sup> Das Inkrafttreten des Zuwanderungsgesetzes in Deutschland im Januar 2005 ist Ausdruck des Perspektivenwandels; die Anerkennung Deutschlands als Einwanderungsland ist die Voraussetzung für die gesetzliche Regelung von Zuwanderung (Wonisch 2012: 9).

<sup>8</sup> Die 40 Prozent setzen sich aktuell aus rund 28,3 Prozent Bewohnern ohne deutsche Staatsangehörigkeit und 15 Prozent Menschen mit Migrationshintergrund zusammen. Die Zahlen sind beim *Statistischen Amt München* abrufbar unter:

<https://www.muenchen.de/rathaus/wirtschaft/wirtschaftsstandort/kennzahlen.html>.

<sup>9</sup> Die faktischen Zahlen, so ist zu vermuten, liegen wesentlich höher, da die sogenannte undokumentierte Migration in den offiziellen Statistiken keine Berücksichtigung erfährt.

<sup>10</sup> Die aktuellen Zahlen sind beim *Statistischen Amt München* abrufbar unter: <https://www.muenchen.de/rathaus/Stadtfinfos/Statistik/Bev-lkerung/Bev-lkerungsbestand.html>.

aus den Anwerbeländern wie etwa Italien, dem ehemaligen Jugoslawien oder der Türkei nahm die Stadt eine strategische Position ein. München fungierte als zentrale Weiterleitungsstellung der ArbeiterInnen innerhalb der Bundesrepublik. Das Gleis 11 des Münchner Hauptbahnhofs war die Schnittstelle. Hier kam ein Großteil der Menschen aus den Anwerbeländern an (Hess 2015: 49f.). Und auch die politischen Programme in den 1970er- und 1980er-Jahren, in denen migrationspolitische Themen erstmals benannt und entsprechende politische Maßnahmen vorgenommen wurden (wie etwa die frühe Gründung eines Ausländerbeirates 1974), sind ein Beleg für die im bundesweiten Vergleich frühe Anerkennung der Migrationsthematik und ihrer gesellschaftspolitischen Relevanz – wenngleich die Diskurse eine Kulturalisierung und Ethnisierung der Thematik kennzeichnet (Hess 2015; Bahl/Ginal/Kasperek/Zölls 2009: 62f.).

Aber auch bei einem weiteren Rückblick in der Geschichte der Stadt zeigen sich immer wieder Phasen verstärkter Migration, seien sie kriegs- oder berufsbedingt, wirtschaftlich oder intellektuell begünstigt. Im 20. Jahrhundert verdichteten sich Migrationsbewegungen nicht zuletzt aufgrund der beiden Weltkriege mit ihren Vertreibungen, Fluchtbewegungen und Zwangsarbeitermigrationen (Heusler 1996). Im 19. Jahrhundert sind es die Wanderungsbewegungen im Binnenraum, wie etwa die Land-Stadt-Migrationen im Kontext der Industrialisierung, und auch die kontinuierliche saisonale Arbeitsmigration nach München sowie im kulturellen und höfischen Bereich, in dem die Einstellung ausländischer Fach- und Dienstkräfte die Regel war, die zeigen, dass München seit seiner Gründung als Markt- und Handelsstadt im Jahr 1158 von dem Austausch von Menschen, Gütern und Ideen lebt und sich auf dieser Grundlage entwickelt hat und noch entwickelt (Stephan 2017).<sup>11</sup>

Schon diese wenigen, oberflächlich benannten Aspekte der Geschichte Münchens können einen Eindruck über die Bedeutung der Thematik für die Stadt und ihre Geschichte vermitteln. Aspekte, die in jüngerer Zeit auch bereits in den wenigen wissenschaftlichen Ausstellungsprojekten zur Münchner Migrationsgeschichte bearbeitet und thematisiert wurden und deren Erkenntnisse im Folgenden bei der Konzeptualisierung berücksichtigt werden sollen (Dunkel/Stramaglia-Faggion 2000; Koch 2005a; Bayer/Engl/Hess/Moser 2009).

---

<sup>11</sup> Michael Stephan, Leiter des *Stadtarchivs München*, hat in seinem unveröffentlichtem Vortrag „Zwischen Türkengraben und Gleis 11. Skizzen zur Münchner Migrationsgeschichte“, den er zuletzt im *Theater Heppel & Ettlich* in München im Rahmen des „Heppel geht fremd Festival - Geschichten der Migration“ hielt, das dort vom 5. bis 15. Oktober 2017 stattfand, zahlreiche Beispiele genannt, die gerade auch die historisch weit zurückreichende Migrationsgeschichte Münchens seit der Stadtgründung illustrieren.

Die migratorische Lebenswirklichkeit von Individuen sowie im gesamtgesellschaftlichen Gefüge wurde in der Vergangenheit politisch und medial in der Regel nur als Randerscheinung thematisiert, als temporäres und zudem meist problembehaftetes Phänomen verstanden (Hess 2015; Engl/Hess 2009). Diese Einstellung schlägt sich auch in der wissenschaftsgeschichtlichen (Hess 2011) und kulturpolitischen Auseinandersetzung mit der Thematik nieder (Hess/Moser 2009): Nicht nur auf bundespolitischer Ebene, auch für die Stadt München gilt, dass von erinnerungspolitischen und wissenschaftshistorischen Lücken und Leerstellen im historischen Gedächtnis der Gesellschaft gesprochen werden muss, wenn es um Migrationsgeschichte geht.

Als ein bedeutender Teil von Geschichte und Gesellschaft muss Migration aber in den zentralen kulturpolitischen Organen (der Stadt wie des Landes) verankert sein. Im Kontext einer institutionalisierten Repräsentation von Migration spielen sie wegen der ihnen überantworteten Aufgaben eine zentrale Rolle: Über den Aspekt der Unterhaltung und sinnlichen Erfahrung hinaus können diese Organe beitragen zur Aufarbeitung von historischen Ereignissen und der Vermittlung von Geschichte und historischen Kontexten. Durch die aus ihrer Arbeit resultierende Bewusstseinschärfung wird letztlich die Schaffung einer gemeinsamen Erinnerung an die gesamtgesellschaftliche Vergangenheit und einer kollektiven Identität gefördert. Mittlerweile wird eine entsprechende Thematisierung von Migration in Stadtmuseen zunehmend eingefordert und in Angriff genommen, wobei das Herangehen und die Perspektiven sowie die daraus resultierenden Ziele sich stark unterscheiden.

Abgesehen von der historischen Dimension, der aktuellen Bevölkerungsstruktur und den damit einhergehenden soziopolitischen Dimensionen wird die für Deutschland wie für München gleichermaßen geltende Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit der Migrationsthematik in den zentralen Erinnerungsinstitutionen zudem durch die auf Akteursebene deutlich geäußerte Forderung nach einer musealen Thematisierung und Sichtbarmachung von Migrationsgeschichte und ihrem Stellenwert für die stadthistorische und gesellschaftliche Entwicklung unterstrichen. Die hier nur kurz benannte historische wie gesellschaftspolitische Notwendigkeit einer musealen Dokumentation und Vermittlung von Migration werde ich in den folgenden Kapiteln noch ausführlicher wissenschaftstheoretisch erörtern. Zunächst gehe ich jedoch auf das Ziel und den Aufbau der vorliegenden Arbeit ein.

### **1.3 Ziel und Aufbau der Arbeit**

Die Diskurse zur historischen Entwicklung von Museen und ihrer Rolle im Rahmen von Prozessen der Gesellschaftsbildung, die wissenschaftliche Kritik an der Institution und ihren Arbeitsweisen sowie speziell an der musealen Repräsentation der Migration und schließlich die Auseinandersetzung über die Aussagekraft und die Rolle von Museumsdingen und -sammlungen im Kontext der Geschichtsschreibung und -vermittlung bilden die Grundlage und den Anlass für mein Vorhaben, ein Sammlungskonzept zur musealen Dokumentation von Migration zu entwickeln. Gerade auch vor dem Hintergrund des subjektiven Einflusses der Sammlungsleitenden auf die Entwicklung des musealen Bestands (zum Beispiel bei Entscheidungen über Themenwahl, Schwerpunktsetzung und Objektauswahl bei gleichzeitigem Anspruch faktischer Objektivität und Allgemeingültigkeit) ist es unerlässlich als Arbeitsgrundlage ein solches Sammlungskonzept zu formulieren. Die daraus resultierende Klarheit hinsichtlich des Umgangs mit den Beschränkungen des eigenen Arbeitens schafft auch die Möglichkeit, das eigene Tun zu reflektieren, nachvollziehbar zu machen und transparent zu halten. Damit vertrete ich den Ansatz, ein Museum als Institution zu verstehen, die neben Aspekten der sinnlichen Unterhaltung durch die Bereitstellung unterschiedlichen – inhaltlich wie perspektivisch – Wissens, individuelle Meinungsbildung ermöglicht.

Grundsätzlich kann ein konkretes Sammlungskonzept nicht allgemein, sondern nur für ein spezifisches Museum sinnvoll angewendet und entwickelt werden, da es sich an den spezifischen Kontexten und Grundlagen eines einzelnen Hauses orientieren muss (Hennig 2004: 83): Innerhalb eines Sammlungskonzeptes hat „die Auswahl (...) den übergeordneten Zielen des Museums zu folgen und Objekte zu erkennen, die jeweils von gewisser Signifikanz, Relevanz oder Gültigkeit sind“ (ebd.). Zu berücksichtigen sind demnach, neben den darzulegenden Motiven für die zu benennenden sammlungsbezogenen Ziele eines Sammlungsleitenden, etwa das Leitbild des Hauses, die Entwicklungsgeschichte und bislang geltende Inhalte und Schwerpunkte einer Sammlung. Dabei sollte ein Konzept nicht nur klären, auf welche Bereiche es sich (weiterhin) fokussiert und warum, sondern auch, weshalb andere nicht oder nicht mehr verfolgt werden. Es sollte reflektieren, welche Ziele es verfolgt und welche Vorgehensweisen empfohlen werden, um diese zu erreichen. Gleichzeitig sollte es periodisch überarbeitet werden, da ein Konzept angesichts der Subjektivität und Fortentwicklung der Persönlichkeit des Sammelnden, dem Wandel der Zuständigkeiten

sowie der Zeiten, Moden und Anforderungen nicht allgemein und dauerhaft gültig sein kann. Die größte Herausforderung bei der Ausarbeitung eines Sammlungskonzeptes stellen die Fragen nach der Signifikanz und Repräsentativität in der Auswahl von Objekten (ebd.) dar: Repräsentativität im Sinne von Stellvertreterobjekten, die in der Lage sind, im Objekt verdichtet ein ganzes Phänomen aufzuschlüsseln zu können; Signifikanz im Sinne davon, relevante Phänomene bestimmen zu können; und Selektion in dem Sinne, nicht nur Objekte im Sinne des zuvor Genannten auszuwählen, sondern auch im Vorfeld die Kriterien hierfür zu benennen (ebd.: 96f.). Mit dem Ziel der Erarbeitung eines Sammlungskonzeptes zum Thema Migration für das *Münchener Stadtmuseum* umfasst die vorliegende Arbeit die Themenkomplexe Migration, Museum und das museale Sammeln. Letzteres zieht ein weiteres Feld nach sich, das berücksichtigt werden muss, das der materiellen Kultur. Angesichts der dem Museum eigenen Charakteristika des Anlegens einer aus Dingen bestehenden Sammlung sowie der – nicht nur im Kontext musealer Arbeit – dargelegten Rolle von Objekten als Erinnerungsträger, Zeuge, Quelle und Beleg von historischen und zeitgenössischen Sachverhalten, Phänomenen oder Ereignissen stellt sich einerseits die Frage, nach welchen Kriterien grundsätzlich entschieden werden kann, ob ein Objekt in die museale Sammlung aufgenommen und damit Teil der kollektiven, „offiziellen Erinnerung“ (ebd.: 80) werden soll. Andererseits ist zu überlegen, nach welchen Kriterien die Themenfelder ausgewählt werden sollen, aus deren Kontexten die Objekte kommen sollen, die schließlich in der Sammlung vertreten sein werden.

Wie lassen sich also migrationshistorisch relevante Themenfelder bestimmen, die in einem weiteren Schritt zu materialisieren sind? Und wie lässt sich bestimmen, welche Objekte schließlich für ein solches Feld repräsentativ sind? Dies gilt nicht nur für einen Sammlungs Aufbau. Es ist auch in Bezug auf den bereits bestehenden musealen Sammlungsbestand relevant: Welche migratorisch bedeutsamen Themenkomplexe lassen sich anhand der im Museum gesammelten Objekte und/oder Objektgruppen erzählen? Diese Fragen stellen die Basis des Nachdenkens darüber dar, wie sich geeignete Stellvertreterobjekte, Zeitzeugen, Quellen oder materielle Metaphern der Münchner Migrationsgeschichte aufspüren lassen.

Migration als Teil der Stadtgeschichte zu sammeln, kann leicht ein (zu) weites Feld werden, das es daher zu spezifizieren und in dem es Themen für die Sammlungsentwicklung zu setzen gilt. Hierfür muss der der Arbeit zugrunde gelegte Migrationsbegriff und seine forschungstheoretischen Implikationen reflektiert werden.



Welche Arten und Phänomene von Migration, welche Akteure und welche Zeiten müssen einbezogen werden? Grundsätzlich muss die Begriffsdefinition einen münchenspezifischen Zuschnitt erfahren, der einer inhaltlichen Eingrenzung der Thematik dient, und neben einer theoretischen Annäherung aus der Empirie heraus entwickelt und im Verlauf der feldforschenden Auseinandersetzung geschärft werden muss. Außerdem muss das Migrationsverständnis mit dem wissenschaftstheoretischen Anforderungsprofil vereinbar sein. In diesem Kontext werden die für meinen Forschungsschwerpunkt zentralen Fragen gestellt: Was gilt es bei einem musealen Sammlungskonzept für die Münchner Migrationsgeschichte zu beachten? Welche Migrationsthemen und -kontexte lassen sich anhand der Objekte aus dem musealen Sammlungsbestand des *Münchner Stadtmuseums* erzählen? Wo lässt sich anknüpfen und wo sind Schwerpunkte in der Sammlungspraxis zu setzen – vorläufig wie langfristig? Und: Wie lässt sich das museale Sammeln von Münchner Migrationsgeschichte operationalisieren?

Das Erkennen der zentralen Themen der Münchner Migrationsgeschichte ist Voraussetzung für das Erkennen von migrationsrelevanten Objekten. Sei es in der musealen Sammlung, sei es in der Stadtgeschichte oder im lebendigen Verwendungszusammenhang der Münchner Lebenswelten außerhalb des musealen Depots. Deshalb geht es einerseits darum, Themenfelder zu eruieren und von diesen ausgehend Objekte zu bestimmen, die migrationsrelevante Aspekte der Geschichte und Gegenwart Münchens erzählen können oder Fragmente oder Zeugen derselben sind. Andererseits geht es darum, die Sammlung des Münchner Stadtmuseums nach Objekten und Objektgruppen zu untersuchen, die Migrationsgeschichte(n) erzählen können.

Dies wird nicht nur durch historisch orientierte, sammlungsbezogene Forschungs- und Quellenarbeit erarbeitet werden, sondern auch durch eine empirische Annäherung. Hierfür ist das methodische Vorgehen auf drei Säulen aufgebaut: Die wissenschaftstheoretische Annäherung und das historische Studium der Stadtgeschichte, die empirisch-ethnografische Forschungsarbeit mit Akteuren der Migration<sup>12</sup> sowie die Analyse der Sammlung, die als Objektivation der Stadtgeschichte verstanden wird. Auf dieser Basis gilt es, allgemein gültige Kriterien zu benennen, was ein „gutes“ Migrationsobjekt ausmacht, und zu erörtern, ob sich diese Kriterien sowie das zugrunde gelegte forschungspraktische Vorgehen auf andere Themenbereiche des musealen

---

<sup>12</sup> Unter Akteuren der Migration verstanden wir im Projekt Personen, die entweder aufgrund ihrer biografischen und/oder beruflichen Erfahrungen sowie ihres professionellen und/oder ehrenamtlichen Engagements als Experten der Münchner Migrationsgeschichte betrachtet werden können.

Sammelns anwenden lassen: Kann das im Folgenden zu entwickelnde Sammlungskonzept trotz aller themen- und museumsspezifischen Singularitäten in Teilen doch verallgemeinert werden und einer zeitgenössischen musealen Sammlungsstrategie für kulturhistorische Museen zur Orientierung dienen?

Die Herausforderung liegt wie bereits erwähnt in dem Anspruch einer repräsentativen Sammlung und den damit verbundenen Fragen nach der Bestimmung und Auswahl signifikanter Objekte. Dies gilt sowohl für eine retrospektive Betrachtung der historisch gewachsenen Sammlung als auch für die Grundlegung eines Konzepts zum aktiven Aufbau einer Sammlung mit dem Anspruch, Migration in Vergangenheit und Gegenwart zu dokumentieren und erzähl- und erfahrbar zu machen. Wie kann vorgegangen werden, insbesondere in Zusammenhang mit der Feststellung, dass Prozesse der Objektbedeutung und Bedeutungszuschreibungen per se nur kontextgebunden, durch Akteure und (inter-)subjektive Zuschreibungen gesteuert werden? Auch das auratisierende Potential von Objekten gilt es dabei besonders sensibel zu bedenken. Wie kann die Gefahr vermieden werden, durch das Gesammelte in die Kulturalisierungsfalle zu tappen oder rein polarisierende Darstellungen der Migrationsgeschichte entsprechend gängiger stereotyper Meinungen und Darstellungen wiederzugeben und in der Gesellschaft etablierte, einseitige Bilder zu reproduzieren? In diesem Kontext gilt es auch, der Tätigkeit und der Rolle des Sammlungsleitenden in seiner macht- und verantwortungsvollen Position besondere Aufmerksamkeit zu schenken, und zu überlegen, wie hier eine professionelle und sinnvolle Umverteilung der Verantwortung und damit Kontrollinstanzen geschaffen werden können.

Diesen Fragen nachzugehen ist die Aufgabe der vorliegenden Arbeit. Den Ausgangspunkt der Überlegungen bildet das *Münchner Stadtmuseum* mit seiner Sammlung. Dabei sollen nicht nur Aspekte des Sammlungsbaus berücksichtigt werden, sondern auch die bereits bestehende Sammlung betrachtet werden. Dies resultiert aus der Überzeugung, dass Migration ein zentraler Faktor in der historischen und gegenwärtigen Entwicklung von Städten ist. Und da, wie zu schildern sein wird, die Aufgabe eines Stadtmuseums in der Dokumentation von Stadtgeschichte liegt, ergibt sich die Arbeitsthese, dass es bereits Objekte in der Sammlung geben müsste, die womöglich mit anderer Intention in die Sammlung übernommen wurden, dennoch aber Migrationsgeschichte dokumentieren können. Die Neuvermessung des Museumsbestands und die Re-Lektüre der Stadtgeschichte bilden die tragenden Säulen für die Erarbeitung eines integrativen Sammlungskonzeptes zur Ergänzung sowie zum

Aufbau einer migrationshistorisch relevanten Sammlung.

Ich werde im Folgenden zunächst die wissenschaftstheoretischen Diskursfelder darlegen, die zur Kontextualisierung und Perspektivierung des Forschungsgegenstands nötig sind. Die einzelnen Felder können jeweils für sich genommen betrachtet werden. Hinsichtlich des Forschungsgegenstands gehen sie aber eine besondere Verbindung ein, insofern ihre gegenseitige In-Bezug-Setzung die Grundproblematik der Arbeit zuspitzt und verschärft: Zuerst werde ich einen allgemeinen Überblick über die Institutionengeschichte von (Stadt-)Museen geben. Ein Blick auf die historische Entwicklung der Institution Museum, auf ihr Selbstverständnis und die gesellschaftliche Rolle und Erwartungshaltung ist aufschlussreich und bedeutsam für die Betrachtung und wissenschaftliche Analyse der musealen Kernkompetenzen zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Die „Geschichte dieser Institution“, sagt die Kulturwissenschaftlerin Anke te Heesen, bildet „den Resonanzboden für ein vertieftes Verständnis heutiger Museumskonzepte“ (te Heesen 2012: 14). Im Anschluss an diese Ausführungen werde ich den Bogen spannen zur Thematik der „Musealisierung der Migration“ (Baur 2009) und die in der Wissenschaft sowie schließlich auch im deutschsprachigen Raum im Museumsfeld in den letzten Jahren rege diskutierten Wege, Möglichkeiten und Notwendigkeiten sowie die Konsequenzen einer musealen Auseinandersetzung mit der Thematik Migration für die Gesellschaft als auch die Institutionen selbst. Von diesen Ausführungen gehe ich über zu dem Themenkomplex des Sammelns. Ich werde den Fokus dabei auf die Frage nach der Praxis des institutionalisierten, musealen Sammelns legen, die Rolle des Sammlungsleitenden sowie den Umgang mit bestehenden Sammlungen in ihrer Funktion als Wissensspeicher und -generator (Korff 2000a) thematisieren. Dies wird vor dem Hintergrund des zuvor darzustellenden, in den Kultur- und Gesellschaftswissenschaften geführten wissenschaftstheoretischen Diskurses über materielle Kultur geschehen, bei dem ich insbesondere auf Aspekte der Aussage- und Bedeutungsmöglichkeiten von Objekten – von Alltagsdingen im Allgemeinen und Museumsdingen im Besonderen – sowie ihrer Funktion im Rahmen von Mensch-Ding-Beziehungen eingehen werde.

Anknüpfend an diese theoretischen Grundlegungen werde ich meine Forschungsergebnisse diskutieren, die als Säulen zum Aufbau einer migrationsgeschichtlich relevanten Sammlung für das *Münchner Stadtmuseum* zu verstehen sind. Dabei werde ich mich zunächst auf die Frage nach den theoretischen Parametern eines Sammlungskonzepts konzentrieren, die eine Signifikanzbestimmung

von repräsentativen Themen und Objekten ermöglichen, und im Anschluss daran auf die Frage nach der Operationalisierung des Sammlungsprozesses eingehen. In einem letzten Schritt soll die Übertragbarkeit der Ergebnisse und des Vorgehens auf andere Sammlungsgebiete kurz erörtert und gefragt werden: Ist das im Rahmen der vorliegenden Arbeit erarbeitete „Sammlungskonzept Migration“ als „Sammlungskonzept Stadt“ verallgemeinerbar?

Meine Arbeit entstand im Rahmen eines Verbundprojektes, das sich mit der Musealisierung und Archivierung der Münchner Migrationsgeschichte auseinandersetzt. Bevor ich den wissenschaftstheoretischen Kontext der Arbeit darlege, werde ich im Folgenden erst noch auf das Projekt, den Forschungsansatz und die Datengewinnung eingehen.

#### **1.4 Das Verbundprojekt „Migration bewegt die Stadt“<sup>13</sup>**

Im Jahr 2011 beschlossen das *Münchner Stadtmuseum* und das *Stadtarchiv München*, das *Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie* der *Ludwig-Maximilians-Universität München* und das *Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie* der *Georg-August Universität Göttingen*, sich in einem gemeinsamen Forschungsprojekt mit dem Thema Migration und seiner Musealisierung auseinanderzusetzen. Dies geschah vor dem Hintergrund der wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Diskurse um die Thematik Migration und Museum, die ich in den folgenden Kapitel aufgreifen werde, und der damit implizierten gesellschafts- und kulturpolitischen Verantwortung von Museen.

Ziel des Projekts war es, das Thema Migration in der Arbeitspraxis von *Münchner Stadtmuseum* und *Stadtarchiv München* zu verankern und sichtbar zu machen. Hierzu sollte entlang der Kernaufgaben der beiden Häuser gearbeitet werden: Der materiellen Überlieferung(-sbildung) einerseits und der Vermittlung an die Öffentlichkeit – den jeweiligen Formaten der beiden Häuser entsprechend – andererseits. Der institutionelle Zusammenschluss zwischen Stadtmuseum, Stadtarchiv und Universitäten sollte eine effektive und professionelle Aufarbeitung der Thematik im Sinne einer praxisorientierten und angewandten wissenschaftlichen Forschung gewährleisten. Durch

<sup>13</sup> Im Folgenden greife ich auf die Konzeptpapiere des sogenannten Vorprojektes zurück, die die Kulturwissenschaftlerin Natalie Bayer und ich gemeinsam verfasst haben (Bayer/Koschnick 2011; 2013; 2014). Der Projekttitle „Migration bewegt die Stadt“ wurde in Anlehnung an einen Beitrag des Soziologen Erol Yildiz gewählt, den dieser im Rahmen des Begleitbandes zur Ausstellung „Crossing Munich. Orte, Bilder und Debatten der Migration“ verfasste, die vom 10. Juli bis 15. September 2009 in der *Rathausgalerie München* gezeigt wurde (Yildiz 2009).

die Kooperation der Institutionen wurde formal wie strukturell die Grundlage geschaffen, die Münchner Migrationsgeschichte als Teil der kommunalen Erinnerungskultur zu erforschen, sichtbar zu machen und zu verankern. Als Konsequenz aus den in Wissenschaft und Museumsfeld geführten Diskursen um die „Musealisierung der Migration“ (Baur 2009) waren die allgemeinen Projektziele (Bayer/Koschnick 2013: 4):

1. „Analytisches Sichten und Querlesen bisheriger Sammlungsbestände in Museum und Archiv“
2. „Entwicklung von Konzepten zur Ergänzung der städtischen Überlieferung und zum Aufbau neuer archivalischer und musealer Sammlungsbestände aus multiperspektivischer Sicht“
3. „Vermittlung der Ergebnisse an eine breite Öffentlichkeit durch:
  - Neue Ausstellungsformate zur Migration in München im Sinne einer „entangled history“<sup>14</sup> (Conrad/Randeria 2002)
  - (digitales) Bereitstellen von Quellenmaterialien für Forschungen sowie Erarbeitung von Registern bzw. Schlagwortkategorien als Recherchertools“
4. „Etablierung von Museum und Archiv als öffentliche Räume im Sinne von James Cliffords „contact zone“ (Clifford 1997) durch enge Allianzen mit Akteuren der Migration auf allen Ebenen“

Zur Finanzierung des Forschungsprojekts wurde mit Unterstützung der Stadtratsfraktion *bündnis90 – die Grünen/rosa Liste* beim Stadtrat der Landeshauptstadt München 2012 ein entsprechender Antrag eingereicht. Im Frühsommer 2013 wurde der Antrag einstimmig in der Vollversammlung des Stadtrats bewilligt und das Projekt konnte schließlich im Februar 2015 besetzt mit drei wissenschaftlichen MitarbeiterInnen – Natalie Bayer (Kulturwissenschaftlerin, *Münchner Stadtmuseum*), Hannah Maischein (Historikerin, *Münchner Stadtmuseum*)<sup>15</sup> und Phillipp Zölls (Historiker, *Stadtarchiv*

---

<sup>14</sup> Das Konzept der „entangled history“ steht im Kontext einer bereits in den 1990er-Jahren einsetzenden Debatte in den Geschichts- und Sozialwissenschaften, im Rahmen derer die Arbeit des australischen Anthropologen, Historikers und Museumsfachmanns Nicholas Thomas mit dem Titel „Entangled Objects: Exchange, Material Culture, and Colonialism in the Pacific“ (Thomas 1991) entstanden ist. Entwickelt wurde die „entangled history“ von der Kulturwissenschaftlerin Shalini Randeria und dem Historiker Sebastian Conrad (Conrad/Randeria 2002). Das Konzept betont, wie bei Thomas bereits deutlich wird, die transnationalen Verflechtungen von Gesellschaften auf allen Ebenen – sozial, ökonomisch, kulturell und politisch. Dabei hebt es besonders auch auf die wechselseitigen Verflechtungen kolonisierender und kolonisierter Gesellschaften ab, wodurch es für eine Abkehr vom eurozentristischen Denken in der Wissenschaft steht (Kaelble 2005).

<sup>15</sup> Seit Februar 2017 wird Hannah Maischein, während ihrer einjährigen Elternzeit, vertreten durch Simon Goeke (Historiker).

*München*) – offiziell beginnen. Die finanzielle Förderungsdauer und die daraus resultierende vorläufige Projektlaufzeit beläuft sich vorerst auf vier Jahre, eine Verlängerung oder auch die Entfristung des Projektes wird angestrebt und ist – abhängig vom Projektverlauf – nicht ausgeschlossen.

Um die während der Vorbereitungen entstandenen Bearbeitungszeiten zu überbrücken, finanzierten das *Stadtarchiv München* und das *Münchner Stadtmuseum* mit Unterstützung des *Kulturreferats* erste Untersuchungs- und Vermittlungsschritte aus den laufenden Haushaltsgeldern. Auf diese Weise konnten zwischen 2012 bis 2014 insgesamt drei sogenannte Vorprojektphasen realisiert werden, die von Natalie Bayer und mir konzipiert und umgesetzt wurden. In diesem Rahmen wurden die konzeptuellen Grundlagen der eigentlichen Projektarbeit vorbereitet und eine erste wissenschaftstheoretische Konzeptionierung erarbeitet, die jeweils empirisch forschend getestet werden konnten. Die während dieser Zeit erzielten Ergebnisse bilden die Basis für das 2015 offiziell gestartete Projekt „Migration bewegt die Stadt“ und können für die weitere Forschungsarbeit von den tätigen WissenschaftlerInnen gegebenenfalls herangezogen werden. Die Ergebnisse liegen in Form von Forschungsberichten (Bayer/Koschnick 2013; 2014) vor, in den Ausführungen zum Methodenteil dieser Arbeit wird aus ihnen zitiert werden. Diese Forschungsergebnisse der Vorprojektphase bilden eine wesentliche Datengrundlage der vorliegenden Arbeit.

## **1.5 Forschungsansatz**

Ausgehend von der Überzeugung, dass Migration ein Normalfall städtischen Lebens und damit ein zentraler Faktor gesellschaftlicher Dynamik und urbaner Entwicklung ist, war das erklärte Ziel des Projektzusammenschlusses, die Migrationsgeschichte der Stadt München zu rekonstruieren und für die Stadtgesellschaft zugänglich zu machen. München und seine Geschichte sollten eingebettet in die jeweiligen historischen und gesellschaftspolitischen Kontexte aus der Perspektive und den Lebensrealitäten der Migration neu betrachtet werden. Dabei wurde Migration als genuin urbanes Phänomen begriffen und München entsprechend nicht nur als durch Migration geprägte, sondern als überhaupt erst im Kontext von historischen Wanderungsbewegungen und den damit verbundenen Konsequenzen entstandene und sich entwickelnde Stadt verstanden. Die Themenfelder Stadt und Migration wurden als interdependente Phänomene aufgefasst und entsprechend zusammengedacht (Yildiz 2009; 2011a). Die Migrationsgeschichte

Münchens aufzuarbeiten bedeutete, die Geschichtsschreibung und die historische Entwicklung der Stadt aus den Lebensrealitäten, Praktiken und Politiken der Migration heraus neu zu betrachten (Engl/Hess 2009). Dieser Blickwinkel verlangte eine Forschungsperspektive, die sensibel ist für die Vielschichtigkeit und Vielgesichtigkeit von Migration und ihre unterschiedlichen Motive. Ein Blickwinkel, der die verschiedenen historischen Phasen, Formen und reglementierenden und organisierenden Politiken mit ihren lebensweltlichen Konsequenzen für die Akteure und die stadtgeschichtliche Entwicklung im Blick hat.

Im Sinne dieser theoretischen Überlegungen setzte die Konzeption des Vorprojektes bei der Erarbeitung von historischen Wissen und migrationsrelevanten Themenfeldern projektbegleitend auf eine enge Kooperation mit unterschiedlichen Akteuren der Migration. Dadurch sollte einerseits ein multiperspektivischer Ansatz bei der Re-Lektüre der Stadtgeschichte gewährleistet und der wissenschaftstheoretische Blick ergänzt werden. Durch die Zugrundelegung einer emischen und etischen Perspektive konnte von vorneherein ein doppelter Zugang zur Thematik gewährleistet werden<sup>16</sup>. Andererseits wurde damit die Idee verfolgt, die Institutionen im Sinne der Cliffordschen „contact zones“ (Clifford 1997) zu öffnen. Im Forschungsverlauf potentiell auftretende Diskrepanzen zwischen herkömmlichen Praktiken der Institutionen und Bedürfnissen der Akteure sollten von Fall zu Fall methodologisch und arbeitspraktisch gelöst werden.

Der Forschungsarbeit wurden kulturanthropologische Ansätze zugrunde gelegt, die einen konstruktivistischen, praxeologischen Kulturbegriff vertreten und Kultur als einen andauernden, dynamischen Prozess begreifen. Entgegen einem differenztheoretischen Paradigma, das von einer historisch gewachsenen, territorial definierten Homogenität von Kultur ausgeht und damit die Vorstellung von Gesellschaft als einen kulturell homogenen Container bewirkt, stehen hier vielmehr die Vermischungen, Durchkreuzungen und Verbindungen im Zentrum des Erkenntnisinteresses. Prozesse kultureller Dynamiken und eine zunehmende Transnationalisierung von Stadtraum, Gesellschaft und Alltags stehen demzufolge ebenso im Zentrum des Interesses wie Akteure, Institutionen und Politiken der gesellschaftlichen Reglementierung und Kategorisierung (Hess 2007; Engl/Hess 2009; Hess 2011; Çağlar/Glick Schiller 2011). Ein multiperspektivisch ausgerichteter Forschungsansatz, der eine polyphone

---

<sup>16</sup> Die Begriffe emisch und etisch werden in den Sozial- und Kulturwissenschaften zur Beschreibung der Forschungsperspektive verwendet. „Emisch“ entspricht der Perspektive der Akteure der untersuchten Gruppe, der Innenperspektive. „Etisch“ markiert den Blick von außen.

Darstellung der Ergebnisse fordert, barg die Chance, die bei der Thematik Migration häufig festgefahrenen und polarisierenden Erzählstrukturen zu vermeiden und nicht in die Ethnisierungs-, Kulturalisierungs- und Nationalisierungsfallen zu tappen (Hess 2015). Es galt sensibilisiert für die weitverbreiteten normativen, stereotypisierenden und rassistisch diskriminierenden Kategorisierungen in gesellschaftspolitischen Diskursen zu sein und die in Medien, Öffentlichkeit und Gesellschaft vermittelten und konstruierten Bilder, ihr Zustandekommen und ihre Wirkweisen kritisch zu hinterfragen und auf die Motive und Traditionen ihres Zustandekommens zu prüfen.

Für das zu entwickelnde Sammlungskonzept bedeutete dies, eine objektkritische Dokumentation der Komplexität migrantischer Lebenswelten – ihrer Entwicklung, Vielfalt und Verwobenheit – zu leisten und einen den Akteuren sowie dem Phänomen gerecht werdenden multivokalen gegenständlichen Raum in Vergangenheit und Gegenwart jenseits polarisierender Diskurse zu schaffen. Im Sinne des repräsentationskritischen Ansatzes musste darauf geachtet werden, den konstitutiven Charakter von Migration jenseits der Reproduktion von homogenisierenden, reduzierenden und diskriminierenden Narrativen zu verdinglichen.

## **1.6 Datengewinnung**

Der Vorprojektplan sah unterschiedliche Forschungsphasen vor, die ein entsprechendes methodologisches Vorgehen verlangten. Die Phasen mussten nicht zwangsläufig chronologisch aufeinander aufbauen, sondern liefen die meiste Zeit parallel. Grundsätzlich sollte, im Sinne des empirisch-ethnografischen Arbeitens und als Konsequenz aus der Repräsentationskritik, ein partizipativer Zugang fester Bestandteil der methodischen Konzeptionalisierung sein. Dieses Herangehen sollte entsprechend unserer forschungstheoretischen sowie forschungsethischen Überzeugung nicht nur tragende Säule des Forschungsansatzes sein, sondern über die Forschungsarbeit und Konzeptentwicklung hinaus langfristig in den Arbeitsalltag und in die institutionellen Strukturen integriert werden.

Ziel war es also auch, eine nachhaltige Verankerung kooperativer Arbeitsmethoden im Rahmen des Forschungsprojektes zu entwickeln, die eine Öffnung der beiden beteiligten Häuser, Stadtmuseum und Stadtarchiv, im Sinne von Perspektivenvielfalt und basisdemokratischer Transparenz ermöglichen sollten. Ein partizipativer Referenzrahmen sollte zudem helfen, Phänomene der Migration im städtischen Kontext



überhaupt zu erkennen, zu hinterfragen und entsprechend einordnen zu können. Angesichts der Mehrdimensionalität von Objektbedeutungen sollte dieser Zugang weiter dazu dienen, die Fragen nach individuellen und kollektiven Bedeutungsebenen zu erörtern: Wie schreiben sich migrationsrelevante Erfahrungen in einem Objekt ein? Wie können Objekte aus der Perspektive der Migration gelesen werden und im Kontext der musealen Sammlungsstrukturen ausfindig gemacht werden?

In der ersten Vorprojektphase galt es, im Sinne einer empirisch fundierten Theorie- und Methodenbildung, Begriffe und Themenfelder zu erarbeiten, die für die Geschichte und Gegenwart der Migration in München bedeutsam sind. Da Migration auf der begrifflichen Ebene zu abstrakt und allgemein ist und damit schwerlich recherchier-, sammel- oder vermittelbar ist, sollte die Annäherung zunächst über konkrete, mit Migration assoziierte Themenfelder erfolgen. Dies fand auf verschiedenen Ebenen statt: über empirisch-vernetzende, historisch-ethnografische sowie sammlungsbasierte Forschungsarbeit. In einem weiteren Schritt galt es, die sich daraus ergebenden stadt- und migrationshistorisch bedeutsamen Themenfelder zu materialisieren und für eine retrospektive wie neu anzustellende Sammlungsrecherche fruchtbar zu machen. Damit wurde nicht von einer Definition, was unter dem Thema Migration zu verstehen ist und als Sammlungsfeld in den Blick rücken muss, ausgegangen, sondern die Annäherung war selbst Gegenstand und Ergebnis des Forschungsprozesses.

Im Sinne der Begriffsbildung und Themenfindung wurden in der ersten Vorprojektphase folgende Maßnahmen durchgeführt (Bayer/Koschnick 2013: 4):

- Recherchen zum Stand der praxisbezogenen und wissenschaftlichen Debatten insbesondere für das Museumsfeld. Ergänzt wurden das erhobene empirische Material durch den Blick auf den Umgang mit der Thematik Migration und Sammlungsstrategien anderer Häuser in der deutsche Museumslandschaft und Archivarbeit sowie einer ersten Reflexion über die Sammlungs- und Ausstellungsgeschichte von Stadtmuseum und -archiv. Zusätzlich soll für die kommenden Projektschritte auch eine Vertiefung mit Konzepten und Ergebnissen anderer Häuser stärker im Fokus stehen, um einen fachlichen Austausch herzustellen (Expertenworkshop)
- Recherche von Akteuren, die als geeignete Zeitzeugen erscheinen, zur Erhebung von biografisch-narrativen Interviews.
- Kontaktaufnahme mit Akteuren der Migration, um aufgrund ihres Wissens, ihren Erfahrungen und Bedürfnissen erste Zugänge zu erarbeiten. Hierzu wurden

eine Workshop-Reihe und narrative Interviews durchgeführt.

- Wissenschaftliche Analyse des Interviewmaterials und der Workshop-Ergebnisse, um eine Übersicht an ersten Themen und Orten zu generieren, die für die Migration in München relevant erscheinen (Mapping).
- Erarbeitung einer themenzentrierten Agenda zur Sichtung der Museumsbestände und erste Überlegungen zum Aufbau einer repräsentativen Sammlung von Objekten und Dokumenten.
- Einbindung diverser Akteure der Migration für neue Ideen des Darstellens und Erzählens der Münchner Migrationsgeschichte und -gegenwart im Sinne eines partizipativen Ansatzes.

Anknüpfend an die Ergebnisse aus dieser Forschungsphase sollten in einem zweiten Schritt die erarbeiteten Begriffe und Themenfelder vertieft werden. Zudem war vorgesehen auf dieser Basis eine systematische Re-Lektüre der Münchner Stadtgeschichte aus Perspektive der Migration vorzunehmen und sie als vorläufige Bewertungs- und Selektionskriterien für eine erste Sichtung und Auswertung des Sammlungsbestands heranzuziehen. Dazu wurden folgende Maßnahmen von uns durchgeführt:

- Intensivierung der Kontakte zu Akteuren der Migration aus der Projektphase I für eine enge Projekteinbindung und zur Vertiefung/Ausbau des Netzwerks
- Vertiefung der Themen und Datenerhebung entsprechend der Erkenntnisse aus Projektphase I durch Workshops und Feldforschungserhebungen (Einzel- und Gruppeninterviews, Wahrnehmungsspaziergänge etc.) mit Akteuren der Migration
- Sammlungssichtung zur Geschichte und Gegenwart der Münchner Migration und erste Analyse (Koschnick)
- Informelle Gespräche / Interviews mit Experten aus dem Museums- und Archiv-Feld
- Erste Skizzen zur Repräsentierbarkeit (Bayer) und Sammelbarkeit (Koschnick) der Migration

Um migrationshistorisch relevante Phasen und Ereignisse der Münchner Stadtgeschichte ausfindig zu machen, sollte die offizielle Münchner Stadtgeschichtsschreibung aus der Perspektive der Migration unter die Lupe genommen

werden. Hierfür wurden als konkrete Maßnahmen zum einen die institutionellen Beiträge zur Aufbereitung der Münchner Stadtgeschichte untersucht, wie sie in Publikationen und Ausstellungen der beiden Häuser vermittelt wurden. Insbesondere wurde auch die Dauerausstellung des Stadtmuseums untersucht. Da diese die zentralen Aspekte der Münchner Stadtgeschichte erzählen soll, sollte von hier ausgehend überlegt werden, was aus der Perspektive der Migration entweder fehlt oder wie und ob die dargestellten Einheiten um diese Perspektive erweitert werden können. Ergänzt wurde dieser Zugang auch durch das Heranziehen externer migrationshistorischer sowie generell stadthistorischer Veröffentlichungen. Auch Ausstellungen zur Münchner Migrationsgeschichte und die sie begleitenden wissenschaftlichen Beiträge wurden für die Untersuchung herangezogen und ausgewertet.

Dieses Vorgehen, das der Eruierung von für München und seine Bevölkerung migrationshistorisch bedeutsamen Themen, Orten und Ereignissen diente, wurde durch eine ethnologisch-empirisch forschende Ebene ergänzt. Es wurden sowohl Gruppen- als auch Einzelinterviews mit Münchner Akteuren der Migration geführt. In insgesamt fünf Workshops, die wir mit unterschiedlichen Themenschwerpunkten und Zielsetzungen während der Vorprojektphasen durchführten, wurden Themenfelder erarbeitet, welche die Teilnehmenden für eine museale oder archivalische Bearbeitung und Berücksichtigung im Kontext der Münchner Migrationsgeschichte als wichtig erachteten. Zudem wurde ein regelmäßig tagendes Gremium eingeführt, welches gleich einem Fachbeirat sowohl den Forschungsprozess kritisch begleiten sollte als auch eigene Themen und Wünsche einbringen konnte. Das Gremium bestand aus rund 15 Mitgliedern, die wir, die beteiligten Wissenschaftlerinnen des Projekts, ausgewählt und eingeladen hatten. Das Gremium traf sich im zweiten Vorprojektjahr einmal im Quartal. Diese Zugänge – Gruppen- und Einzelinterviews, Workshops und Fachgremium – sollten eine empirische Aufbereitung und Rückbindung der Thematik gewährleisten und erste Schritte darstellen, einen partizipativen Ansatz konsequent und dauerhaft für die beteiligten Institutionen zu etablieren. Gleichzeitig konnte – zumindest teilweise – dadurch auch das Anliegen eingelöst werden, das Prozedere sowie die Forschungsergebnisse kontinuierlich an die Öffentlichkeit zu kommunizieren und so eine gewisse Transparenz zu ermöglichen und sich potentieller Kritik und Ideenvorschlägen zu stellen.

Für das verfolgte Ziel, migrationsrelevante Objektkategorien/-gruppen ausfindig zu machen, konnte auf das im Kontext des Forschungsprojekts erarbeitete erste

Themensample zurückgegriffen werden. Gleichzeitig erfolgte ein Themen- und Objektmapping durch die historisch-ethnografische Betrachtung und Auswertung der Sammlungsbestände. Hierfür bildete die Sammlung Stadtkultur/Volkskunde<sup>17</sup> des *Münchner Stadtmuseums* den Ausgangspunkt. Der Zugang erfolgte hierbei auf verschiedenen Ebenen:

- Sichtung und Auswertung der Inventarbücher der Sammlung Stadtkultur/Volkskunde
- Interviews und informelle Gespräche mit ausgewählten Sammlungsleitenden, dem stellvertretenden Direktor des Museums in seiner Funktion als Sammlungsdirektor und wissenschaftlichen Mitarbeitenden der Sammlungen
- Sichtung und Auswertung von sammlungseigenen, meist ausstellungsbegeleitenden Publikationen
- Objektkritische und objektbasierte Sichtung und Auswertung der Dauerausstellung
- Sichtung und Auswertung des sammlungsinternen, Themen und Einzelobjekt begleitenden Dokumentations- und Archivmaterial
- Feldforschende Sichtungen im zentralen Museumsdepot sowie der Studiensammlung der Sammlung Stadtkultur/Volkskunde

Darüber hinaus dienten als Referenzpunkt auch Konzepte und Herangehensweisen anderer Museen und Archive oder Projekte, die sich mit dem Thema Migration auseinandersetzen. Hierfür wurden sowohl Publikationen herangezogen als auch Ausstellungen und Veranstaltungen wie insbesondere Tagungen zur Thematik besucht und gegebenenfalls vorhandene Objektdatenbanken anderer Museen herangezogen. Außerdem wurde bei den eingangs genannten Forschungsmaßnahmen (Workshops, Einzel-/Gruppeninterviews, Fachgremium, Re-Lektüre der Stadtgeschichte) auch gemeinsam mit den Akteuren den Fragen nach potentiellen Objekten und nach möglichen Kriterien zur Sammlung von Migration nachgegangen.

Generell galt es bei der Sammlungsrecherche, den Fokus auf die historische Entwicklung und den Wandel von Themenschwerpunkten seit der Gründung des *Münchner Stadtmuseums* zu legen. Hierfür wurden insbesondere Publikationen, vor allem hauseigene Ausstellungskataloge sowie Literatur zur Geschichte und Identität des Hauses im Wandel der Zeit, ausgewertet, informelle Gespräche und Interviews mit

---

<sup>17</sup> Die begriffliche sowie inhaltliche Erweiterung der Sammlung Volkskunde um die Thematik Stadtkultur wurde 2011 mit dem personellen Wechsel der Sammlungsleitung eingeführt.

Sammlungsleitenden geführt sowie die Inventarbücher in den Blick genommen. Ergänzt wurde die Recherche um Untersuchungen der sammlungsinternen Dokumentationssysteme, das heißt neben Inventarbüchern auch das Themen und einzelne Objekte begleitende Archivmaterial.

Relevante Informationen und Objekte, die bei der Katalogrecherche, in Gesprächen oder auch durch Zufälle in anderen Sammlungen gewonnen wurden, konnten in die Auswertung einbezogen und als Referenzgröße zur Korrektur oder Spezifizierung herangezogen werden. Insbesondere die bei der Katalogrecherche, den Depotbesuchen oder bei informellen Gesprächen im Arbeitsalltag im Museum zusätzlich, wenngleich zufällig erlangten Informationen, stellen einen wertvollen Wissens- und Erfahrungsschatz dar, der in die Auswertung einfließt. Bevor ich die Auswertung der Ergebnisse in Form von Eckpunkten eines Sammlungskonzepts vorstelle, werde ich in Folgenden zunächst den wissenschaftstheoretischen Hintergrund der Forschungsarbeit darlegen.

## **2. MIGRATION & (STADT-)MUSEUM**

### **2.1 Was ist/macht ein Museum?**

Die Beantwortung der grundlegenden Fragen, was ein Museum ausmacht und welche Tätigkeiten es ausübt, erscheint zunächst einfach. Der *International Council of Museums (ICOM)*<sup>18</sup> definiert die Institution Museum und ihre gesellschaftlichen Funktionen in den Vereinsstatuten wie folgt: „A museum is a non-profit, permanent institution in the service of society and its development, open to the public, which acquires, conserves, researches, communicates and exhibits the tangible and intangible heritage of humanity and its environment for the purposes of education, study and enjoyment“ (ICOM

---

<sup>18</sup> Der *International Council of Museums (ICOM)*, 1946 gegründet, ist ein internationaler Zusammenschluss von Museen und Museumsfachleuten, der sich fachübergreifend um die Vertretung der Belange von Museen in der Öffentlichkeit bemüht. Neben dem fachlichen Austausch, der Wissensvermittlung und Angeboten zur Weiterbildung sieht er seine Aufgabe in „dem Erhalt, der Pflege und der Vermittlung des kulturellen und natürlichen Welterbes“ (<http://www.icom-deutschland.de/ueberuns-internationaler-museumsrat.php>). Das Netzwerk umfasst rund 35.000 Mitglieder und gliedert sich in 117 sogenannte nationale sowie 30 internationale Komitees. Die erstmals 1986 von der *ICOM* entwickelten „Ethische(n) Richtlinien für Museen“ (ICOM 2010) formulieren international anerkannte Museumsstandards und -grundsätze und gelten weltweit als Leitfaden für die professionelle Arbeit von Museen und in diesem Bereich tätige Fachleute (ebd.).

2007: 2).<sup>19</sup> Auch der *Deutsche Museumsbund (DMB)*<sup>20</sup> bestimmt die Institution Museum und ihr Aufgabenspektrum auf der Basis ähnlicher Aspekte: „1. Ein Museum ist eine von öffentlichen Einrichtungen oder von privater Seite getragene, aus erhaltenswerten kultur- und naturhistorischen Objekten bestehende Sammlung, die zumindest teilweise regelmäßig als Ausstellung der Öffentlichkeit zugänglich ist, gemeinnützigen Zwecken dient und keine kommerzielle Struktur oder Funktion hat. 2. Ein Museum muß eine fachbezogene (etwa kulturhistorische, historische, naturkundliche, geographische) Konzeption aufweisen. 3. Ein Museum muß fachlich geleitet, seine Objektsammlung muß fachmännisch betreut werden und wissenschaftlich ausgewertet werden können. 4. Die Schausammlung des Museums muß eine eindeutige Bildungsfunktion besitzen. 5. Nicht als Museum werden angesehen: Konzeptionslose Ansammlungen verschiedenartiger Objekte ohne fachbezogenen Hintergrund. Gleichartige Objektansammlungen ohne fachbezogenen Hintergrund oder ohne Bildungsfunktion (z.B. Bierdeckelsammlungen). Fachbezogene, aber nicht zuletzt einem kommerziellen Zweck dienende Verkaufsschauen (auch wenn sie aus heute nicht mehr gebräuchlichen oder auf dem allgemeinen Markt erhältlichen Objekten bestehen). Rein didaktischen oder informativen Zwecken dienende Ausstellungen ohne Sammlung als fachbezogener Hintergrund und ohne fachliche oder wissenschaftliche Betreuung bzw. Bearbeitung der Objekte. Rein wissenschaftliche Sammlungen, die nicht regelmäßig der Öffentlichkeit zur Besichtigung zugänglich sind“ (Klausewitz 1978: o. S.).

Die Fragen nach Wesen und Tätigkeiten des Museums erscheinen vor dem Hintergrund dieser beiden beispielhaften Definitionen und der Selbstverständlichkeit, mit der wir dem Begriff in unserem Alltag begegnen, auf den ersten Blick banal. Es ließe sich vermuten, es sei gänzlich klar, was ein Museum ist. Dabei ist es ein Paradox, dass bei gleichzeitig erfolgreicher Verbreitung und Expansion der Institution Museum, ihre gesellschaftliche Funktion und ihr gegenwärtiger Stellenwert durchaus umstritten sind (Fliedl/Posch 2002: 7). De facto ist der Begriff Museum nicht geschützt und der gesellschaftliche Auftrag und die Aufgaben der Institution auch nicht offiziell geregelt

---

<sup>19</sup> Wenngleich es Stimmen gibt, die auf die Problematik der Autorschaft und das damit verbundene institutionelle Interesse bei der Museumsdefinition verweisen, so wird diese Definition der *ICOM* bis heute als die im Museumsfeld weithin gültige anerkannt (van Mensch 1992: Kapitel 24).

<sup>20</sup> Der *Deutsche Museumsbund (DMB)*, 1917 gegründet, ist der bundesweit agierende, offizielle Berufs- und Interessenverbund von Museen und Museumsfachpersonal in Deutschland. Er engagiert sich für die „Belange historischer, kulturhistorischer, technikhistorischer, naturwissenschaftlicher Museen und Kunstmuseen sowie weiterer Museumsgattungen“ (<http://www.museumsbund.de/de/wir/>). Der *DMB* hat beratende Funktion und erarbeitet Positionspapiere und Leitfäden zu aktuellen Themen und Belangen aus dem Museumsfeld. Darüber hinaus setzt sich das Netzwerk durch die Organisation von Tagungen, Workshops, Projekten zur Fort- und Weiterbildung sowie regelmäßig herausgegebene Schriftenreihen für die Kommunikation und Verbreitung von aktuellen museumsspezifischen Themen ein.

(<http://www.museumsbund.de/themen/das-museum/>).

Die Definitionen und der selbstverständliche Gebrauch der Begrifflichkeit lassen die etymologische Entwicklung und die institutionengeschichtliche Tradition vor dem Hintergrund seiner gesellschaftlichen Kontexte, in welcher das Museum steht, außen vor. Die vermeintlich klare Vorstellung, die wir von der Institution, ihren Arbeitspraxen und dem gesellschaftlichem Status haben, steht in starkem Kontrast zur Komplexität der wissenschaftlich geführten Diskurse über die Institution und das Konzept Museum. Stand neben museumspraktischen Fragestellungen, wie sie in der Museologie<sup>21</sup> diskutiert werden, zunächst die Beschäftigung mit den Objekten in den Sammlungen und Depots im Vordergrund, so rückte seit den 1980er-Jahren zunehmend die Institution selbst, ihre Arbeitspraxen und Funktionsweisen in den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Erkenntnisinteresses (Baur 2010a: 7).

Der Historiker und Kulturwissenschaftler Joachim Baur sieht den für die vergangenen Jahrzehnten zu konstatierenden „Boom der Museumsforschung“ (ebd.) vor allem in zwei Aspekten begründet: Einerseits ginge mit dem intensiven Forschungsinteresse ein neuerliches gesellschaftliches Interesse an der Institution einher, wie es sich an wachsenden Besucherzahlen und anhaltenden Museumsgründungen ablesen lässt. Andererseits resultiert laut Baur der Trend, das Museum als transdisziplinäres Forschungsfeld und -gegenstand zu entdecken, aus der hohen wissenschaftlichen Anschlussfähigkeit, die im Wesen der Institution selbst begründet läge (ebd.). Als „key cultural loci of our times“ (Macdonald 1996: 2) und „Artefakt unserer eigenen Gesellschaft“ (Baur 2010a: 7) ließen sich „wie durch ein Brennglas, gesellschaftliche Verhältnisse und Formationen von Wissen und Macht in den Blick nehmen“ (ebd.), so dass die Institution Museum für die Sozial-, Kultur- und Geschichtswissenschaften gleichermaßen bestens geeignet scheint, um den wissenschaftlichen Forschungsinteressen und -schwerpunkten der vergangenen Jahrzehnte dieser Fächer nachzugehen: „Museen sind Orte der Repräsentation und Exklusion (...) der Wissenschaftsgeschichte und Wissenspopularisierung, der Inszenierung von Identität und Alterität, der Erinnerungskultur und Geschichtspolitik – allesamt Felder, die in den letzten Jahren verstärkt in den Fokus sozial- und kulturwissenschaftlicher Forschung gerückt sind“ (ebd.).

---

<sup>21</sup> Als erste museologische Abhandlung kann das von Samuel Quiccheberg verfasste Werk „Inscriptiones vel Tituli Theatri Amplissimi“ aus dem Jahr 1565 gelten. Es bietet eine theoretisch fundierte Anleitung zu Aufbau, Ordnung und Präsentation einer Sammlung von Objekten. Kontext und Motiv der Arbeit ist die im Auftrag von Herzog Albrecht V. zur selben Zeit in München entstehende Kunst- und Wunderkammer in der Münchner Residenz (Roth 2000; te Heesen 2012: 30-32).

Die Komplexität und Intensität der Debatten beschränken sich damit nicht auf das museumswissenschaftliche Feld. Sie sind vielmehr Resultat und Ausdruck eines transdisziplinär geführten wissenschaftlichen Diskurses mit seinen unterschiedlichen Forschungsperspektiven, Fragestellungen, Methoden und Zugängen sowie eines gesteigerten gesellschaftlichen und politischen Interesses an der Institution. Zudem trägt die Komplexität der Forschungsfragen der Vielzahl heute existierender Museumstypen Rechnung sowie der Fülle an Aufgaben und Funktionen, die seitens Gesellschaft, Politik und Wissenschaft an die Institution herangetragen werden. Damit liegt die intensivierte und vielschichtige Auseinandersetzung auch in der Institution selber und in den gesellschaftshistorischem Wandel unterworfenen Relevanzverschiebungen ihrer Aufgaben und Funktionen sowie wissenschaftlichen Konzeptualisierungen begründet, die die Institution Museum als kulturelles Phänomen und eine im Kontext westlicher Gesellschaften etablierte Kulturtechnik in Erscheinung treten lassen (Baur 2012b: 131). Trotz der klar erscheinenden Definition der Institution und Funktion des Museums muss festgestellt werden: Die dem Gegenstand Museum aufgrund der Komplexität an Konzeptualisierungen mit ihren jeweiligen Hintergründen von Baur attestierte „Widerspenstigkeit“ (Baur 2010b: 15-48) verweist auf eine problematische wie zu problematisierende definatorische Fülle des Begriffs. Auch die folgende Aussage des Philosophen und Historikers Krzysztof Pomian schließt hieran an: „Das erste Problem ist der Begriff Museum an sich. Können wir ihn im Singular verwenden oder müssen wir im Sinne der Klarheit zwischen verschiedenen Museumstypen nach Größe, Lage, Status, Trägerschaft und Funktion differenzieren?“ (Pomian 2007:16).

Aus diesem Grund, und um den gesellschaftspolitischen wie historischen Kontext meines Feldes zu umreißen, erachte ich es als notwendig, mich der Institution Museum zunächst über ihre historische Entwicklung und ihre gesellschaftlichen, politischen oder wissenschaftlichen Konzeptualisierungen zu nähern, insofern sie einen Wandel in den Aufgabenstellungen, Arbeitspraxen und der gesellschaftspolitischen Bedeutung von Museen bewirk(t)en. Wenn ich die historische Entwicklung der Institution sowie ihre über die Jahrhunderte divergierenden sozialpolitischen und kulturhistorischen Funktionsweisen zusammenfasse, sollen die Aufgaben und der Charakter dessen, was ein Museum – auch in Abgrenzung zu anderen, historisch und ideengeschichtlich verwandten Kulturinstitutionen wie etwa Archiven, Sammlungen oder Bibliotheken – ausmacht, gezeigt werden. Der Fokus wird aber auf der Wirksamkeit sowie auf der Bedeutung von Museen liegen, die sie als Akteure im Prozess der Herstellung und



Vermittlung eines sogenannten kulturellen und historischen Erbes<sup>22</sup> und im Rahmen kollektiver Gedächtnis- und Erinnerungskultur einnehmen.

### **2.1.1 Musentempel – Schatzkammer – Spiegel der Nation: Stationen der Institutionsgeschichte**

Über die historische Kontextualisierung der Verwendung des Begriffs Museum und der mit ihm assoziierten Wesensmerkmale lassen sich die Traditionen aufzeigen, in denen er, wie wir ihn heute verwenden, steht. Im dabei festzustellenden Wandel und den Schwankungen, denen der Begriff in seiner Verwendungsgeschichte unterworfen ist, wird die Institution gemeinhin vom Musentempel, der Schatzkammer, dem Kuriositätenkabinett, der Bildungsinstitution, einem Ort sozialer Inklusion oder als Forum für den gesellschaftlichen Austausch betrachtet. Die unterschiedlichen begrifflichen Konnotationen verweisen auf einen Wandel der Institution, der grundsätzlich als ein Demokratisierungsprozess beschrieben werden kann und in dessen Rahmen sich das Museum von einem tendenziell exklusiven, nur für eine kleine Personengruppe zugänglichen, zu einem inklusiven, an eine breite Öffentlichkeit gerichteten Ort entwickelt. Gerade durch den historisch-etymologischen Ansatz zur begrifflichen Bestimmung von Museen ließen sich „(...) die Kontinuitäten und Diskontinuitäten dessen veranschaulichen, was zu verschiedenen Zeiten als ‚Museum‘ begriffen wurde und so die Ausprägung von Eigenheiten oder die Absonderung anderer Merkmale sichtbar machen, durch die sich – stets instabil und wandelbar – Gestalt und Gehalt des Museums in unserem heutigen Verständnis herausbildeten“ (Baur 2010b: 19f.). Die vermeintliche Eindeutigkeit des Begriffs Museum, wie er uns heute begegnet, ist keine Selbstverständlichkeit. Seine heute charakteristischen Bedeutungsinhalte bilden sich erst im Laufe der Jahrhunderte etymologisch heraus und Museum findet als feststehender Begriff nur allmählich Eingang in den allgemeinen Sprachgebrauch (Blank/Debelts 2002: 22).

---

<sup>22</sup> Der häufig unkritisch verwendete Begriff des kulturellen und historischen Erbes vermittelt den Eindruck, ein solches würde als feste, klar definierte und definierbare Größe existieren. Dies widerspricht wissenschaftstheoretischen Ansätzen des Vielnamenfaches Volkskunde/Europäische Ethnologie/Empirische Kulturwissenschaft/Kulturanthropologie, die einen handlungszentrierten Kulturbegriff verwenden und Kultur und Geschichte als Ergebnis gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse verstehen (Jöhler/Marchetti/Tschofen/Weith 2011), bei denen auch die eine Definitionsmacht innehabenden WissenschaftlerInnen eine maßgebliche Rolle spielen (Hess/Schwertl 2013: 15). Dabei fungieren gerade das verwendete empirisch-ethnografische Methodenspektrum und die starke Reflexion des Prozesses der Wissensproduktion, insbesondere hinsichtlich Forschungszugang und Rolle der Forschenden, als Alleinstellungsmerkmal des Faches (ebd.).

Der Begriff Museum wird aus dem Lateinischen hergeleitet. Hier ist seine Bedeutung „als ein Ort für gelehrte Beschäftigung, in leichter Variation zu seiner griechischen Bezeichnung als einem ‚Musensitz‘“ (te Heesen 2012: 20) vordergründig. Die Einträge in den ersten Nachschlagewerken zu Beginn des 18. Jahrhunderts ziehen in erster Linie den antiken Vorläufer, das „alexandrinische Museion“ (Blank/Debelts 2002: 24), zur Begriffserklärung heran, wobei hier die Konnotation als Ort der Gelehrsamkeit im Vordergrund steht. Interessant ist, wie die Kulturwissenschaftlerinnen Melanie Blank und Julia Debelts unterstreichen, dass zu diesem Zeitpunkt noch keine notwendige Verknüpfung zu Objekten einer Sammlung oder Ausstellung besteht: „Wenngleich in den Studierstuben auch Objekte und Sammlungen Teil (...) sein können, sind doch diese Objekte und Sammlungen nicht ausschlaggebend für die Benennung“ (ebd.: 25). Die Anlehnung an die frühe Begriffsbezeichnung der griechischen Antike verweist dennoch auf wesentliche Aspekte, die wir heute mit dem Wesen eines Museums verbinden: ein Ort der stillen Verehrung – sei es ein Kunstwerk oder historische und sozio-kulturelle Sachverhalte –, ein Ort der Kontemplation und Erkenntnisgewinnung, der empirisches Anschauungsmaterial zu Studienzwecken bergen und bereitstellen kann. So konstatiert auch die Kulturwissenschaftlerin Anke te Heesen: „Verehrung und gelehrter Dialog sind die entscheidenden Stichworte, die den ursprünglichen Begriff des Museums ausmachen“ (te Heesen 2012: 20) und bis heute in der assoziativen Definition von Museen nachhallen.

Infolge der der Renaissance eigenen Wiederentdeckung der Antike erfuhr der Begriff, nach einer zwischenzeitlichen Bedeutungslosigkeit während des Mittelalters, erneuten Aufschwung (Blanks/Debelts 2002: 25) und „avancierte (...) bis zum späten 16. Jahrhundert zu einem zentralen Organisationsprinzip kultureller Aktivität“ (Baur 2010b: 20). Die Historikerin Paula Findlen schreibt hierzu: „Thus the museum, as the nexus of all disciplines, became an attempt to preserve, if not fully reconstitute, the encyclopaedic programme of the classical and medieval world, translated into humanistic projects of the sixteenth century, and later the pansophic vision of universal wisdom that was a leitmotif of seventeenth- and early eighteenth-century culture“ (Findlen 2004: 26). Die der Begrifflichkeit innewohnende Bedeutung von Museen als Ansammlung, Ordnung und Klassifizierung von Ideen und/oder Objekten kam der Epoche in ihrem weltanschaulich allumfassenden Erkenntnisbestreben und optimistischen Glauben an die positive Entfaltungsmöglichkeit menschlicher Fähigkeiten durch Wissen entgegen. Das spiegelt sich auch in der zu dieser Zeit

geläufigen Subsummierung unterschiedlichster Aspekte unter den Begriff Museum und seiner vielseitigen Verwendung wieder (ebd.: 35): „In dieser weiten und abstrakten Fassung vermittelte das Konzept zwischen privatem und öffentlichem Raum, zwischen monastischer Vorstellung des Studiums als Kontemplation, der humanistischen Vorstellung des Sammelns als enzyklopädisch-textueller Strategie und den sozialen Prestigebedürfnissen, die sich mit einer realen Sammlung verbanden“ (Baur 2010b: 21). Gepaart mit dem Bildungsideal der Zeit erfuhr der Begriff zugleich einen entsprechenden humanistischen Zuschnitt. Bezeichnet als „Studio“ lag die Betonung darauf, ein Ort zu Studienzwecken und zur geistigen Kontemplation zu sein (Findlen 2004: 28). Die Exklusivität und Privatheit, die in dieser Begriffskonnotation durch den Aspekt des abgeschiedenen und nur einem bestimmten, akademisch gebildeten Kreis von Personen zugänglichen Ortes mitschwingt und sich von unserem heutigen Bild von Museen, eine öffentliche, für die breite Öffentlichkeit bestimmte Institution zu sein, unterscheidet, ändert sich im Laufe des 17. Jahrhunderts: „The advent of printing and the development of an expanding literate culture outside of the courts, universities and the church signalled the decline of the notion of intellectual privacy presupposed by the medieval and, to a lesser extent, Renaissance notion of collecting. By the seventeenth century the museum had become more of a galleria than a studio: a space through which one passed, in contrast to the static principle of the spatially closed studio. (...) The civic notion of museum placed it in motion; forever opening its doors to visitors“ (ebd.: 39f.). Blank und Debelts zeigen in ihrer Studie auf der Basis ihrer Auswertung deutschsprachiger Lexika vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis Ende des 20. Jahrhunderts die historische Entwicklung des Begriffs Museum und seiner Verwendungskontexte (Blank/Debelts 2002). Dabei wird deutlich, dass der Begriff bis Anfang des 19. Jahrhunderts sich nicht auf einen konkret existierenden Ort bezieht (ebd.: 15). Zu Beginn des 18. Jahrhunderts wird er „vorrangig für antike Museen, Kultstätten oder Gelehrtenakademien, also in Bezug auf historische Orte“ (ebd.: 175) herangezogen. Erst die gesellschaftshistorischen Umbrüche infolge der Französischen Revolution von 1789 initiieren schließlich einen Wandel, so dass „das’ Museum mit Sammlungen und Ausstellungen als Ort diskursiver bürgerlicher Öffentlichkeit (...) zu einem verorteten Prinzip mit gesellschaftlicher Aktualität“ (ebd.: 15f.) wird. Der Aspekt des Studierzimmers – entgegen den Ergebnissen von Findling – blieb nichtsdestotrotz im Kontext der lexikographischen Begriffsdefinition in Deutschland noch bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts der zentrale Aspekt in der zeitgenössischen

Begriffsbestimmung (ebd.: 175). Wengleich die Bedeutungsebene der kontemplativen Gelehrsamkeit für die Begriffsdefinition zu dieser Zeit vordergründig war, der auf den kommunikativen Austausch von Wissensinhalten und Weltanschauungen innerhalb eines bestimmten Personenkreises abzielte, so machen Blank und Debelts um 1800 eine bedeutsame Erweiterung des Museumsverständnisses ausfindig, der die Aspekte des Vergnügens und der Unterhaltung aufzeigt und die breite Facettenvielfalt der Verwendung des Begriffs Museum zu dieser Zeit belegt: „Museum bezeichnete einen Ort der Geselligkeit (...): einen Verkaufsort mit wechselnden Ausstellungen, ein Kaffeehaus, eine Akademie, eine Leihbibliothek, ein selbstverwaltetes Kulturzentrum, ein Konzert- und Ballhaus und nicht zuletzt einen Ort, an dem sich Politikverständnis ebenso wie Kunst- und Wissenschaftsvorstellungen bilden und festigen konnten, ein Ort des Diskurses, des Umgangs mit Menschen, meist unter Männern“ (ebd.:176). Auch das „Brockhaus Conservations-Lexikon“ von 1820 bezeugt diesen Wandel und verzeichnet als charakteristische Merkmale eines Museums neben der Betrachtung und der Lehre beispielsweise Aspekte wie Genuss und Neugier (te Heesen 2012: 21).

Die für die Begriffsbestimmung heute so zentrale Auffassung von Museen als „ein Sammlung beherbergender Ort“ (Blank/Debelts 2002: 175) stände dagegen zu dieser Zeit nicht im Vordergrund: „Um Sammelpraktiken und Aspekte des Dinggebrauchs zu erörtern, greifen die Lexikographen zu diesem Zeitpunkt auf Bezeichnungen zurück, wie sie Wortbildungen aus Objektbezeichnungen und Raumformen ermöglichen, z. B. Naturalienkammer, Münzkabinett usw. Einige solcher Sammlungen werden, vor allem in der sogenannten Gelehrtensprache, zwar mit ‚museum‘ bezeichnet, aber einen Oberbegriff >Museum< als Bezeichnung für dingliche Sammlungen gibt es nicht“ (ebd.). Die Begriffskonnotation „des Ortes mit dinglicher Sammlung“ (ebd.) wird erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts im Kontext zunehmender Museumsgründungen wesentlich, wenn der ehemals vorherrschende Bedeutungsreichtum etymologisch verloren geht, „die Bedeutungsschicht des Museums als Sammlungen beherbergender Ort ins Zentrum“ (ebd.: 176) rückt und der Begriff in Abgrenzung zu früheren Praktiken und Bezeichnungen „neue, nämlich öffentliche Verfügungs- und veränderte Präsentationsformen“ (ebd.) impliziert.

Damit markieren Blank und Debelts den Zeitpunkt, in dem unser heutiges Museumsverständnis „als Institution, als öffentliche Bildungseinrichtung“ (ebd.) maßgeblich geformt wird. Im Zuge der weiteren Institutionalisierung und Professionalisierung setzt sich eine „innerinstitutionelle“ (ebd.: 177) Definition des

Museums durch. Im Kontext dieser im Vergleich zum bisherigen Bedeutungsreichtum restriktiven Entwicklung ist die Autorität der Lexikografen als wissenschaftlich arbeitende Elite, wie Blank und Debelts betonen, nicht zu vernachlässigen: „Unter dem Anliegen, das Wissen von Fachleuten an Laien vermitteln zu wollen, werden die Lexika zum Sprachrohr einer fachwissenschaftlich und/oder bürokratisch orientierten Museumselite und popularisieren jenen verengten Museumsbegriff, der das Museum – zugespitzt formuliert – zu einer Anstalt des Sammelns, Bewahrens und Ausstellens des 20. Jahrhunderts macht“ (ebd.).

Wenngleich die vorangegangene etymologische Annäherung an den Begriff die Institutionengeschichte berührt und die Verwobenheit der Betrachtungsweisen zeigt, wird im Folgenden die konkrete historische Entwicklung der Institution noch einmal genauer betrachtet. Dabei wird erneut verdeutlicht werden, dass das zeitgenössische Museum im Wesentlichen auf drei historischen Entwicklungssäulen aufgebaut ist: dem Bildungsanspruch des Renaissance-Humanismus, der Aufklärung des späten 18. Jahrhunderts sowie der Nationalstaatsbildung im ausgehenden 19. Jahrhundert.

Die Begriffsgeschichte hat das Museum als Ort der Verehrung der Museen, der geistigen Kontemplation, des gelehrten Dialogs und der angewandten Wissenschaft beschrieben. Der Aspekt einer Sammlung konnte vorhanden sein, war für die Definition jedoch nicht maßgeblich. Zudem begann man in Deutschland erst im Verlauf des 18. Jahrhunderts, ein Museum nicht nur als historischen Ort, sondern überhaupt als konkretes Gebäude zu denken, das nun zunehmend eine Sammlung zu beherbergen und öffentlich zugänglich zu sein hatte.<sup>23</sup> Die wichtigsten historischen Entwicklungsstationen in Bezug auf die Institution als konkreter Ort lauten herkömmlicherweise: „Von Tempelsammlungen über das Museion in Alexandria zu Reliquienschatzkammern des Mittelalters, den ‚Kunst- und Wunderkammern‘ in Renaissance und Absolutismus bis zum verwissenschaftlichten und ausdifferenzierten Museumswesen des 19. Jahrhunderts“ (ebd.:12). Alle genannten Phänomene werden als institutionelle Vorläufer von Museen betrachtet. Gemein ist ihnen der Aspekt, als Objektspeicher ein Ort der Anschauung und der Ästhetik, der Demonstration von Reichtum und Macht und der Wissensspeicherung und -produktion zu sein – wenn auch ehemals nur für eine exklusiv auserwählte Personengruppe und zu primär wissenschaftlichem Zweck. Nicht jede Sammlung, die wissenschaftlichen Zwecken

---

<sup>23</sup> Der Historiker und Philosoph Krzysztof Pomian hat die enge Verknüpfung des Sammlungs- des Museumsgedanken herausgearbeitet und das Sammeln bzw. die Sammlung als den „Ursprung des Museums“ deklariert (Pomian 1988).

dient, ist aber nach heutigem Verständnis notwendigerweise auch ein Museum (te Heesen 2012: 19). Private Sammlungen, Archive oder Studiensammlungen von Universitäten etwa, werden mitnichten als Museen bezeichnet (werden können). Deshalb gilt es, neben dem Aspekt der Sammlung, weitere Aspekte ausfindig zu machen, die ein Museum kennzeichnen und als Vorläufer der Institution im heutigen Sinne gelten können.

Der für das heutige Verständnis von Museum, gleich welcher Art und welchen Schwerpunkts, maßgebliche Aspekt, der im 18. Jahrhundert hinzukommt, ist das Arrangieren und Präsentieren der Sammlung oder von Teilen von ihr nach wissenschaftlichen Kriterien und mit dem Zweck der Wissensbildung im Sinne des gelehrten, vernünftigen Geistes. Diese besondere Art der öffentlichen Bekanntmachung von Wissensinhalten und Informationen mittels einer objektbasierten, anschaulichen Präsentation erfährt im Zuge der sich etablierenden Kunst-, Gewerbe- und Industrieausstellungen rasant Verbreitung (ebd.: 22). Während eine Sammlung durch ihre Materialgebundenheit eher als etwas Konstantes und das Museum als „das Beständige“ (ebd.: 15) oder Permanente (Pomian 1988: 67) aufgefasst wird, kennzeichnet das Medium der Ausstellung seine Temporalität (te Heesen 2012: 23). Sie ist das mobile Pendant zum konservativen Charakter, der an einem konkreten Ort verwahrten Sammlung (ebd.: 15).

Diese beiden zentralen Konzepte – Sammlung und Ausstellung – entwickeln sich (parallel und in Wechselwirkung mit dem Phänomen der Vergnügungsparks und Weltausstellungen) im Verlauf des 19. Jahrhunderts. Jedoch kann ebenso wenig wie das Charakteristikum Sammlung, die Ausstellung alleiniges Definitionsmerkmal von Museen sein. Anfang des 20. Jahrhunderts finden beide Medien zusammen, wie der Kulturwissenschaftler Tony Bennett anschaulich in seiner zentralen Arbeit über die Entstehung und soziokulturelle Funktion von Museen zeigt (Bennett 1995), und verkörpern fortan das, was wir unserem heutigem Verständnis nach als Museum bezeichnen (te Heesen 2012: 14): neben der Sammlung, ihrer Konservierung und Organisation, die Forschung und die Vermittlung der entsprechend erarbeiteten Wissensinhalte durch das Hauptmedium der kuratierten Ausstellung.

Die Kulturwissenschaftlerin Anke te Heesen verweist zudem auf die Rolle der BesucherInnen für das Konzept Museum. Eine Sammlung sei nicht notwendigerweise eingerichtet, um das Material einem interessierten Publikum zur Schau zu stellen. Die moderne Auffassung eines Museums dagegen basiere primär auf dem Aspekt der

Präsentation von Wissensinhalten und impliziert damit einen Adressaten (ebd.: 23). Typisch für Museen sei in diesem Kontext auch die Erwartung, wie man sich im Museum zu verhalten habe: Ehrfurcht, Versenkung und „die Erfahrung eines göltigen Kanons“ (ebd.: 15) durch eine Atmosphäre hierarchisch-pädagogischer Gelehrsamkeit, welche der Kunsthistoriker Werner Hofmann als „museale(s) Piedestaldenken“ (Hofmann 1970: 120) bezeichnet. Damit nimmt die heutige Definition eines Museums, die auf dem Beziehungsgeflecht fußt, Ort der Sammlung und der Präsentation zu sein, – nicht nur zu wissenschaftlichen Forschungszwecken, sondern auch zur Vermittlung der Ergebnisse im Sinne der Unterhaltung und Bildung breiterer öffentlicher Kreise – endgültig Form an (te Heesen 2012: 20f.).

Als erste Museumsgründung nach modernem Verständnis wird oft der Schenkungsakt einer Sammlung antiker Schätze durch Papst Sixtus IV. an das römische Volk im Jahr 1471 und ihre Überführung auf das Kapitol bezeichnet (Pomian 2007: 16), da dieser Akt zahlreiche Aspekte impliziert, die für den heutigen Museumsbegriff von zentraler Bedeutung sind: Die ehemals sich in päpstlichen Besitz unter Ausschluss der Öffentlichkeit befindliche Sammlung wurde nicht nur in den Besitz der Öffentlichkeit überführt, sondern dieser zugleich, wenn auch zunächst nur einer entsprechend bevorzugten elitären Schicht, zugänglich gemacht. Sie wurde ferner zum dauerhaften Erhalt und damit auch für folgende Generationen bestimmt und sollte als Mittler zwischen Vergangenheit und Gegenwart fungieren. Damit kommt ein entscheidender museumsdefinitorischer Aspekt hinzu, den ich aber erst im nächsten Kapitel aufgreifen werde: Die ehemals päpstliche Sammlung auf dem Kapitol „(...) galt als sichtbarer Beweis für die Kontinuität zwischen dem alten und dem modernen Rom und war in diesem Sinne Träger einer römischen Identität“ (ebd.: 17). Von dieser historischen Wegmarke ausgehend sollte das Konzept Museum in mehreren historisch verankerten Proliferationsschüben zu einem globalen Phänomen werden (Baur 2010b: 25).<sup>24</sup>

Die erste Gründungswelle geht von den im 15. und 16. Jahrhundert im Europa der Frühen Neuzeit entstehenden städtischen Zentren aus, in denen sogenannte Kunst- und Wunderkammern entstanden (Grote 1994; Impey/MacGregor 1985). Eine weitere Welle ist ab der Mitte des 18. Jahrhunderts in Europa zu verzeichnen und liegt in der allmählich voranschreitenden Öffnung privater, fürstlicher und feudaler Sammlungen

---

<sup>24</sup> Die US-amerikanische Kulturanthropologin Christina Kreps kritisiert diesen eurozentrischen Ansatz der Verbreitung der Museumsidee. Sie fordert die Implikationen einer solchen Interpretation zu hinterfragen und ihre Einflussnahme auf die weltweite Verbreitung und Konsolidierung westlicher Museumskonzepte zu thematisieren. In ihren Arbeiten zeigt sie Beispiele auf, die nahelegen, dass vergleichbare museale Strukturen und Formen des objektbasierten Präsentierens auch in nicht-westlichen Gesellschaften praktiziert wurden und etabliert waren (Kreps 2003).

für eine Teilöffentlichkeit begründet. In diese Zeit fallen die Gründungen weltberühmter Kunstmuseen, die als die ältesten ihrer Art gelten, wie etwa das *British Museum* in London (1753), die *Uffizien* in Florenz (1765), das *Museum Fridericianum* in Kassel (1779), das *Obere Belvedere* in Wien (1781) und insbesondere der *Louvre* in Paris (1793) (Baur 2010b: 25), der aufgrund seiner Öffnung infolge der revolutionären Entwicklungen ein besonderes Exempel in der Geschichte der Museen statuiert und symptomatisch für die gesellschaftlichen Machtverschiebungen Ende des 18. Jahrhunderts steht (ebd.). Im 19. Jahrhundert kam es als Novum infolge des Geists der Aufklärung verstärkt zu Museumsgründungen, die auf die Initiative des erstarkenden Bürgertums zurückzuführen waren und bis ins 20. Jahrhundert entscheidend für die institutionsgeschichtliche Entwicklung bleiben sollte (ebd.: 26). Die sich anschließende Dichte der sukzessiven Öffnung von Privatsammlungen und weltweiten Museumsneugründungen im Verlauf des 19. Jahrhunderts sowie die gleichzeitige Professionalisierung der Museumstätigkeit etablierte für diese Epoche in der Wissenschaft den Begriff des „museum age“ (Bazin 1967) und lässt die Museen „zu Schaufenstern wissenschaftlichen Fortschritts, industrieller Leistungsfähigkeit und kolonialer Mission“ (Baur 2010b: 26) avancieren (ebd.). Die letzte intensive Gründungswelle ist seit den 1970er-Jahren zu verzeichnen und bis heute anhaltend (ebd.: 27).

Mit der quantitativen Expansion und geographischen Verbreitung von Museen ging auch eine steigende funktionale und inhaltliche Ausdifferenzierung der Institution einher (ebd.: 27f.). Dieser Trend ist seit der Wende zum 20. Jahrhundert eng mit der zeitgleichen Dynamisierung wissenschaftlicher Disziplinen verknüpft (ebd.: 30). Die Geschichte der Institution steht damit nicht nur im Kontext gesellschaftshistorischer Entwicklungen sondern ist auch auch mit der Geschichte der Wissenschaften verknüpft. Die angelegten oder zu etablierenden Ordnungssysteme des an diesen Orten zusammengetragenen und bewahrten Anschauungsmaterials dienten der wissenschaftlichen Forschung als empirische Grundlage und zugleich der Veranschaulichung und Präsentation ihrer Ergebnisse. Zudem waren die Materialsammlungen auf Gelehrtenwissen angewiesen und Ausdruck des jeweiligen zeithistorischen Wissensstands. Die in ihnen etablierte Ordnung der Dinge und die Auseinandersetzung mit dem Material wirkte auf das Wissen der Gelehrten zurück und trieb dieses voran (te Heesen 2012: 30f.). Auch Bennett argumentiert in diese Richtung, wenn er konstatiert: „The birth of the museum is coincident with, and supplied a



primary institutional condition for, the emergence of a new set of knowledges – geology, biology, archeology, anthropology, history and art history – each of which, in its museological deployment, arranged objects as parts of evolutionary sequences (...)“ (Bennett 1995: 96).

Durch die dem Museum innewohnende Möglichkeit der Vergegenwärtigung von Wissensinhalten durch räumliche (An-)Ordnungen von Gegenständen wurden sie bzw. die Sammlungen zum konstitutiven Bestandteil für den historischen Entwicklungsprozess akademischer Disziplinen, indem auf diese Weise „Historizität und Sequentialität als entscheidende Charakteristika der neuen Disziplinen – und damit die Disziplinen selbst – sicht- und erfahrbar“ (Baur 2010b: 30) gemacht werden konnten. Gleichzeitig wurde die Ausdifferenzierung des Museumswesens vorangetrieben und es etablierten sich schließlich unterschiedliche Museumstypen<sup>25</sup>. Zu nennen sind die gängigsten wie etwa Kunst-, Naturkunde-, Kunstgewerbe-, Technik-, Freilicht-, Heimat- und Völkerkundemuseen sowie ihre speziellen Ausformungen wie Geschichts-, Stadt- und Nationalmuseen mit ihren jeweils unterschiedlichen Entstehungsgeschichten, Aufgabenschwerpunkten, Sammlungs- und Vermittlungszielen (ebd.: 27f.).

### **2.1.2 Horte des kulturellen Gedächtnisses – Produzenten kollektiver Identität: Die gesellschaftliche Funktion der Institution Museum**

Museen erreichen ihre mitunter größte gesellschaftlich-kulturelle Wirksamkeit in ihrer Rolle als Produzenten kollektiver Identität. Die identitätsstiftende Wirkung von Museen ist vor dem Hintergrund ihrer Entwicklungsgeschichte zu verstehen. Die im vorherigen Abschnitt angesprochene rasante Verbreitung der Museumsidee während des 19. Jahrhunderts steht in engem Zusammenhang mit der Gründung von Nationalstaaten, der gleichzeitig stattfindenden Etablierung von „imagined communities“ (Anderson 1983) und der Formung der Vorstellung der Existenz einer nationalstaatlichen Identität. „Die starke Zunahme der Zahl der Museen im 19. Jahrhundert“, betont die Kulturanthropolo-

---

<sup>25</sup> Te Heesen beschreibt in ihrer Abhandlung über die „Theorien des Museums“ (te Heesen 2012) zwei grundsätzliche Arten von Museen, die sich über ihre Beziehung zum Objekt und deren Präsentationsweisen konzipieren. Der eine Museumstyp nutzt die gezeigten Museumsobjekte zum Statuieren eines Exempels. Er versucht entlang linear-chronologischer Erzählstrukturen und eines entsprechenden gleich aufgebauten Geschichtsverständnisses anhand exemplarischer Objekte eine Typenentwicklung zu verdeutlichen, zu erklären und zu belegen. Ziel des anderen Museumstyps ist die Rekonstruktion historischer Prozesse, in der das Objekt als Relikt historischer Erfahrung und Erscheinungen verstanden und im Rahmen einer atmosphärisch-sinnlichen Präsentation genutzt wird (te Heesen 2012: 18).

gin Sharon Macdonald, sei „unbestreitbar aufs Engste verknüpft mit der Bildung und Konsolidierung von Nationalstaaten, zunächst in Westeuropa und später darüber hinaus“ (Macdonald 2000: 123). Museen dienten der Verbreitung des „wichtigsten Identitätskoloss“ (ebd.) des 19. Jahrhunderts: die nationalstaatliche Identität. In dieser Zeit wird das Museum zum „Ort, an dem Geschichte (...) gezeigt wird, an dem in den Objekten nicht die Physiognomie eines Sammlers, sondern des Staates erscheint“ (te Heesen 2012: 54), schreibt te Heesen und schlussfolgert daraus, dass „die Überführung des Sammlungs- in den Museumsgedanken von Anfang an nationalstaatlich gebunden“ war (ebd.).

War das Museum vormals „eine Einrichtung von Kennern für Kenner (...) von Angehörigen einer gesellschaftlichen Elite für eben jene Elite“ (Baur 2010b: 28), so fand im Verlauf des 19. Jahrhunderts auch der für die weitere Entwicklungsgeschichte der Institution maßgebliche Wandel statt, als „Museen (sich) (...) von Einrichtungen der Selbstverständigung und In-Group-Bildung einer Elite zu Institutionen der Bildung und der Erziehung einer Masse der Bevölkerung“ (ebd.: 29) transformierten.<sup>26</sup> Als historischer Wendepunkt für diese Entwicklung gilt die Französische Revolution 1789, welche die Epoche der Nationalstaatsgründungen einleitete und ein neues demokratisches Bewusstsein von einer Öffentlichkeit verbreitete (ebd.: 26). Beide Aspekte fusionieren zu dieser Zeit mit der Idee des Museums als öffentliche Institution bzw. dem revolutionären Akt der Öffnung bestehender, ehemals aristokratischer Sammlungen für ebendiese Öffentlichkeit und der Gründung neuer Museen (Macdonald 2000: 124f.).

Im Kontext der im Geist der Aufklärung stehenden Werte des Aufbaus einer „auf dem Prinzip der Gleichheit basierenden Gesellschaft“ (ebd.: 125) und der Etablierung von Nationalstaaten, war das Museum bestens geeignet, für die Identitätsarbeit vereinnahmt zu werden, durch die es die Vorstellungen einer neuen Öffentlichkeit „zu ‚kultivieren‘“ und „zu konstituieren“ (ebd.) galt. Museen ermöglichten es beispiellos, die neu aufgekommenen Ideen von Nation und Öffentlichkeit zu artikulieren, „zu denken“ (ebd.: 123) und „zu praktizieren“ (ebd.). Dienten die frühen Sammlungen noch zur Demonstration von Macht und Reichtum, der Vergegenwärtigung und Erforschung universeller Zusammenhänge oder „der Vervollkommnung des Geistes“ (te Heesen 2012: 16) in humanistischer Tradition, so wurden sie nun für die Legitimation

---

<sup>26</sup> Der Soziologe Volker Kirchberg weist darauf hin, dass der Aspekt des elitären Charakters bis heute dem Museum innewohnt, wenngleich er der Institution je nach Typus mal mehr und mal weniger anhaftet (Kirchberg 2010).

nationalstaatlicher Projekte herangezogen und fungierten als Vehikel kollektiver, nationalstaatlich konnotierter Identität.

Dies liegt in der Funktion von Museen als kulturelles Phänomen mit den ihnen eigenen Produktions- und Vermittlungstechniken begründet und hallt bis heute in Legitimierungsdiskursen nach, wenn die zentrale gesellschaftliche Bedeutung von Museen als Ort der kollektiven Erinnerung, als Bewahrer und Verwalter eines kulturellen Erbes betont wird.<sup>27</sup> Dass sie für die Artikulation, Distribution und letztendlich Legitimation nationalstaatlicher Identität besonders geeignet sind (Macdonald 2000: 124), liegt in der Möglichkeit der „performative(n) Äußerung eigener Identität“ (ebd.: 127) und dem in diesem Kontext besonders wirksamen Zusammenspiel der Sammlung und Präsentation von Objekten begründet sowie der Möglichkeit einer Vergegenwärtigung gefühlter Zusammengehörigkeit, kultureller Besonderheiten (ebd.: 129) und der eigenen, nationalstaatlichen Geschichte: „Da die individuelle Identifikation mit dem Nationalstaat (...) sich nicht auf erlebte ‚soziale‘ Beziehungen stützen konnte, musste sie ‚kulturell‘ fundiert sein – in verbindenden Ideen und Gepflogenheiten, in einer Gemeinsamkeit der Repräsentation, des Rituals und der Symbolik“ (ebd.: 126). Über die Institution Museum, deren „bloße(r) Besitz (...) (als) eine performative Äußerung eigener Identität“ (ebd.: 127) betrachtet werden kann, wird einer solchen „eigenen Kultur“<sup>28</sup> (Handler 1988), die als „expressive Individuation“ (Taylor 1989: 376) der spezifischen nationalen Identität zu verstehen ist, im Kontext der Repräsentation Ausdruck und zugleich Legitimation verliehen.

Hinzu kommt der Aspekt, dass „die Ordnungsprinzipien des Museums (...) mithin als Abbild ‚zugrunde liegender Realitäten‘, die den durch die ausgestellten Artefakte präsentierten ‚Tatsachen‘ angeblich innewohnten, galten“ (Macdonald 2000: 130). Die in den Sammlungen zusammengetragenen Objekte werden zu Objektivationen der als spezifisch behaupteten Kultur. Laut dem Anthropologen Richard Handler werden die Objekte als die materialisierte Kultur eines Volkes betrachtet – die, wie er herausstellt, gleichsam deren substantielle Grundlage darstellen und damit auch die

---

<sup>27</sup> Als Beispiel für die Nachhaltigkeit des Ansatzes können auch zwei jüngere, für die Repräsentation und Affirmation nationaler Geschichte bedeutende Institutionen gelten: das *Deutsche Historische Museum* in Berlin und das *Haus der Geschichte* in Bonn. Beide Institutionen sind auch vor dem Hintergrund der Wiedervereinigung Deutschlands zu verstehen (Sheehan 1990: 280). Einer gemeinsamen Geschichte zu erinnern und die gesellschaftliche Gegenwart für die Zukunft zu historisieren, bedeutet, sich diese anzueignen, offiziell anzuerkennen und kollektive Erinnerungsarbeit zu betreiben, die schließlich institutionalisiert und sichtbar gemacht eine gesellschaftliche, in diesem Fall gesamtdeutsche Identitätsstiftung bewirken kann (ebd.: 282).

<sup>28</sup> Der US-amerikanische Kulturanthropologe Richard Handler zeigt am Beispiel Quebecs die Instrumentalisierung der Kategorien „Kultur“ und „Volk“ im Dienste einer politischen, ethnisch konnotierten Legitimation von Nation (Handler 1988).

Legitimationsgrundlage von Nationalstaatsgründungen –, was gleichbedeutend mit ‚real‘ gilt: Gerade westliche Gesellschaften haben die Idee entwickelt, „dass ein Ding (...) sich den Menschen unzweideutig darbiete, dass die Menschen im Stande seien, (...) das Ding so zu erfassen, wie es wirklich ist“ (Handler 1988: 14).

Zu dieser speziellen Auffassung von Objektivität und Wirklichkeit kommt das materialistisch geprägte Selbstverständnis westlicher Gesellschaften, das sich über den kollektiven oder individuellen Besitz ausdrückt. Das Museum war nicht nur der Hort gesellschaftlichen Besitzes, sondern vermochte es auch den ursprünglichen materiellen Wert der Gegenstände in einen symbolischen Wert zu überführen oder einen solchen zu überhöhen. Indem die Objekte aus ihrem ursprünglichen Verwendungskontext gelöst einem neuen, in dem Gegenstand und seinem symbolischen Wert für die Gesellschaft selbst begründet liegenden Zweck, dem des kulturellen Artefakts, zugeordnet wurden (Macdonald 2000: 128f.), konnte das Museum „steingewordenes Denkmal sein für die Vorstellung von einer eigenen Identität, welche sich nicht zuletzt in einer Sammlung von Objekten manifestierte, die, auch wenn auf dem Handelsweg erworben, nunmehr aus dieser Sphäre herausgelöst waren“ (ebd.: 129).

Vor diesem Hintergrund liegt die potentielle Instrumentalisierung von Museen als Herrschafts- und Machtinstrument und die Möglichkeit einer Sozialdisziplinierung der Gesellschaft durch sie nahe: „Indem das Museum bestimmte Verhaltensweisen forderte und abweichende sanktionierte, einen bestimmten Geschmack und Wissenskanon als erstrebenswert vorstellte und überdies die Mechanismen permanenter Sichtbarkeit, des Sehens und Gesehen-Werdens, einüben und verinnerlichen ließ, wirkte es ‚zivilisierend‘, d.h. bürgerlich normierend, auf sein Publikum ein. Es entwickelte sich damit auch zu einem Instrument des Regierens und der Herrschaft durch Kultur“ (Baur 2010b: 30). Diesen Aspekt hat insbesondere Bennett in Anlehnung an die Gouvernamentalitätsstudien Michel Foucaults für die Institution Museum in seinen Arbeiten herausgestellt (Bennett 1995), wobei er das Museum in einem größeren Diskurs stehend begreift, wie es sein Konzept des „*exhibitionary complex*“ (ebd.: 59-88) verdeutlicht.

In Anlehnung an die symbolische Macht von Gefängnissen wie sie Foucault 1975 in seiner Arbeit „Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses“ (Foucault 1976) herausgearbeitet hat, ist für Bennett der Macht- und Diskursbegriff auch in Bezug auf Museen zentral. Dabei geht es ihm nicht in erster Linie um die Funktion der Objekte oder der Sammlungen, sondern mehr um die gesellschaftliche Funktion der Institution

als Mechanismus einer Sozialdisziplinierung. Bezugnehmend auf die Erkenntnisse Foucaults hinsichtlich den Mechanismen von Gefängnissen konstatiert er: „The exhibitionary complex was also a response to the problem of order, but one which worked differently in seeking to transform that problem into one of culture – a question of winning hearts and minds as well as the disciplining and training of bodies“ (Bennett 1995: 62).

Dabei sieht er gerade die architektonische Dimension sowie die Ausstellungspraxis als zentrale Elemente. Bei dem Prozess der performativen Verinnerlichung der Vermittlungsinhalte und -absichten spielt die Architektur – sowohl die der Institution<sup>29</sup> als auch die der Ausstellungspräsentation – eine zentrale Rolle: „Museums were also typically located at the centre of the cities where they stood as embodiments, both material and symbolic, of a power to ‚show and tell‘ which, in being deployed in a newly constituted open and public space, sought rhetorically to incorporate the people within the processes of state“ (ebd.: 87).

Über das „organized walking“ (ebd.: 179-186) würden zudem Wissensinhalte und die über die Inszenierung vermittelten Wert- und Glaubensvorstellungen einer Gesellschaft gleichsam inkorporiert: „A better way of looking at the matter, I want to suggest, is to view the narrative machinery of the museum as providing a context for a performance that was simultaneously bodily and mental (and in ways which question the terms of such duality) inasmuch as the evolutionary narratives it instantiated were realized spatially in the form of routes that the visitor was expected – and often obliged – to complete“ (ebd.: 179). Auch die KunsthistorikerIn Carol Duncan und Alan Wallach heben den performativen Aspekt der Inkorporierung von Wissen und gesellschaftlichen Wertvorstellungen durch den Ausstellungsrundgang hervor: „By the ritual of walking through the museum, the visitor is prompted to enact and thereby internalize the values and beliefs written into the architectural script“ (Duncan/Wallach 2004: 53).<sup>30</sup>

Das Museum bietet, so das Fazit, einen „context for the permanent display of power/knowledge“ (Bennett 1995: 66), wobei in Abgrenzung zu den Thesen Foucaults in Bezug auf etwa Gefängnisse hinsichtlich der Funktion von Museen gerade ihr sehr subtiler Ansatz der Freiwilligkeit hervorzuheben ist: „(...) they sought also to allow the people to know and thence to regulate themselves; (...) It is (...) a set of cultural

---

<sup>29</sup> Sharon Macdonald verweist auf den bewussten Einsatz klassizistischer Architektur bei Museumsgebäuden im 19. Jahrhundert, da diese „Alter und ‚überzeitliche‘ Kontinuität“ (Macdonald 2000: 128) suggerieren würden.

<sup>30</sup> Duncan und Wallach veröffentlichten ihren viel zitierten Aufsatz mit dem Titel „The Universal Survey Museum“ erstmals 1980 in der Zeitschrift „Art History“, Band 3, Heft 4.

technologies concerned to organize a voluntarily self-regulating citizenry that I propose to examine the formation of the exhibitionary complex“ (ebd.: 63).

Ihre angesichts der Performanz und Repräsentation besonders wirksame Funktion als Agentur der Sozialdisziplinierung und Medium „(staats-)bürgerlicher Selbstinszenierung“ (Baur 2010b: 39) im Dienst der herrschenden Ideologie bestimmt das Museum im Sinne des von dem Kulturwissenschaftler Gottfried Korff und dem Kunsthistoriker Martin Roth geprägten Begriffs als „Identitätsfabrik“ (Korff/Roth 1990a). Diesem soziokulturellen, historisch bedingten Aspekt des hohen identitätsstiftenden Wertes von Museen innerhalb einer Gesellschaft (Korff/Roth 1990a; Macdonald 2000) werde ich im Folgenden nochmals besondere Aufmerksamkeit schenken.

## **2.2 Museen in Bewegung**

Museen wirken auf kollektiver Ebene identitätsbildend, indem sie als öffentliche Institutionen spezifische Aspekte der Geschichtsschreibung und entsprechende Objekte – verstanden als Fragmente eines kulturellen Erbes – auswählen, für die Zukunft als erzählens- und bewahrenswert definieren und im Kontext von Ausstellungen öffentlichkeitswirksam präsentieren (Macdonald 2010: 53). „Typischerweise wird dies dann in einer durch Architektur, räumliche Anordnung und Inszenierung sowie diskursive Kommentare geformten Sprache der Faktizität und Objektivität, des gehobenen Geschmacks und autoritativen Wissens dargeboten“ (ebd.), unterstreicht Macdonald. Museen haben qua der ihnen zugeschriebenen gesellschaftlichen Position und Wirkungsweisen eine historische Deutungshoheit, wenngleich sie selbst spezifischen macht- und ideenpolitischen sowie handlungspraktischen Vorgängen und Kontexten unterworfen sind.

Insbesondere der Aspekt der identitätsstiftenden Rolle von Museen, die in Verbindung mit der repräsentativen Funktion von Museen und vor dem Hintergrund der performativen Mechanismen auf der Vermittlungsebene im Wesentlichen auf die objektwirksamen Eigenschaften zurückzuführen ist, hat die Institution in der Vergangenheit verstärkt zum Gegenstand kritischer Auseinandersetzungen in der Wissenschaft gemacht (ebd.). Im Rahmen dieser Auseinandersetzung wurden Anforderungen, die nach entsprechenden Modifikationen der herkömmlichen Arbeitspraxen verlangen, und konkrete „Vorschläge für mögliche neue Richtungen

zukünftiger Museumsarbeit und Museumsforschung“ formuliert (ebd.: 49). Die Kritik entspringt vor allem dem Feld der noch relativ jungen, aber Ende des 20. Jahrhunderts intensiv gewachsenen und weiter wachsenden, kritisch arbeitenden Museumswissenschaft (ebd.).

Das Feld der kritischen Museumswissenschaft ist durch unterschiedlichste Denk- und Fachtraditionen geprägt. Das große interdisziplinäre Interesse am Museum, seinen Arbeitsweisen, gesellschaftlichen Funktionen wie historischen Traditionen liegt in der Institution selbst begründet, da sie eine hohe Anschlussfähigkeit für unterschiedlichste wissenschaftliche Fragestellungen und zudem die Möglichkeit einer großen Anschaulichkeit und anwendungsorientierten Forschung bietet. Dass in den letzten rund zwei Jahrzehnten zahlreiche Disziplinen das Museum als Feld für sich entdeckt haben, liegt in der Tatsache begründet, dass sie „das Museum als Schauplatz (...) begreifen, an dem einige ihrer interessantesten und wichtigsten Debatten und Fragen in neuartiger, häufig erstaunlich anwendungsbezogener Weise ergründet werden konnten“ (ebd.), schreibt Macdonald. An ihrem Beispiel lassen sich Ungleichverhältnisse, gesellschaftliche Dominanzen und ihre Reproduktionsmechanismen besonders gut beobachten, analysieren und verdeutlichen, da sich herrschende Verhältnisse etwa im musealen Sammlungsbestand, in den thematischen Schwerpunktsetzungen und Perspektivierungen niederschlagen (Baur 2010b: 38).

Macdonald betont, dass sich entsprechend der Interdisziplinarität, der Komplexität und Verschiedenartigkeit von Museen keine klare Richtung in der kritischen Museumswissenschaft herausarbeiten lässt. Vielmehr wurde ein besonders „facettenreiches Spektrum an Perspektiven und Zugängen“ entwickelt, „um Museen zu verstehen und herauszufordern“ (Macdonald 2010: 50). Ein Aspekt der sich auch im verwendeten Plural in der englischsprachigen Disziplinbezeichnung *Museum Studies* niederschlägt (ebd.: 49). Insgesamt verweist die heutige museologische Forschungsrichtung aber auf eine klare Abgrenzung von früheren Ausrichtungen und Ansätzen in der Museumswissenschaft: Die Institution und ihre museale Praxis wird „nicht mehr als statisch und klar umgrenzt, sondern als kontextbedingt und kontingent betrachtet“ (ebd.: 51).

Die kritisch argumentierende Museumswissenschaft steht im Kontext größerer wissenschaftlicher, poststrukturalistischer Debatten um Repräsentation und der Frage nach den Bedingungen und Möglichkeiten von Objektivität wie sie seit den 1980er-

Jahren in den Sozial- und Kulturwissenschaften verstärkt einsetzen (ebd.: 52).<sup>31</sup> Die gängigen Repräsentationsmodi gerieten angesichts der Erkenntnis des Konstruktionscharakters von Geschichtsschreibung unter Druck. „Insbesondere die Formen, in denen Differenzen, und speziell Ungleichheiten hinsichtlich Ethnizität, Geschlecht, sexueller Orientierung und Klasse von Disziplinen reproduziert werden konnten, etwa durch Ausschlüsse aus dem ‚Kanon‘, der ‚Norm‘, des ‚Objektiven‘ oder ‚Bedeutsamen‘, rückten nun in den Fokus. (...) Nicht zuletzt (...), da diese Repräsentationen auf die Welt jenseits der Akademie rückwirkten und spezifische Machtverhältnisse stützten, in der Regel den Status Quo“ (ebd.).

In diesem Kontext stehen auch und gerade kulturhistorische Museen. Bezeichnungen des Museums als „Identitätsfabrik“ (Korff/Roth 1990a), als „Theater der Erinnerung“ (Morand 2002) oder als „Exponat der Zeitgeschichte“ (Kugelmann 1995/1996), wie es Cilly Kugelmann, Programmdirektorin des *Jüdischen Museums Berlin*, in ihrem gleichnamigen Aufsatz in Bezug auf das *Jüdische Museum* herausarbeitete, illustrieren, dass die Einsicht in die „fictions of factual representation“ (White 2003) auch Einzug in das Museumsfeld erhielt. Der Prozess der Rekonstruktion, so das Fazit, ist immer schon eine spezifische, in der Gegenwart und der Perspektive der Konstrukteure selbst verhaftete Interpretation und muss demnach eine reflexive, hermeneutische Komponente einschließen.

In Bezug auf den im Kontext der vorliegenden Untersuchung zentralen Aspekt der identitätsstiftenden Funktionsmechanismen von Museen und ihrem gesellschaftspolitischen Anspruch, Bewahrer und Vermittler des kollektiven kulturellen Erbes einer Gesellschaft zu sein, konnten repräsentationskritische Studien die Problematiken dieser Konstruktionsmechanismen und Authentizitätsansprüche herausarbeiten (Macdonald 2010: 52): Die Schwierigkeit liegt – abgesehen von der generellen Fragwürdigkeit der Möglichkeit von objektiven Tatsachenerzählungen, welche die Rolle der Autorenschaft nicht berücksichtigen – mitunter darin, dass in

---

<sup>31</sup> In den 1980er-Jahren geriet die wissenschaftlich ethnografische Repräsentation in die Krise. Der 1986 von den Kulturanthropologen James Clifford und George Marcus herausgegebene Sammelband „Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography“ fasst in seinen Beiträgen das Wesen der Repräsentationskrise in der Ethnologie zusammen. Gefragt wurde, inwieweit die verwendeten ethnografisch-literarischen Stilmittel wissenschaftlicher Arbeit nicht vielmehr dazu beitrugen, bestehende Machtverhältnisse zu konsolidieren anstatt Realitäten abzubilden und welche epistemologischen und methodischen Konsequenzen daraus für die wissenschaftliche Arbeit gezogen werden müssten. Die zentrale Frage war, ob eine objektive Realität jenseits ihrer subjektiven Wahrnehmung (überhaupt) existiere, die durch die Wissenschaft beschreibbar gemacht werden könnte. Die Kritik an der Repräsentation hatte neben einer wissenschaftsethischen, eine politische und erkenntnistheoretische Dimension. Als Auswege wurden die in der Kulturwissenschaft bis heute gültigen Aspekte der Reflexivität, Subjektpositionierung, Polyphonie und Dekonstruktion als wissenschaftsmethodische und -ethische Konsequenzen benannt (Clifford/Marcus 1986).



diesen wertschaffenden und bedeutungsgenerierenden Prozessen, welche von insbesondere historischen Museen ausgehen, grundsätzlich nur eine bestimmte Identität und historische Perspektive dargeboten und anerkannt werden, wodurch ein (mehr oder weniger) großer Teil der Bevölkerung von der Metaerzählung – die meist die der Mehrheitsgesellschaft ist – ausgeschlossen wird (ebd.: 52f.). Diesen Aspekt betont der Historiker James Sheehan in Bezug auf nationale Geschichtsschreibungen<sup>32</sup> generell, nicht nur museal repräsentierte. Allen Geschichtskonstruktionen liegt, so Sheehan, grundsätzlich eine einschränkende Funktion zugrunde, denn: Jede Erzählung vollzieht Grenzziehungen, indem die Erzählung einer Geschichte automatisch festlegt, welche Geschichte nicht erzählt wird, zugleich aber definiert, was unter „Nation“ zu verstehen ist und wer dazu gehört – oder eben nicht (Sheehan 1990: 277). Dieser Mechanismus unterfüttert und bietet den Nährboden für gesellschaftliche und kulturelle Konstruktionen des „Fremden“ und des „Anderen“.

Die genannten Aspekte betreffen kulturhistorische Museen, zu denen Stadtmuseen zu zählen sind, in besonderem Maße. Geschichtsschreibung und -vermittlung, in deren Diskursfeld Museen stehen, beinhalten immer auch eine Auseinandersetzung um Deutungsmacht und Deutungshoheit. Wer oder was erfährt wie und warum Eingang in die kollektive Erinnerung, die im Rahmen musealer Erinnerungspraxen und -politiken verfestigt und legitimiert wird? Die im 20. Jahrhundert im Rahmen von technischem Fortschritt und zunehmender regionaler, nationaler und globaler Vernetzung intensivierten Mobilitäten und damit verbundenen Bevölkerungsentwicklungen haben den Aspekt der Ein- und Ausschluss produzierenden Strukturen von Museen nochmals verstärkt. Nicht zuletzt angesichts der sich weiter entwickelnden gesellschaftlichen Realitäten müssen Museen zu Beginn des 21. Jahrhunderts ihre Funktion als Orte „institutionalisierten Gedenkens“ (Urry 2000: 34), ihre Rolle in der Gesellschaft und ihre herkömmlichen Arbeitspraxen überdenken. Der gesellschaftliche Strukturwandel auch durch Migration und Anerkennung soziokultureller Vielfalt muss sich auch in der Museumsarbeit niederschlagen.

Welche Aufgabe und welche Rolle haben Stadtmuseen, wenn ein „normatives Wir“ (Nentwig 2011: 12), eine patriarchalisch-hegemoniale Erzählung von Stadtgeschichte in einer plural-kosmopolitischen Stadtgesellschaft als überholt gelten muss und die

---

<sup>32</sup> Wenn von Geschichte und der Aufgabe und Funktion nationaler Geschichtsschreibung innerhalb einer Gesellschaft gesprochen wird, wird häufig der Begriff der kollektiven Identität benutzt, um auf die Tragweite eines historischen Bewusstseins für gemeinsame, wenngleich konstruierte Mythen und Traditionen zu verweisen. In diesem Kontext ist die nationale Geschichtsschreibung eine spezifische Form der Geschichtsschreibung, „die als Ausdruck und zugleich Mittel der nationalen Identität wirkt“ (Sheehan 1990: 277).

„Musealisierung von Tradition“ (Urry 2000: 31) sowie die herkömmlichen Arbeitspraxen angesichts der Pluralisierung von Geschichte und Gesellschaft nicht weiter vertretbar sind (ebd.: 30)? Welche Möglichkeiten haben Museen „neue, postnationale und transkulturelle Identitäten“ (Macdonald 2000: 124) zu erzählen und wie muss eine Museumsarbeit hinsichtlich der Absage an ihre historische und soziokulturelle Deutungshoheit und die generelle Abbildungsmöglichkeit von Wirklichkeit aussehen? Wie können die Forderungen seitens der kritischen erweiterten Museumswissenschaft, die eine Legitimationskrise von Museen lancieren, konstruktiv in die Museumspraxis überführt und angewandt werden? Kurz und zugleich provokativ zusammengefasst: Wie ist „dieser etablierte Identitätsraum zu öffnen und in Unruhe zu versetzen“ (Macdonald 2010: 53)?

### **2.2.1 Repräsentationskritik und reflexive Wende: Neue Museologie**

Wie eingangs erwähnt steht die Entwicklung der museumswissenschaftlichen Forschung im Kontext eines generellen, seit den 1980er-Jahren feststellbaren Perspektivenwechsels in den Sozial- und Kulturwissenschaften, der generell die Produktionsmechanismen und Möglichkeitsbedingungen von Wissen, auch auf die Wissenschaft selbst bezogen, zum Gegenstand der kritischen Auseinandersetzung machte. Anstatt eines optimistischen Glaubens an die Möglichkeit objektiver wissenschaftlicher Erkenntnis und den steten Wissenszuwachs durch etwa akademische Professionalisierungsprozesse, standen vielmehr die Beschränkungen wissenschaftlicher Erkenntnis und Aussagemöglichkeiten im Vordergrund sowie die dahinterstehenden machtpolitischen Mechanismen mit ihren soziokulturellen Effekten und generellen Auswirkungen auf die Prozesse der Wissensbildung.

Die Arbeiten des poststrukturalistischen Theoretikers und Philosophen Michel Foucault wurden als Impulsgeber für die Kritik der Museumsforschung an Museen herangezogen – gleichwohl er selbst Museen kaum in den Mittelpunkt seiner Arbeiten rückte oder auf sie Bezug nahm (ebd.: 52). Mit Schlagwörtern wie Autorschaft, Reflexivität, Kontextgebundenheit, Polyphonie und Transparenz wurde die Dekonstruktion wissenschaftlicher Wissensproduktion und der Wahrnehmung von Wirklichkeit in die Bedingungen ihres Zustandekommens und damit die Integration und Sichtbarmachung ihrer „politischen Verfasstheit“ (ebd.) gefordert. Es galt, das Bewusstsein für die politischen, historischen, ökonomischen und soziokulturellen Rahmenbedingungen zu

schärfen, in die Forschungsarbeit einzubinden und darzustellen (ebd.).

Für die Produktion kulturwissenschaftlicher Erkenntnisse haben die Kulturwissenschaftlerinnen Regina Bendix und Gisela Welz den Inhalt und die Konsequenzen der Repräsentationskritik wie folgt zusammengefasst: „Der Begriff der Repräsentation signalisiert die Abkehr von jeglicher unproblematischen Auffassung vom spiegelbildlichen Reproduzieren sozialer Realität und kultureller Handlungen durch die Wissenschaft“ (Bendix/Welz 2002: 28). Die Infragestellung einer repräsentativen Abbildung soziokultureller Lebenswirklichkeiten durch die Repräsentationskritik schaffte neue Einsichten und zog Modifizierungen der Gegenstände, der wissenschaftlichen Begriffe und Arbeitspraxen nach sich: „Die Politik der Repräsentation: das bedeutet ein kritisches Bewusstsein bei jeglicher Darstellung von volkskulturellen Äußerungen, gerade da, wo bisher darauf bestanden wurde, dass wir Kultur doch nur in einen neuen Rahmen oder performativen Kontext transponieren und das Transponierte dabei unverändert bleibt“ (ebd.).

In dieser Denktradition stehend wurde die ideologische Autorität, die Museen als Orte der (Re-)Produktion gesellschaftlicher Machtverhältnisse attestiert wird, immer wieder zum Gegenstand wissenschaftlicher Kritik (Baur 2010b: 38). Als Ort, Medium und Mittel zum Zweck der Herstellung und Verbreitung von Wissens- und Informationsinhalten, von identitären Zuschreibungen und kultureller Konstruktion, wurde ihnen attestiert, Spiegel soziokultureller Wirklichkeit zu sein: „Die Ordnungsprinzipien des Museums galten mithin als Abbild ‚zugrunde liegender Realitäten‘, die den durch die ausgestellten Artefakte präsentierten ‚Tatsachen‘ angeblich innewohnten“ (Macdonald 2000: 130). So kommt es etwa auch in gängigen Metaphern wie der des Museums als „mirror to the past“ (Baragwanath 1973), „Spiegel der Nation“ (Raffler 2008), Europas (Sporn 2005) oder gar „des Universums“ (Pommier 2006: 63) zum Ausdruck.

Repräsentationskritische Arbeiten konnten dagegen zeigen, dass Museen – in starkem Kontrast zu ihrer gesellschaftlichen Autorität – gerade aber nicht als Spiegelbild von Wirklichkeit fungieren können, sondern vielmehr Ausdruck der in Vergangenheit und Gegenwart herrschenden Interessenspolitiken, Wert- und Glaubensvorstellungen oder von Geschmäckern sind und in diesen Bereichen zudem eine Deutungshoheit innehaben – denn: Jegliche Form der Repräsentation von Wissen, also auch museal produziertes und vermitteltes, steht für einen spezifischen Blick auf die Welt, ist aus einem bestimmten Kontext heraus begründet und damit niemals objektiv, sondern stets in

diesem verhaftet – wenngleich nicht zwangsläufig in diesem gefangen. Museen spiegeln damit die vergangenen und herrschenden Machtverhältnisse wieder (Baur 2010b: 37f.). Insofern sie diese im Rahmen ihrer Arbeitspraxis und als Institution zugleich stets aufs Neue (re-)produzieren, sind sie weniger Spiegelbild der Welt als vielmehr „mirrors of powers“ (Davison 1999: 145f.). Oder wie der Kulturwissenschaftler Gottfried Korff in anderem Zusammenhang es formulierte: „Das Museum bebildert nicht, es ist Bild“ (Korff 1992: 144). Vor diesem Hintergrund erklärt sich, dass die Institution Museum ein äußerst geeignetes Feld ist, die Zusammenhänge, Prozesse und gesellschaftlichen Auswirkungen von Wissensproduktion und Identitätspolitik zu studieren (Macdonald 2010: 53). Wenn Museen auch nicht die Welt im Kleinen repräsentieren und als Abbild einer solchen verstanden werden können, lassen sich an ihrem Beispiel die Mechanismen von Welterzeugung und die jeweils spezifische museal transportierte Sicht auf die Wirklichkeit studieren.

Die Kritik an der Institution und ihren den gesellschaftlichen Status quo reproduzierenden, Ein- und Ausschlüsse vollziehenden Eigenschaften wurde dabei nicht nur seitens der kritischen Museumswissenschaft vorgebracht. Insbesondere diejenigen Gruppen und Strömungen, die sich aus dem historischen Kanon der nationalen Geschichtsschreibung oder von der Gesellschaft allgemein ausgeschlossen fühlten und sich nicht in der offiziellen (musealen) Geschichtserzählung wiederfanden, übten seit den 1990er-Jahren zunehmend Kritik an der Institution: „Die Herausforderung musealer Repräsentation (...) basierte auch auf einem umfassenderen soziopolitischen Wandel und Druck verschiedener Minderheiten, im öffentlichen Raum des Museums anerkannt zu werden“ (ebd.: 54). Und auch seitens der im Museumsfeld Arbeitenden wurde verstärkt Kritik und Zweifel an den gängigen Kategorisierungen, Präsentationsformen und Prozessen der Themenbildung geäußert. Die eigene Arbeitspraxis wurde als problematisch begriffen, da sie Gefahr lief, ein „schiefes“ Bild zu zeichnen und zu etablieren (ebd.). Infolge wurden in der Vergangenheit immer wieder auch museologische Projekte im Sinne der repräsentationskritischen Forderungen durchgeführt.<sup>33</sup>

---

<sup>33</sup> Macdonald nennt exemplarisch drei Ausstellungsprojekte, „die das Museum als umkämpftes Terrain und die Dilemmas der Repräsentation sichtbar werden ließen“ (Macdonald 2010: 54): 1. die Ausstellung über die „Enola Gay“ im *National Air and Space Museum* in Washington (1995). 2. die in Deutschland gezeigte Wanderausstellung Ausstellung „Der Vernichtungskrieg – Verbrechen der Wehrmacht 1941 – 1944“ (1995). 3. Die Ausstellung „Into the heart of Africa“ im *Royal Ontario Museum* in Toronto (1989/90). Alle drei Projekte wurden sehr rege und kontrovers in der Öffentlichkeit diskutiert. Die Debatte führte dabei deutlich vor Augen, „wie etablierte Erwartungen an Konventionen des Zeigens mitunter gegen die Versuche arbeiteten, die eigene museale Praxis kritisch infrage zu stellen“ (ebd.: 54f.). Neben dem Vorwurf einer an Verrat grenzenden Geschichtsfälschung wie etwa im Fall der

Innerhalb der interdisziplinär gespeisten „kritischen Museumswissenschaft“ (ebd.: 49) sind für die hier zu behandelnde Thematik der museologischen Behandlung von Migration in Anlehnung an Macdonald insbesondere zwei aneinander anschließende und aufeinander beziehende Denktraditionen bedeutsam. Ausgangspunkt beider ist die sich im Kontext allgemeiner repräsentationskritischer Strömungen in den Wissenschaften seit den 1970er-Jahren entwickelnde *New Museology*. An ihre Fragestellungen anknüpfend entwickelt sich eine „zweite Welle“ kritischer Museumsanalyse“ (ebd.), die vor allem dadurch gekennzeichnet ist, dass sie die in der neuen museologischen Tradition stehenden Fragestellungen und Methoden erweitert, vertieft und auf das Museumsfeld zurückwirkt, indem sie konkrete Handlungsempfehlungen gibt (ebd.).

Die *New Museology* umfasst unterschiedliche Forderungen und Reformen, die vom Geist der Repräsentationskritik getragen sind. Das damit verbundene Hinterfragen bestehender musealer Identitätspolitik führte Museen in eine institutionelle Legitimationskrise (Macdonald 2010). Dreh- und Angelpunkt war die Diskussion, wer an den Entscheidungsprozessen, welche Geschichte erzählt wird, beteiligt ist, wer ausgeschlossen bleibt und welche hegemonialen Machtstrukturen innerhalb einer Gesellschaft dies zu Tage fördert und zugleich (re-)produziert.

Dem niederländischen Museumstheoretiker und -praktiker Peter van Mensch zufolge charakterisiert die in der *New Museology* geführte wissenschaftliche Debatte, dass „current museum practices are considered obsolete and the whole attitude of the professional is criticized“ (van Mensch 1995: 135). Van Mensch spricht von zwei „Revolutionen“ in der Geschichte der Museumsarbeit. Die erste sei in der Zeit zwischen 1880 und 1920 zu verzeichnen und im Wesentlichen durch eine starke Orientierung an der Idee des Museums als Bildungseinrichtung orientiert (ebd.). Die zweite datiert er auf die Periode 1960 bis 1980. Sie ist geleitet durch den Wunsch „to develop museums as social institutions with political agendas“ (ebd.). Das verbindende Element dieser beiden für die Entwicklung des Museumsfeldes wie der -wissenschaft in gleichem Maße bedeutsamen Phasen sei die Forderung und der Einsatz neuer Stilmittel: „The break through of new thinking in both periods was accompanied by a new ‚rhetoric‘. The new rhetoric of the second museum revolution has been referred to as ‚new

---

Wehrmachtsausstellung wurde im Falle der Enola Gay-Ausstellung den AusstellungskuratorInnen übertriebene politische Korrektheit und „postmoderne(r) Relativismus“ (ebd.: 55) vorgeworfen, denn: Museen kämen auf diese Weise „weg von ihrem eigentlichen Mandat, die Mehrheit, Hochkultur und Wahrheit zu repräsentieren und als Speicher kollektiver Schätze für die Zukunft zu fungieren“ (ebd.). Im letzten Fall kam die Kritik aus den Reihen derjenigen, die die eigentliche Intention der KuratorInnen und den Ansatz der Präsentation als Affront ansahen (ebd.: 54).

museology“ (ebd.). Für die Etablierung des Begriffs *New Museology*, seiner konzeptuellen Bedeutung für die Wissenschaftsgeschichte sowie die praktische Museumsarbeit, nennt er drei bedeutsame Stationen (ebd.). Allen Richtungen gemein ist die Forderung an die Museumspraxis „to renew itself in the perspective of a new social commitment“ (ebd.).

Der Begriff *New Museology* tauchte erstmals, wenngleich ohne nachhaltigen Effekt, in den 1950er-Jahren in den USA auf, „when the concept of the museum as educational institution was brought to life again“ (ebd.). Das nächste Mal schließlich in Frankreich, als im Kontext der *écomusée*-Bewegung<sup>34</sup> Ende der 1970er-Jahre sozial- und kulturanthropologisch ausgerichtete Forschungsarbeiten in Anlehnung etwa an die Arbeiten des Historikers Pierre Nora über das soziale Gedächtnis einer Gesellschaft Aspekte der Popularisierung eines kulturellen Erbes durch Museen diskutiert wurden (ebd.; Macdonald 2010: 50).<sup>35</sup> Ende der 1980er-Jahre setzte sich der Begriff infolge des von dem Kunsthistoriker Peter Vergo 1989 herausgegebenen Sammelbandes „The New Museology“ (Vergo 1989a) schließlich als verbindende Sammelbezeichnung für verschiedene (kritische) Bewegungen im Museumsfeld durch und fand internationale Verbreitung: „Finally, at the end of the 1980s the term appeared in the United Kingdom in connection with a re-assessment of the educational and social role of museums in the post-war period“ (van Mensch 1995: 135). Infolge seiner Publikation wurde die Terminologie fortan als Oberbegriff unterschiedlicher Ansätze geprägt, die einen Paradigmenwechsel innerhalb der Museologie markieren (Meijer-van Mensch 2011: 82). Nach Vergo ging es darum, den Fokus auf den Sinn und Zweck von Museen (Vergo 1989b: 3) zu legen. Hierfür sollten zunächst verstärkt theoretische Konzeptionalisierungen thematisiert werden, die die Voraussetzung für sich daran anschließende methodische Fragestellungen bezüglich der musealen Praxis darstellen (Macdonald 2010: 50f.).

Die Forschungsperspektiven und Themen, die in dem Sammelband „The New Museology“ vertreten sind, kennzeichnen die wesentlichen Richtungen der Forschung zu Museen in diesem Zeitraum, wie Macdonald konstatiert. Sie lassen sich in drei

---

<sup>34</sup> Das *écomusée* „ist lokal ausgerichtet und versteht sich als im Dienst der Gemeinschaft stehend. Es verfolgt das Ziel, einen konkreten Beitrag zur gesellschaftlichen Entwicklung zu leisten“ (Jannelli 2012: 60). Es hat einen sozialreformerischen Ansatz indem es von gegenwärtigen Themen und Problemlagen der Bevölkerung ausgeht und durch seine Arbeit zu entsprechenden Lösungsansätzen beitragen möchte (ebd.). Wichtig hervorzuheben ist dabei, dass die Bevölkerung selbst als Experten ihrer Lebenswelt betrachtet werden (ebd.: 61f.).

<sup>35</sup> Eingeführt wurde der Begriff „nouvelle muséologie“ in Frankreich 1980 durch den Museologen André Desvallées anlässlich seines Artikels zur Museologie in der „Encyclopaedia Universalis“ (van Mensch 1995: 135).

Hauptforschungsfelder mit jeweils unterschiedlichen Perspektiven zusammenfassen: Das erste Feld bezieht sich auf Wesen und Aspekte von Museumsobjekten. Hier geht es um die Erkenntnis einer durch Raum, Zeit und Soziales bedingten Konstruktion und eines in diesen Kategorien stattfindenden Wandels von Objektbedeutungen. Vergo selbst führt diese Zusammenhänge in seinem Aufsatz über das „reticent object“ (Vergo 1989c: 41-59) aus. Das zweite Feld thematisiert die Interdependenz von Museen und der Logik des Marktes. Wenngleich die museale Praxis diesem nicht unterworfen ist, ist sie doch in hohem Maße von unternehmerischen Aspekten wie Kommerz und Unterhaltung geprägt. Das dritte Feld behandelt schließlich die Museumsöffentlichkeit. Dieser Forschungszweig beschäftigt sich mit der Wirkung von musealen Präsentationen und Museen auf BesucherInnen sowie deren Einschätzung durch diese (Macdonald 2010: 51).

Die „zweite Welle“ neuerer museumswissenschaftlicher Forschung, wie sie von Macdonald dargestellt und seit der Wende zum 21. Jahrhundert geführt wird, knüpft an die wissenschaftlichen Erkenntnisse der „ersten Welle“ in der *New Museology* an und hat speziell auf das Museumsfeld zugeschnittene, methodische Werkzeuge entwickelt und weitere theoretische Konzeptionierungen vorgenommen (ebd.: 57). Die anwendungsorientierte Forschung, die eine Kooperation von Wissenschaft und Praxis voraussetzt, wird als Ziel formuliert (ebd.), und knüpft mit ihren Schwerpunkten im Wesentlichen an die Themenagenda der *New Museology* an. Es geht weiterhin um die Rolle von Objekten, Kultur- und Konsumpolitik sowie Öffentlichkeit und BesucherInnenforschung, die „erweiterte und pluralisierte Museumswissenschaft“ (ebd.) entwickelt sie aber noch weiter und formuliert wesentliche handlungspraktische Voraussetzungen und Anforderungen für die Museumsarbeit (ebd.):

Die wesentlichen Erkenntnisse zur Rolle von Objekten beziehen sich auf die Komplexe der kontextabhängigen Objektbedeutung, -wahrnehmung und die Mechanismen der Bedeutungsproduktion. Dabei wurden wissenschaftliche Techniken zur Ausstellungsanalyse entwickelt, die Rolle der Materialität untersucht und unterschiedliche Präsentationsformen in den Blick genommen. Besonderes Interesse wird der Rekonstruktion von „Objektbiographien“ (Kopytoff 1986) geschenkt, um vor dem Hintergrund der These vom „sozialen Leben der Dinge“ (Appadurai 1986) Wertzuschreibungsprozesse nachvollziehbar zu machen und die Plausibilität von Inventaraufnahmen zu untersuchen. Diese Forschungsarbeiten brachten „einige der verschlungenen Pfade zum Vorschein (...), auf denen Objekte ins Museum gelangen,

und einige der ‚entangled histories‘, um Nicholas Thomas‘ (1991) Begriff zu benutzen, die diese Objekte mitunter enthalten“ (Macdonald 2010: 58). Auch die Rolle der Objekte als Akteure und ihre Handlungsmacht „als selbsttätige Protagonisten in sozialen und kulturellen Welten“ (ebd.: 57) und im Prozess der Bedeutungsproduktion, wie sie in der Tradition der Actor-Network Theory (ANT)<sup>36</sup> (Latour 1996) zentral in den Arbeiten des französischen Soziologen und Philosophen Bruno Latour entwickelt wurden, sind Gegenstand dieser Forschungsrichtung (Macdonald 2010: 58).

Der zweite Bereich, der vertiefte Aufmerksamkeit in der erweiterten museumswissenschaftlichen Forschung erfährt, ist der Komplex der „Museumsökonomie“. Er ist geprägt von gouvernementalen Denkansätzen, die in der Tradition von Michel Foucault stehen (ebd.: 59). In diesem Bereich sind einerseits institutionskritische Arbeiten entstanden, in denen speziell die Auswirkungen auf und die Bedeutung von museologischer Arbeit und der Institution für die Produktion und Regulation von Gesellschaft verdeutlicht werden. Insbesondere Tony Bennett hat hier – inspiriert vom wissenschaftstheoretischen Ansatz der Foucaultschen Gouvernementalität, der Actor-Network Theory und dem von dem französischen Philosophen Gilles Deleuze und dem französischen Psychiater und Psychoanalytiker Félix Guattari entwickelten und seither fortgeführten Assemblagekonzept<sup>37</sup> (Deleuze/Guattari 1987) – für das museumswissenschaftliche Feld maßgebliche Forschungsarbeit geleistet. Andererseits beschäftigt sich dieser Bereich mit den Konsequenzen und der Praxis der notwendig gewordenen und in den letzten Jahren an Bedeutung zugenommenen Selbstvermarktung von Museen und dem auch vor der Institution Museum nicht Halt machenden zunehmenden Imperativ des Anspruchs an Eigenwirtschaftlichkeit und ökonomische Optimierung. Themen wie Sponsoring wegen

---

<sup>36</sup> Mit seiner seit den 1980er-Jahren entwickelten Sozialtheorie definiert Bruno Latour die Verfasstheit der sozialen Welt als reines Netzwerk von Akteuren. Mit dieser Form der wissenschaftlichen Beschreibung und Weltauffassung können nach Latour diverse Nachteile der wissenschaftlichen Beschreibung und Analyse sozialer Wirklichkeit überwunden werden (Latour 1996: 371f.). Von den Akteuren ausgehend zu denken, bedeutet, dass Problematiken bei der Definition und Verwendung von Kategorien wie etwa Raum ebenso obsolet werden wie die in der Wissenschaft verwendeten hierarchisierenden Begrifflichkeiten wie Makro und Mikro oder das Ziehen von forschungsrelevanten Grenzen (ebd.). Wichtig dabei ist die weit gefasste Definition von Akteur, die mitnichten menschlich verstanden werden darf: „An ‚actor‘ in ANT is a semiotic definition - an actant – that is something that acts or to which activity is granted by others. It implies no special motivation of human individual actors, nor of humans in general“ (ebd.: 373).

<sup>37</sup> Das Konzept der Assemblage ist ein erkenntnistheoretisches Konstrukt, das nicht von festen, a priori bestehenden Entitäten ausgeht. Entitäten sind in diesem Kontext etwas Gewordenes, nicht etwas Seiendes. Sie sind kontingent, nicht konsistent. Damit steht im Rahmen von Assemblagekonzepten bei der wissenschaftlichen Betrachtung von Entitäten grundsätzlich die Frage nach den Bedingungen ihres Zustandekommens und nach den an diesem beteiligten Akteuren sowie ihren Beziehungen im Vordergrund. Auch in diesem Fall umfasst der Begriff menschliche und nicht-menschliche Akteure (Schwertl 2015: 29f.).



geringerer, für den Kulturbetrieb vorhandener Gelder, Museumsshops oder BesucherInnenzahlenmaximierung stehen hier im Fokus (Macdonald 2010: 59f.).

Daran anlehnend ist auch der dritte Forschungsbereich durch seine starke BesucherInnenorientierung gekennzeichnet. Themen wie „Zugänglichkeit, kulturelle Vielfalt, Community, Interaktivität, Partizipation“ (ebd.: 62) gewinnen hier sowohl seitens der Wissenschaft als auch der MuseumsmitarbeiterInnen an Aufmerksamkeit und erhalten nach und nach Eingang in Museumskonzepte. Dabei ist festzustellen, dass sich die Auffassung, was als Öffentlichkeit verstanden wird, gewandelt hat. Weniger eine bildungsbürgerliche, vermeintlich weitestgehend homogene Sozialstruktur, sondern vielmehr ein „Verständnis der Öffentlichkeit als vielfältig, plural und aktiv statt als relativ homogene und passive Masse“ (ebd.: 61) steht jetzt im Vordergrund – wobei Macdonald darauf verweist, dass dies bis dato nur partiell gelingt. In diesen Bereich fallen auch ethnografisch orientierte Arbeiten über die Produktionsmechanismen und die Wirkung von Museen und Ausstellungen auf das Klientel von BesucherInnen (Hooper-Greenhill 2006): „Solche vertieften Arbeiten über Produktionsprozesse (...) zeigen, wie öffentliche Kultur, die schließlich zur Ausstellung kommt, mit Aspekten des Produktionsprozesses zusammenhängt, und richten ihre Aufmerksamkeit nicht zuletzt auf Gegebenheiten, die sich gegen die Intentionen der Ausstellungsmacher sträuben, etwa die unhinterfragten Annahmen der Akteure, politische Interventionen und Zufälle“ (Macdonald 2010: 62). Auf den letzteren Aspekt der veränderten Öffentlichkeitsstruktur und seine Konsequenzen für die Museumsarbeit werde ich im folgenden Abschnitt weiter eingehen.

### **2.2.2 Wer ist „wir“? Stadtgedächtnis und Stadtmuseum in der Einwanderungsgesellschaft**

Stadtmuseen sind laut Gottfried Korff „kulturhistorische Museen mit integriertem ortsbezogenem Sammelbestand und –auftrag“ (Korff 2011a: 75). Sie haben den Zweck, Stadtgeschichte zu erforschen, zu vermitteln, zu veranschaulichen und dieser zu erinnern, wobei die „Sammlung (...) Sockel und Ressource der Museumstätigkeit“ (ebd.) ist. Ein Blick in die Geschichte von Stadtmuseen zeigt, dass ihr museales Selbst- und Fremdverständnis immer im jeweiligen gesellschaftlich-historischen Kontext mit entsprechenden Auswirkungen für die museale Praxis stand: War ihnen nach dem Zweiten Weltkrieg etwa eine „Marginalisierung“ (ebd.: 71) attestiert worden, hatten sie

in den 1960er- und 1970-Jahren einen paradigmatischen Aufbruch, der unter mit den Stichworten „Lernort contra Musentempel“ (Spickernagel/Walbe 1976) nicht nur Eingang in die Fachgeschichte der Volkskunde/Europäischen Ethnologie fand, sondern auch in die Museumsarbeit (ebd.).

Stand diese Zeit für eine große Themenfülle und interpretatorische Leistung der Häuser, kann Mitte der 1980er-Jahre ein allgemeiner Einbruch diagnostiziert werden, der bis zur Jahrhundertwende andauerte. Metaphern, die das Museum als „tomb with a view“ (Kirshenblatt-Gimblett 1998: 57) oder „Friedhof der Dinge“ (Groys 1997: 9) beschreiben, spielen auf die Krise der Museen und ihren gesellschaftlichen Stellenwert in dieser Zeit an (Baur 2010b: 36f.). Seither wird ein Rumoren (Voss 2009) festgestellt, das als Anzeichen und Chance für einen erneuten Aufbruch durch inhaltliche und methodische Neuausrichtungen interpretiert werden kann (ebd.).

Die Kunsthistorikerin und Journalistin Julia Voss hat in ihrer in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* veröffentlichten Ausstellungskritik „Expeditionen in die zweite Natur“ (ebd.) anlässlich einer Ausstellungseröffnung darauf hingewiesen, dass in der Vergangenheit jede historische Epoche, seinen eigenen Museumstyp hervorgebracht hat: das 16. und 17. Jahrhundert etwa die Kunst- und Wunderkammern, das 18. und 19. Jahrhundert die Nationalmuseen oder das 20. Jahrhundert die Kunstmuseen. Die Diskussionen im Museumsfeld der letzten Jahre interpretiert sie als Anzeichen, dass sich ein erneuter Wandel in den Prioritäten und dem Selbstverständnis musealer Arbeit zu erwarten ist: „Das einundzwanzigste Jahrhundert hat sich auf die Suche nach seinem Museumstyp begeben“ (ebd.). Auch der Kunsthistoriker und Museumsfachmann Martin Roth prognostiziert „tektonische Verschiebungen“ (Roth 2009 zit. n. Korff 2011a: 67), welche die Museumslandschaft ergriffen hätten.

Eine wesentliche Rolle für die veränderte Situation von Stadtmuseen spielen neben den Aspekten, wie sie im vorherigen Abschnitt zur Repräsentationskritik dargelegt wurden, der durch wachsende Mobilität, Globalisierung und Migration bedingte Einfluss auf die Bevölkerung – wenngleich Deutschland bzw. der deutschsprachige Raum in seiner Geschichte stets Ausgangspunkt und Ziel verschiedenster Ein- und Auswanderungen war, wie Bade und Oltmer in ihren Ausführungen über die historischen Migrationsbewegungen von und nach Deutschland vom 17. Jahrhundert bis zur Einführung des Zuwanderungsgesetzes 2005 zeigen (Bade/Oltmer 2007b). Im ersten Abschnitt dieser Arbeit wurde bereits auf die bedeutenden Anteile hingewiesen, welche Menschen ohne deutsche Staatsangehörigkeit und mit Migrationshintergrund an der

Bevölkerung der Bundesrepublik Deutschland und noch einmal verstärkt an der Münchner Bevölkerung bilden. Die zur Verfügung stehenden Zahlen demonstrieren die soziale Realität: Wir leben in einer Migrationsgesellschaft. Die Gesellschaft ist nachhaltig von Mobilität und Migration geprägt, „Mobilität ist ein Schlüsselbegriff zum Verständnis unserer Gegenwart geworden“ (Götsch-Elten 2011: 15). Die Konsequenz ist eine soziokulturelle Pluralisierung und Ausdifferenzierung der Gesellschaft, die politisch und medial ebenso wie im Lebensalltag eines jeden einzelnen sichtbar und verhandelt wird.

Festzuhalten ist dabei aber, die durch Wanderungsbewegungen entstehende Diversität ist seit jeher ein fundamentales Charakteristikum von Urbanität und Stadtgesellschaften: „Städte sind Orte der Vielfalt, seit es sie gibt“ (Bukow 2011: 207). Die Autoren des Sammelbandes „Neue Vielfalt in der Stadtgesellschaft“ (Bukow/Heck/Schulze/Yildiz 2011) gehen in ihrer Einleitung noch einen Schritt weiter bezüglich des Bedeutungszusammenhangs von Stadtgesellschaft und Diversität. Für sie ist sie nicht nur „entwicklungsbedingter Nebeneffekt“ (Bukow/Heck/Schulze/Yildiz 2011: 8), sondern „Stadtgesellschaft (ist) als Reaktion auf Vielfalt“ (ebd.) zu verstehen. Sie verstehen Stadtentwicklung als einen Prozess im Kontext notwendiger gesellschaftlicher Regulierungsmechanismen, die alternativ zu herkömmlichen familiären Strukturen und entsprechend etablierten Regelungen sozialen Zusammenlebens angesichts der durch Mobilitäten und Handel geförderten städtischen Vielfalt notwendig wurden (ebd.: 7). Damit räumen sie mit dem „(...) lange gepflegte(n) national-homogene(n) Großstadtdispositiv“ (ebd.: 15) auf.

Wenngleich „Vielfalt (...) schon immer eine zentrale Eigenschaft von Stadtgesellschaften (war)“ (ebd.: 7) und damit Stadtentwicklung und Diversifizierung von Stadtgesellschaft im gesamten historischen Entwicklungsprozess engstens zusammenhängen, ist ein qualitativer wie quantitativer Wandel der soziokulturellen Ausdifferenzierung angesichts fortschreitender Globalisierungsprozesse und des gesellschaftlichen Mobilitätsimperativs zu konstatieren, der den Aspekt einer die Stadtgesellschaft fundierenden, migrationsbedingten Vielfalt nochmals in seiner Aussagekraft zuspitzt (Bukow 2011: 208): „Im Grunde ist Stadtentwicklung und Urbanität ohne Migration nicht denkbar“ (Yildiz 2011b: 137), sagt der Soziologe Erol Yildiz und fügt hinzu, „Migranten und deren Nachkommen (sind) heute ein integraler Bestandteil urbaner Realität“ (ebd.: 142). Dabei bewirkte Migration nicht nur eine Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Strukturen und Lebenswirklichkeiten, sondern auch eine Pluralisierung der Geschichte,

wie die Soziologin Viola Georgi konstatiert: „Migrationsprozesse haben zweifelsohne zu einer Beschleunigung der gesellschaftlichen Pluralisierung beigetragen. Geschichtsbilder und Geschichtsbewusstsein sind von solchen Pluralisierungsprozessen nicht ausgenommen. (...) Ein beachtlicher Teil der heute in Deutschland lebenden jungen Menschen verfügt über Familien und Kollektivgeschichten sowie über tradierte historisch-politische Erfahrungen, die sich von den ‚deutschen‘ unterscheiden“<sup>38</sup> (Georgi 2003: 9).

Aber inwiefern spielt dies für die Museumsthematik eine Rolle? Hierfür muss nochmals ein Rückgriff auf den in den vorherigen Kapiteln verdeutlichten Zusammenhang von Geschichte und Erinnerung gemacht werden. Sie bilden auf gesellschaftlicher Ebene das Fundament des sogenannten kollektiven Gedächtnisses, das in der Vergangenheit in der Regel in einen nationalen Rahmen gesetzt wurde. Geschichte und Erinnerung fungieren im Rahmen des Nationalstaats als tragende Säulen des Selbstverständnisses einer Gesellschaft und als zentrale Parameter bei der Konstruktion von Zugehörigkeiten. Vor diesem Hintergrund dient die Geschichtswissenschaft der Erforschung der nationalen Vergangenheit, die nationale Geschichtsschreibung der Vermittlung der historisch und gesellschaftlich erinnerungswerten und für das nationale, kollektive Gedächtnis als bedeutsam beanspruchten Ereignisse. Geschichtsschreibung ist kollektive Erinnerungsarbeit. Die Erforschung der Geschichte eines Staates und die Verbreitung der Ergebnisse über kultur- oder bildungspolitische Gremien hat folglich die Funktion kollektiver Identitätsarbeit insofern die Vergangenheit grundsätzlich ein zentraler Referenzpunkt für die Herausbildung von Identität ist. Die Vergangenheit hat damit einen starken Einfluss auf die Gegenwart und ist eine entsprechend mächtige, die Zukunft einer Gesellschaft prägende Kraft. Dabei ist der Blick auf die Vergangenheit zugleich der Gegenwart geschuldet.

Stadtmuseen sind ihrem Selbstverständnis nach Verwalter des von ihnen empfundenen historischen und kulturellen Erbes einer Stadt. Sie fungieren auf regionaler Ebene entsprechend dem Modell des Nationalmuseums als Gedächtnis der Stadt und Ort der kollektiven Erinnerung. Grundsätzlich sind sie dabei eingebunden in ihr institutionelles Selbstverständnis, das sich mitunter auch im Kontext nationaler sowie regionaler Geschichtsschreibung und den Aufgabenspektren weiterer Museen oder Gedächtnisinstitutionen wie beispielsweise Archiven herausgebildet hat, zu denen sie –

---

<sup>38</sup> Viola Georgi verweist auf den Sachverhalt, dass geteilte Erinnerung nicht nur im Sinne eines gemeinsamen, von der Mehrheit geteilten Sachverhalts, sondern auch im Sinne unterschiedlicher, von einander getrennter Erinnerungsinhalte zu verstehen ist (Georgi 2003: 9).

etwa durch räumliche Nähe – in Beziehung stehen. Eingebettet in städtische, regionale, nationale und gegebenenfalls internationale Kontexte sind sie in wechselseitigem Austausch an Identitätsbildungsprozessen der Stadt und ihrer Gesellschaft beteiligt.

Auf diese Weise kann museale Arbeit den Effekt haben, einen Gemeinschaftssinn seitens der Stadtbevölkerung zu etablieren, zu festigen und durch historische Sinnstiftung zu legitimieren. Angesichts ihrer identitätsstiftenden Wirkung sind „Stadtmuseen als Orte und Horte symbolischen Kapitals (...)“ (Korff 2011a: 75) zu begreifen. Wenn von ihren originären Aufgaben die Rede ist, wird häufig die Metapher des „historischen Erbes“ – das in Deutschland zudem gerne mit dem des kulturellen verknüpft oder gar gleichgesetzt wird – und der sich daraus ergebenden Verantwortung für die Zukunft einer Gesellschaft bemüht. Als „Binsenweisheit“ (Thamer 2010: 8) bezeichnet etwa der Historiker Hans-Ulrich Thamer den Aspekt, dass ein historisches Museum etwas mit dem kulturellen Erbe einer Gesellschaft zu tun hat, wobei man zur Einsicht gelangt ist, dass ein solches Erbe nicht etwas natürlich Gegebenes, sondern einem soziologisch, historisch und politisch bedingtem Wandel unterzogen und stets etwas durch die Gegenwart beeinflusstes sowie konstruiertes ist. Damit ist auch die Vorstellung homogener, stabiler, ortsgebundener Identitäten überholt.

Was bedeutet die Einwanderungsgeschichte Deutschlands für die und welchen Platz nimmt sie innerhalb der nationalen Geschichtsschreibung ein? „Wie (müssen) sich (...) Prozesse kollektiven Erinnerns“ (Urry 2000: 30) und der Geschichtsschreibung in einer globalisierten Welt verändern, in der herkömmliche Grenzziehungen, Definitionen und herkömmliche Kategorien nicht mehr ausreichen oder überhaupt nicht mehr funktionieren (ebd.)? Wie muss die „zukünftige Vergangenheit“<sup>39</sup> (Sheehan 1990) Deutschlands und der in Deutschland lebenden Bevölkerung aussehen und welche Rolle spielen Museen in diesem Zusammenhang? Gerade vor dem Hintergrund der Migrationsgesellschaft, den Ergebnissen neuerer sozial- und kulturwissenschaftlicher Forschungen und in Anlehnung an die museale Repräsentationskritik muss der Begriff des historischen und kulturellen Erbes überdacht und Überlegungen angestellt werden, welche Konsequenzen die Ergebnisse für die Arbeit kulturhistorisch ausgerichteter Museen haben müssen, die aufgrund ihrer historischen Entwicklung und institutionellen Funktionsmechanismen Akteure im definitiven Prozess der Konstruktion des

---

<sup>39</sup> Sheehan verweist darauf, dass Vergangenheitsbewusstsein immer eine Frage des gegenwärtigen Standpunktes und gesellschaftshistorischen Kontextes ist. Insofern der Blick auf die Vergangenheit stets aus dem Kontext der Gegenwart aus diese gerichtet und davon bestimmt wird, bedeuten Verschiebungen in der Perspektive auf Vergangenheit angesichts gegenwärtiger Entwicklungen neue, „zukünftige Vergangenheiten“ (Sheehan 1990).

historisch-kulturellen Erbes einer Gesellschaft sind.

Die Zukunft und Gegenwart von Stadtmuseen ist von den radikalen Transformationsprozessen spätmoderner Identitäten, wie sie in den Sozialwissenschaften analysiert und diskutiert werden, angesichts der angesprochenen Verknüpfung von Stadt- und Migrationsgeschichte und dem herkömmlichen Aufgabenspektrum, Stadtgeschichte zu sammeln, aufzuarbeiten, zu vermitteln und kollektive Identität sowie Erinnerung zu stiften, besonders betroffen. Für sie stellt sich die Frage nach ihren Aufgaben und ihrem Selbstverständnis im 21. Jahrhundert angesichts ihrer gesellschaftlichen Rolle, „Vergangenheit zu vergegenwärtigen“ (Urry 2000: 30) und als Orte „institutionalisierten Gedenkens“ (ebd.: 34) zu fungieren, in besonderem Maße. Sie nehmen im Rahmen der Geschichtsschreibung einen zentralen Platz ein insofern sie historische Sachverhalte und Wissen sichtbar machen und produzieren. Sie beleuchten gegenwärtige soziale und politische Prozesse und aktuelle gesellschaftsrelevante Themen aus historischer Perspektive, die „in Kenntnis historischer und epochaler Entwicklungslinien besser beurteilt werden“ (Jonuz/Schulze 2011: 34) können, oder zeigen Phänomene um ihrer selbst willen zum Zweck der Unterhaltung. Was bedeuten Stadtmuseum, Stadtgeschichte, Stadtgedächtnis, Erinnerung und Gesellschaft im 21. Jahrhundert angesichts pluraler Gesellschaften?

Welche Rolle Stadtmuseen innerhalb der Stadtgesellschaft in der Vergangenheit hatten und angesichts der veränderten gesellschaftlichen Bedingungen und wissenschaftlichen Erkenntnisse heute einnehmen, wurde auf einer Tagung, die im Jahr 2009 im *Stadtmuseum Berlin* stattfand, unter dem Titel „Die Stadt und ihr Gedächtnis. Zur Zukunft der Stadtmuseen“ (Gemmeke/Nentwig 2011) diskutiert. Die Veranstaltung und ihre Beiträge weisen auf die Aktualität der Thematik und die intensive Auseinandersetzung innerhalb von Museen und Museologie angesichts der Notwendigkeit einer Neulegitimierung vor der eigenen Fachlandschaft und insbesondere vor der Bevölkerung hin. Was tun? Was erzählen? Wie erzählen? Was sammeln? Wie sammeln? Das sind die zentralen Fragen, auf die Antworten gesucht werden.

Stadt wird dabei begriffen als ein gesellschaftlicher Verhandlungs- und Lebensraum, in dessen Kontext Stadtmuseen prozessbegleitend arbeiten, einzelne Phänomene herausgreifen und gleich einer „Brennglassicht“ (Nentwig 2011: 15) beleuchten können. Sie sollen ein zentraler Ort der sichtbaren, reflektierten, vom konkreten Phänomen distanzierten, kommentierenden Aushandlung von stadtgesellschaftlichen

Entwicklungsprozessen sein. Sie werden entweder „konservative Verwalter einer lokalen Geschichtsschreibung (bleiben) (...) oder sie werden künftig stärker kultur- und sozialgeschichtliche Perspektive(n) auf urbane Kulturen entwickeln müssen, in der Stadt als ein Raum beständiger Produktions- und Neukonstruktionsprozesse von städtischen Lebenswelten erscheint“ (Kaschuba 2011: 21).

Dies setzt voraus, sie schaffen den Sprung von „Endlagerstätten für schwach strahlende Substanzen“ (Sloterdijk 1989: 33) hin zu einer „Dynamisierung des Stillgestellten“ (Korff 2011a: 67), die mehr bedeuten muss als die von Korff in seinem gleichnamigen Aufsatz als solche bezeichnete „Aktivierung des Depots, dessen Schätze in klugen expositorischen Versuchsanordnungen wachgerufen und in aktuelle Zeitbezüge gestellt, also ‚dynamisiert‘ werden“ (ebd.: 76). Aber was hat das für die museale Arbeitspraxis konkret zu bedeuten, wie können die geforderten Veränderungen eingeleitet und gestaltet werden?

Festgehalten werden kann, „Urbanität (...) bedarf (...) einer Plausibilisierung durch Geschichte und Kultur“ (Kaschuba 2011: 21) und ihrer „performativen Aufbereitung“ (ebd.). Dabei gilt es die „historische(n) Sedimentbildungen einer Stadt“ (Yildiz 2011b: 138), die letztlich ihr Fundament bilden, „nicht mehr primär in ‚Resultaten‘ zu betrachten, sondern als ‚Prozess‘“ (Kaschuba 2011: 21). Dadurch kommt es zu einer Prioritätenverschiebung der Museumstätigkeit von einem Ort der Sammlung und Lehre hin zum Bewusstsein, deutender Produzent historischer Stoffe und damit selbst Akteur der stadtgeschichtlichen Dynamik zu sein (ebd.).

Stadtmuseen müssen demnach fortan Prozesse nicht retrospektiv begleiten, sondern aktiv mitgestalten und daran teilhaben. Die damit verbundene „Re-Politisierung der Stadtgeschichte als Aufgabe urbaner Museumspolitik“ (ebd.: 22) erfordert Aktualität. Eine Aktualität, die nicht nur die Bezugnahme auf gegenwärtige Phänomene meint, sondern auch die In-Bezug-Setzung der Vergangenheit zur Gegenwart entsprechend einem Geschichtsverständnis, das als „teleologischen Fluchtpunkt die Gegenwart“ (te Heesen 2012: 10) setzt. Stadtmuseen sollten damit auch nicht der Ansicht sein, identitätsbildende Wirkungen in ihrer Arbeit vermeiden zu können. Vielmehr sollten sie sich dieses Effekts bewusst sein und ihre Beteiligung und Verantwortung an der Identitätsbildung von Städten und Stadtgesellschaften reflektieren und annehmen, anstatt sie kommunalen Behörden und den PR-Agenturen örtlicher Wirtschaftsunternehmen zu überlassen (Kaschuba 2011: 22).

Diese Forderungen haben dem Kulturwissenschaftler Wolfgang Kaschuba zufolge im

Wesentlichen folgende Konsequenzen: 1. Eine Re-Formulierung der Stadtgeschichte, die Stadt als dynamischen Prozess, etwas ständig wachsendes, sich entwickelndes und veränderndes, heterogenes versteht, dem ein „spezifisches soziales und kulturelles“ Kraftpotenzial innewohnt (ebd.: 22). 2. „Stadtmuseen selbst als Narrative“ (ebd.) zu begreifen, was erfordert, die Frage nach dem „wer spricht?“<sup>40</sup> in die herkömmliche Arbeitspraxis zu integrieren (Wonisch 2012: 27-30). Dies kann durch eine Betonung der Perspektivität im Gegensatz zur vermeintlichen Faktizität von Objekten, einer damit einhergehenden Verschiebung der Sichtbarkeit weg von einer Deutungshoheit hin zu einer Deutungsarbeit und dabei auch durch die „Vernetzung mit anderen kulturellen und wissenschaftlichen Einrichtungen“ (Kaschuba 2011: 23) geschehen.<sup>41</sup> 3. Weniger eine „lokalhistorische Schaubühne“ (ebd.) vermeintlichen Faktenwissens über Stadtidentität und –geschichte zu sein, sondern eher „offene Infobox“ (ebd.) heterogener, veränderbarer und sich wandelnder Wissensbestände. Gerade letzterer Aspekt knüpft an die Forderungen des US-amerikanischen Historikers James Cliffords an, Museen als „contact zones“<sup>42</sup> (Clifford 1997) zu begreifen.

Es gibt so viele Perspektiven auf die Welt und entsprechende Wirklichkeitskonstruktionen wie Menschen. Diese gilt es nicht zuletzt im Interesse einer zukunftsfähigen Gesellschaft in die Museumsarbeit einzubinden. Nicht in einem additiven Realitätsverständnis, sondern im Sinne einer Perspektivenvereinigung von „Heritage“ und „Hybridity“ (Kaschuba 2011: 24), die auch ein reflektiertes Verhalten zur eigenen Entstehungsgeschichte zeigt (ebd.). Dies impliziert das Sammeln und Erzählen von „Mischkulturen, derer im Rahmen existierender institutionalisierter Darstellungen der Vergangenheit weithin nicht erinnert wird“ (Urry 2000: 30) und letztlich eine Verweigerung gegenüber den weit verbreiteten Homogenisierungsstrategien, wie sie etwa in Deutschland in der sogenannten „Leitkulturdebatte“ zum Ausdruck kommen.

---

<sup>40</sup> Der 2005 erschienene Sammelband „Wer spricht? Autorität und Autorschaft in Ausstellungen“ (Jaschke/Martinz-Turek/Sternfeld 2005) thematisiert die Produktionsweisen von Wissen und Wahrheit im Kontext von Ausstellungen. Einerseits wird dabei die Definitionsmacht der Sprache und der in den Ausstellungsräumen Sprechenden – etwa durch Texttafeln, audiovisuelle Medien oder Führungen – untersucht. Andererseits geht es um die Einschlüsse und Ausschlüsse produzierende Praxis musealer Wissensvermittlung und ihre Wahrheitseffekte.

<sup>41</sup> Mit dem Begriff des „ironischen Museums“ (Bann 1978) konzipiert der Kunsthistoriker Bann ein Museum, das sich selbst zugleich als Konstrukt und Konstrukteur versteht, sich als solches reflektiert und in seinem Konstruktionscharakter auch den Besuchern und Besucherinnen zeigt.

<sup>42</sup> Clifford entlehnt den Begriff der „contact zone“ von der us-amerikanischen Literaturwissenschaftlerin Mary Louise Pratt. Wenn nach Clifford Museen als „contact zone“ verstanden werden, „their organizing structure as a collection becomes an ongoing historical, political, moral relationship – a power-charged set of exchanges, of push and pull“ (Clifford 1997: 192). Sie wären wünschenswert als „public spaces of collaboration, of shared control, complex translation, and honest disagreement“ (ebd.: 208).



Die herrschende Vielfalt im Museum abzubilden und auch konstruktiv in die Debatte um Einwanderung einzubringen, nicht zuletzt um so auch „eine durch nationale Erzählungen marginalisierte Diversität sichtbar zu machen“ (Yildiz 2011b: 135) und zu zeigen, wie sich Städte durch Migration entwickelt haben, muss künftig als ein verbindlicher Grundsatz und ein wesentliches Ziel der Arbeit gerade von Stadtmuseen gelten. „Eine solche multiperspektivische Sicht und Interpretation der geteilten Geschichte befindet sich allerdings erst in ihren Anfängen“ (Motte/Ohliger 2004b: 49). (Stadt-)Museen befinden sich in einem Prozess der erneuten Öffnung, die zum Ziel hat, die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse sozial, kulturell, religiös und politisch in Geschichte und Gegenwart ergebnisoffen auszuhandeln und abzubilden. „Für mich“, sagt Martin Roth, „ist ein Museum ein Ort der Debatte, der Bildung, der Reflexion darüber, was eine Gesellschaft ausmacht. Mein Ideal wäre ein Museum ohne Hierarchie“ (Roth 2014). Im Folgenden werde ich die aus der Vielfalt von Stadt und Gesellschaft resultierenden Konsequenzen für die Museumsarbeit weiter ausführen.

### **2.3 Musealisierung der Migration<sup>43</sup>**

Wie im vorherigen Kapitel dargestellt gerieten Museen durch die zunehmende wissenschaftliche Kritik an ihrer herkömmlichen Arbeitspraxis seit den 1980er-Jahren in eine Krise. Gerade Stadtmuseen mussten gleichzeitig erkennen, dass die von ihnen präsentierten Betrachtungszusammenhänge vor dem Hintergrund der zwischenzeitlichen migrationsbedingten Stadt- und Bevölkerungsentwicklung zunehmend an Relevanz für die Gegenwart verloren. Mit der Kritik aus den Reihen der Wissenschaft, aus dem Museumsfeld selber und aus der Gesellschaft entwickelte sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts zudem ein kulturpolitischer Druck auf die Institution Museum, der die Notwendigkeit einer „Musealisierung der Migration“ (Baur 2009) in der deutschen Museumslandschaft und die interkulturelle Öffnung von Museen im Fokus hatte. Im Folgenden gilt es, den dadurch in Bewegung geratenen Museumsdiskurs zu beleuchten und die in Folge einsetzenden Musealisierungsprojekte zum Thema Migration hinsichtlich spezifischer Trends und Tendenzen in der Sammlungs- und Ausstellungspolitik in den Blick zu nehmen, um Konsequenzen, Voraussetzungen und Ansprüche für eine Integration der Migrationsthematik in die Museumspraxis zu

<sup>43</sup> In seiner gleichnamigen Untersuchung analysiert Joachim Baur anhand von drei Einwanderungsmuseen des anglo-amerikanischen Raums (USA, Canada, Australien) die museale Repräsentation von Migration und die damit zumeist einhergehende Inszenierung von Nation. Hiervon ausgehend diskutiert er Konsequenzen für den deutschsprachigen Raum, insbesondere Deutschland (Baur 2009a).

diskutieren.

Entgegen dem sozialhistorischen Tatsachenbestand (Bade/Oltmer 2004; Bade/Emmer/Lucassen/Oltmer 2007a), hat sich die deutsche Gesellschaft lange Zeit schwer damit getan, sich selber als Einwanderungsland zu erkennen und anzuerkennen. Das damit verbundene jahrzehntelange Leugnen der Bedeutung der Migration in Deutschland bezeichnete der Migrationshistoriker Klaus Bade 1993 gar als „parteiübergreifende Lebenslüge“ (Bade 1993: 20). 2001 fand mit der „Entdeckung der Einwanderungsgeschichte“ (Motte/Ohliger 2004a: 8) eine Kehrtwende in der öffentlichen Diskussion statt. Hintergrund war die von der damaligen Bundesregierung, namentlich von Bundesinnenminister Otto Schily (SPD), im Jahr 2000 unter der Leitung der Politikerin Rita Süßmuth (CDU) einberufene 21 Mitglieder starke Sachverständigenkommission, die über Einwanderungs- und Integrationsbestimmungen beraten sollte und den Anspruch hatte, diese gesetzlich zu regeln. Am 4. Juli 2001 wurden die Ergebnisse in dem Bericht „Zuwanderung gestalten – Integration fördern“ (Unabhängige Kommission „Zuwanderung“ 2001) zusammengefasst und veröffentlicht. Durch die Arbeit der sogenannten „Süßmuth-Kommission“ wurde erstmals eine aktive, sozialpolitische Gestaltung der Einwanderungsgesellschaft in Deutschland diskutiert – mit entsprechenden politischen, historiografischen und kulturpolitischen Konsequenzen. Seither ist ein Kurswechsel festzustellen und das Thema Migrationsgesellschaft wird mit seinen politischen Dimensionen und gesellschaftlichen Implikationen auf breiter Ebene debattiert. Das bis dato vernachlässigte Feld wurde offiziell – insbesondere mit Blick auf Bildungspolitik und Arbeitsmarkt – auf die politische Agenda gesetzt. Kulturpolitisch wurde das Thema Migrationsgesellschaft als Aufgabe der historischen Forschung deklariert und die Repräsentation der Thematik in den einschlägigen Kulturinstitutionen und damit auch in den Museen gefordert. So heißt es etwa im „Nationalen Integrationsplan“ der Bundesregierung „Neue Wege – Neue Chancen“ (Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2007) aus dem Jahr 2007 ausdrücklich: „Die interkulturelle Öffnung (der Kulturinstitutionen) im Selbstverständnis, in den inhaltlichen Programmen, in den Gremien und beim Personal“ (ebd.: 132) sei Ziel einer pluralen Gesellschaft, die geprägt ist von Mobilität und Migration.

Parallel zum seitens der Politik und der Gesellschaft ausbleibenden Bekenntnis Deutschlands, ein Einwanderungsland zu sein, – vielleicht auch infolgedessen –, wurde es auch in den historisch arbeitenden Wissenschaften weitestgehend versäumt ,

Migrationsphänomene als Teil der nationalen Geschichtsschreibung zu begreifen und ihnen entsprechende wissenschaftshistorische Aufmerksamkeit zu schenken. 2002 machte der damalige Bundespräsident Johannes Rau (SPD) auf die gesellschaftliche Verantwortung der Geschichtsschreibung und der Geschichte Schreibenden aufmerksam und verwies auf die gesellschaftliche Identität stiftende Funktion von Geschichte. In seiner Eröffnungsrede auf dem „44. Deutschen Historikertag“ machte er deutlich, dass dringend entsprechende Schwerpunkte zu setzen wären, wollte die Geschichtswissenschaft vor dem Hintergrund einer der Einwanderungsrealität und der Globalisierung der Lebenswelten geschuldeten pluralen Gesellschaft weiterhin zur Konstruktion eines kollektiven, wenngleich national konnotierten „Wir“ beitragen (Motte/Ohliger 2004a: 9).

Versteht man wie Rau damals „Geschichte als Quelle der Identifikation und Identität in einer Gesellschaft“ (Rau 2002 zit. nach ebd.), ist es umso bezeichnender, dass bis dato im Rahmen von Erinnerungsdiskursen kaum migrationshistorisch und sozialgeschichtlich relevante Narrationen vorhanden sind (Motte/Ohliger 2004b: 47), die Deutschland als Einwanderungsland thematisieren. Schließlich hat, hier erneut der damaligen Argumentation Raus folgend, die Verankerung und Sichtbarmachung der Migrationsgeschichte in der Geschichtsschreibung und ihren entsprechenden Vermittlungsinstitutionen wie etwa kulturhistorischen Museen größte Bedeutung für die Herausbildung einer zukünftigen allgemein vermittelbaren Gesellschaftsidentität. Das Ausblenden der Einwanderungsgeschichte Deutschlands hat neben der angesichts der Fakten nicht nachvollziehbaren Missachtung ihrer historischen Bedeutung eben auch eine nicht zu unterschätzende gesellschaftspolitische Komponente. Es geht nicht nur um die Klärung historischer Sachverhalte und Hintergründe, sondern um die soziokulturelle und rechtsstaatliche Akzeptanz und Anerkennung von durch Staat, Gesellschaft und Geschichte marginalisierten Minderheiten.

Die Leerstellen in der historischen Aufarbeitung – in den herkömmlicherweise für die historische Repräsentation zuständigen Institutionen sowie im öffentlichen Raum – stellen eine „symbolische Segregation“ (ebd.) breiter Bevölkerungsteile dar, durch die eine Distinktion in die Kategorien Mehrheits- und Minderheitsgesellschaft reproduziert wird. Historischer Anerkennung wird die Wirkung zugeschrieben, soziale Anerkennung zu befördern und die Grundlage für entsprechende gesellschaftliche Entwicklungen bilden zu können. Das bedeutet gleichzeitig: Das Ausblenden und die Nicht-Sichtbarkeit in der Geschichtsschreibung können auf eine Ausgrenzung von

Bevölkerungsteilen hinweisen, die durch eben diese Nicht-Sichtbarkeit zudem noch einmal verschärft und gefördert wird.

Bei der kulturpolitischen Auseinandersetzung um eine Aufarbeitung und Repräsentation von Migrationsgeschichte und ihrer Verortung in der öffentlich praktizierten Erinnerungspolitik geht es folglich nicht nur um die Anerkennung historischer Tatsachen. Es geht um die Anerkennung von MigrantInnen als BürgerInnen auf rechtsstaatlicher Ebene und ihre soziale Anerkennung in der Gesellschaft: „Historisch-symbolische Anerkennung (...) ist ein wichtiger Teil einer vollständigen, auch staatsbürgerlichen Akzeptanz und Voraussetzung für volle Partizipation im Gemeinwesen“ (ebd.: 48). Über die formale und historische Dimension soll es möglich sein, soziale Anerkennung zu generieren.

Die Gefahr des mehrheitsgesellschaftlich geführten Diskurses liegt nun aber darin, dass es weniger um eine Anerkennung von Minderheiten durch die Mehrheitsgesellschaft zu gehen scheint. Vielmehr zeigt sich, dass das Engagement für die Realisation einer faktischen und symbolischen Repräsentation der Einwanderungsgeschichte Deutschlands eher auf eine als Missstand empfundene soziokulturelle Zugehörigkeit seitens der gesellschaftlichen Minderheiten abzielt (ebd.). So versprach sich Rau etwa von dem Einlösen seiner Forderung, der Einwanderungsgeschichte in der nationalen Geschichtsschreibung ihren festen Platz zu geben, nicht die Anerkennung breiter Teile der Bevölkerung. Vielmehr scheint die Schaffung einer Identifikation von MigrantInnen oder Menschen mit sogenanntem Migrationshintergrund mit der deutschen Gesellschaft und der Geschichte Deutschlands das zentrale politische Anliegen und Argument in der Diskussion zu sein (Motte/Ohliger 2004a: 9).

Wie auch immer man die Motivation und Funktion zur Aufbereitung und Repräsentation der Migrationsgeschichte in den zentralen kulturpolitischen Organen bewerten mag, Fakt ist, sie ist notwendig und sie wird angegangen. Der mit der Anerkennung von Migration als gesellschaftliche Tatsache verbundene notwendige Perspektivenwechsel in den Geschichtswissenschaften und kulturellen Institutionen hat weitreichende methodologische sowie thematische Konsequenzen. Es gilt, die Leerstellen aufzuspüren, sichtbar zu machen und zu schließen. Der forschende Blick muss erweitert und Themen auf die Arbeitsagenda gesetzt und beleuchtet werden, die bislang außer Acht geblieben sind. Es muss reflektiert werden, wie es dazu kam, dass die Geschichte der Einwanderung und ihrer unterschiedlichen Akteure aus dem Kanon des historischen Bewusstseins nahezu systematisch ausgeschlossen wurde, und, welche

methodischen, historiografischen und gesellschaftlichen Konsequenzen eine solche Verschiebung der Perspektive für die national-narrative Geschichtsschreibung hat und wie sich die im Sinne der Repräsentation notwendige Verankerung im kollektiven Gedächtnis nachholen und für die Zukunft vermeiden lässt. Wird es eine Geschichte der mehrheitsgesellschaftlichen Perspektive bleiben, in der die geschichtsschreibenden Konstrukteure einer hegemonialen Wissenschaftsgesellschaft ihren Blick lediglich erweitern und auf „die Zu- und/oder Abgewanderten“ richten? Bleibt es eine „geteilte Geschichte“ oder wird es eine geteilte, im Sinne einer gemeinsamen Erinnerung geben? Vorerst geht es um dreierlei: 1. Das selbstverständliche Mitdenken der Migrationsgeschichte Deutschlands als festen Bestandteil der nationalen Geschichtsschreibung bei gleichzeitiger Re-Definition was „national“ im 21. Jahrhundert bedeutet. Im Zuge dessen gilt es auch, das Stadtgedächtnis der soziokulturellen Wirklichkeit anzupassen und (inter-)kulturell zu öffnen. 2. Die Aufarbeitung der Geschichte der Migration von und nach Deutschland als eigenes Forschungsfeld (Georgi 2003: 9). 3. Die Frage nach einer angemessenen Repräsentation und Umsetzung der Migrationsgeschichte Deutschlands. Hierbei ist in der Arbeitsagenda nach den Historikern Jan Motte und Rainer Ohliger zweierlei zu priorisieren: die „sozialgeschichtliche Rekonstruktion“ (Motte/Ohliger 2004a: 7) unter Berücksichtigung der soziokulturellen Dimensionen sowie die wissenschaftliche Reflexion des „politisch-gesellschaftliche(n) Umgang(s) mit Geschichte in der Einwanderungsgesellschaft“ (ebd.). Vor diesem Hintergrund werde ich im Folgenden zunächst auf die seit der Jahrhundertwende im deutschsprachigen Museumsfeld intensivierten Aktivitäten bei der Musealisierung der Migration eingehen und im Anschluss daran Aspekte der Umsetzung in der Museumspraxis thematisieren.

### **2.3.1 Arbeitsauftrag interkulturelle Öffnung – Aktivitäten im deutschsprachigen Museumsfeld**

Die Verknüpfung der Diskurse Erinnerungspolitik und Einwanderungsgesellschaft ebenso wie die Anerkennung der Tatsache einer Migrationsvergangenheit und -gegenwart als solches ist in Deutschland noch sehr jung. Im Vordergrund steht dabei meist die Geschichte der Zuwanderung seit dem Zweiten Weltkrieg, das heißt primär die Geschichte der Zwangsmigrationen im Rahmen der Kriegs- und Nachkriegszeit sowie die Geschichte der sogenannten Gastarbeit, wie sie im Rahmen der binationalen

Arbeitskräfteabkommen mit Deutschland stattfand (Brehm 2011: 37f.). Jubiläen werden gefeiert und zum Anlass genommen, der gesellschaftlichen Bedeutung und historischen Kontexte zu gedenken und erinnern (Motte/Ohliger 2004a: 7).

Als zentrale Stationen sind hier auf bundespolitischer Ebene das Jahr 1995 zu nennen, als anlässlich seines 40. Jahrestages erstmals an das deutsch-italienische Abkommen erinnert wurde, das Jahr 2002, als „50 Jahre Arbeitsmigration in die Bundesrepublik“ gefeiert wurden, oder das Jahr 2005, als nach 60 Jahren den Zwangsmigrationen nach dem Zweiten Weltkrieg gedacht wurde, was für Deutschland insbesondere die Flucht und Vertreibung von Deutschen aus den ehemaligen Ostgebieten und Osteuropa bedeutete (ebd.). Jenseits dieser Erinnerungsfeiern ist die Historisierung der Migration in Deutschland in der Wissenschaft eher marginal vertreten. Trotz der mittlerweile verdichtet einsetzenden, wenngleich oftmals problematischen Auseinandersetzung – wie später noch zu zeigen sein wird – in unterschiedlichen Gremien, Institutionen und Aktionen ist das Thema Migration nach wie vor „in der Erinnerungslandschaft und im historischen Gedächtnis der deutschen Gesellschaft (...) nur ungenügend verankert“ (ebd.: 9).

Das herrschende Defizit in der wissenschaftlichen Erforschung der Migrationsgeschichte Deutschlands schlägt sich auch in der Museumsarbeit nieder, wenngleich seit einigen Jahren die Musealisierung der Migrationsgeschichte in Deutschland unter dem Druck der Öffentlichkeit sowie durch die Forderungen seitens der Politik und Wissenschaft in Bewegung gekommen ist (Bluche/Gerbich/Kamel/Lanwerd/Miera 2013b: 11). Eine retrospektive Anerkennung Deutschlands als Einwanderungsland findet nicht nur verstärkt Einzug in die tagespolitische Diskussion, auch die kulturhistorische Repräsentation wird wissenschaftlich wie gesellschaftlich debattiert und der Nachholbedarf wird angegangen (Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen 2011: 33-44).

Ende des Jahres 2009 fand etwa – gefördert durch den Beauftragten für Kultur und Medien der Bundesregierung – in Berlin ein Werkstattgespräch des *Deutschen Museumsbundes* (DMB) zum Thema „Museum – Migration – Kultur – Integration“ statt. In dem dort verabschiedeten Memorandum heißt es: „Seit 1945/50 leben in Deutschland immer mehr Menschen mit Migrationshintergrund, z. Zt. ca. 15 Millionen Menschen. (...) Es liegt in unserer Verantwortung, ihnen Möglichkeiten zur Partizipation an allen gesellschaftlichen Prozessen zu bieten“ (Deutscher Museumsbund

2010). Zudem wurde infolge ein „Arbeitskreis Migration“<sup>44</sup> gegründet (ebd.).

Seither werden Möglichkeiten und Vorgehensweisen diskutiert, wie das weite und komplexe Thema Migration in die herkömmlichen Tätigkeitsfelder, Arbeitsprozesse und Aufgabenfelder von Museen zu integrieren sei.<sup>45</sup> Mittlerweile ist im Museumsfeld diesbezüglich eine anhaltend rege Tätigkeit auszumachen: „Sammlungen werden nach Spuren von Migration durchforstet, vorhandene Objekte neu betrachtet, neue Sammlungsgebiete erschlossen. Wechselausstellungen thematisieren unterschiedlichste Aspekte von Wanderungsbewegungen, in Dauerausstellungen werden Kapitel über Migration eingefügt oder bei der Neukonzeption berücksichtigt. Museumspädagogische Programme entdecken Migrantinnen und Migranten als Zielgruppe und spezielle Führungen betonen die Bedeutung des Komplexes“ (Baur 2009: 11). Vor dem Hintergrund der Kritik an der die längste Zeit mangelnden Sichtbarkeit der Migrationsthematik in Museen konstatiert Joachim Baur, die Musealisierung der Migration erführe in Deutschland heute eine Konjunktur (ebd.) und Wolfgang Kaschuba konstatiert, es sei eine „Neubewertung des Migrantischen“ (Kaschuba 2011: 20) in Stadtmuseen festzustellen.

Dass dies lange Jahre nicht der Fall war, sieht Baur einerseits in dem Aspekt begründet, dass Migration in der politischen und gesellschaftlichen Wahrnehmung immer als ein Sonderfall behandelt wurde und damit „einem Verständnis von Einwanderung als temporärer Ausnahmeerscheinung“ (ebd.: 12) folgte, das zu rechtfertigen schien, der Thematik in den auf Langfristigkeit ausgerichteten Institutionen Geschichtswissenschaft und Museum nicht die notwendige Beachtung zu geben. Da die Thematik international – insbesondere im angloamerikanischen Raum, aber auch, wenngleich verzögert, in Europa, wie etwa in Dänemark, Großbritannien oder in Frankreich mit der Neugründung des Museums *Cité National de l'Histoire de l'Immigration* in Paris (Baur 2009: 15) – bereits im Museum angekommen ist, können die Musealisierungsprozesse dort als Impulsgeber für die in Deutschland geführte Diskussion dienen.

Die 2005 im Jahr des Beschlusses des Zuwanderungsgesetzes eröffnete zweiteilige Ausstellung „Zuwanderungsland Deutschland“<sup>46</sup> im *Deutschen Historischen Museum* markierte den Perspektivenwechsel in Deutschland und setzte die Thematik Migration

<sup>44</sup> Die konstituierende Sitzung des „Arbeitskreis(es) Migration“ fand im Rahmen der Jahrestagung des *Deutschen Museumsbundes (DMB)* am 5. Mai 2010 statt.

<sup>45</sup> Der Leiter des Museums *Zeche Hannover* und Historiker, Dietmar Osses, hat die Entwicklung des Diskurses und die museale Repräsentation von Migrationsgeschichte in Deutschland seit den 1990er-Jahren bis 2010 zusammengefasst (Osses 2012).

<sup>46</sup> Die einzelnen Ausstellungstitel lauteten: „Die Hugenotten“ und „Migrationen 1500-2005“ (Baur 2009a: 12). Sie liefen zeitgleich und waren thematisch und im Aufbau miteinander verschränkt (<http://www.dhm.de/archiv/ausstellungen/zuwanderungsland-deutschland/migrationen/>).

endgültig auf die Arbeitsagenda kulturhistorisch ausgerichteter Museen (ebd.). Weitere Ausstellungen folgten rasch wie etwa „Flucht, Vertreibung, Integration“ (2005) im *Haus der Geschichte* in Bonn sowie das innovative Ausstellungsprojekt „Projekt Migration“ (2005) in Köln (ebd.).<sup>47</sup> Zahlreiche weitere Ausstellungsprojekte (Osses 2012), die „einen regelrechten Boom an sogenannten Migrationsausstellungen“ (Bluche/Gerbich/Kamel/Lanwerd/Miera 2013b: 12) belegen, Sammlungsaktionen (Eisenrieder/Tschofen 2009; Dauschek 2012) und Tagungen können in den vergangenen Jahren verzeichnet werden (Bluche/Gerbich/Kamel/Lanwerd/Miera 2013b: 11f.). Die Musealisierungstendenzen werden dabei abgesehen von „Migration“ unter unterschiedlichen Schlagworten wie etwa „interkulturelle Öffnung“, „kulturelle Vielfalt“ oder „Partizipation“ verhandelt (ebd.).

Auch in den zentralen Organen der Museumsfachwelt ist eine Institutionalisierung der Thematik sowohl auf internationaler wie auf nationaler Ebene festzumachen, so etwa in den Gründungen der internationalen Netzwerke von Migrationsmuseen im Jahr 2006 durch die *UNESCO* und der *International Coalition of Historic Site Museums of Conscience* im Jahr 2008 (Baur 2009: 15). Auf nationaler Ebene ist die Gründung des bereits angesprochenen „Arbeitskreises Migration“ im Jahr 2010 durch den *Deutschen Museumsbund (DMB)* der wesentliche Zusammenschluss. In diesem Kontext wurden seither ein Leitfaden mit dem Titel „Museen, Migration und kulturelle Vielfalt. Handreichungen für die Museumsarbeit“ (Deutscher Museumsbund 2015a) erarbeitet, der als Handlungsrichtlinie für Museen gelten soll, sowie die im Zeitraum 2012 bis 2015 unter der „Initiative für vielfältige Perspektiven: Museum und Migration“ durchgeführten Projekte „Alle Welt: Im Museum“ und „Kulturelle Vielfalt im Museum: Sammeln, Ausstellen und Vermitteln“, die einerseits den Blick auf das BesucherInnenklientel durch eine partizipative Arbeit und Vernetzung mit den Communities richten sowie auf interne Arbeitspraktiken der Institutionen.<sup>48</sup>

Neben diesen Tätigkeiten ist auch die Forderung nach einem speziellen Migrationsmuseum<sup>49</sup> in Deutschland virulent. Dabei wird die Debatte um ein solches

---

<sup>47</sup> Aytaç Eryılmaz, Gründungsmitglied des *Dokumentationszentrums und Museums über die Migration in Deutschland (DOMiD)* in Köln, zeigt in seinem Plädoyer für die Gründung eines Migrationsmuseums in Deutschland, dass die Auseinandersetzung mit der Thematik Migration im deutschen Museums- und Archivfeld bis in die 1970er-Jahre zurückreicht (Eryılmaz 2004: 312ff.).

<sup>48</sup> Näheres unter: [http://www.museumsbund.de/de/projekte/museum\\_und\\_migration/](http://www.museumsbund.de/de/projekte/museum_und_migration/).

<sup>49</sup> Das Migrationsmuseum bezeichnet Baur als „neuartige(n) Museumstyp“ (Baur 2009a: 12), der sich auf die Geschichte der Ein- und/oder Auswanderung fokussiert und sich – wenn auch nicht notwendigerweise – mit der Geschichte einer bestimmten Bevölkerungs- bzw. Herkunftsgruppe auseinandersetzt (ebd.: 12f.). Letztere werden dann in der Regel als „Community-Museen“ bezeichnet. Das Phänomen von Migrationsmuseen, die sich auf nationalstaatlicher Ebene mit Migration auseinandersetzen, reicht gerade in die 1970er-Jahre zurück (ebd.: 14).



durchaus konträr und kritisch in Museumsfeld und Wissenschaft geführt, wie etwa die Aussage der Historikerin Regina Wonisch zeigt: Es „stellt sich (...) die Frage, inwieweit es zielführend ist, Migrationsbewegungen in eigens dafür eingerichteten Museen darzustellen. Dafür spricht, dass dies die gesellschaftliche Relevanz des Themas unterstreichen und den individuellen Geschichten der Migranten mehr Anerkennung sichern würde. Ist das Thema Migration in Spezialmuseen aufgehoben, kann dies letztlich hegemonialen Erzählungen in den nationalen Museen Vorschub leisten, weil sich diese damit ihrer Verantwortung für derartige Fragestellungen entziehen sehen“ (Wonisch 2012: 17f.). Sie argumentiert weiter praxisnah, wenn sie auch auf den Nachteil von Neugründungen verweist, Sammlungen gänzlich neu aufbauen zu müssen. Andererseits gibt sie zu bedenken, dass in Spezialmuseen, Kontakte leichter geknüpft werden könnten, die für die Sammlungs- und Vermittlungsarbeit nötig sind, und durch die inhaltliche Fokussierung auch eine wissenschaftliche Spezialisierung möglich wäre, die „Migrationsmuseen (...) zu (...) Kompetenzzentren für eine differenzierte Auseinandersetzung mit der Einwanderungsgesellschaft machen“ (ebd.: 18) könnte. Anja Dauschek, Sozialwissenschaftlerin und Leiterin des Planungsstabs des sich in der Gründungsphase befindlichen *Stadtmuseums Stuttgart*, weist zudem auf den bedeutsamen Aspekt hin, Migrationsgeschichte in möglichst vielen Museen zu thematisieren. Durch die grundsätzliche Implementierung der Themen Diversität und Migration in Arbeitspraxis, Forschungs- und Vermittlungsarbeit von kulturhistorischen Museen, könne die Durchdringung und Interdependenz gesellschaftlicher Phänomene in Vergangenheit und Gegenwart mit Migrationsaspekten besser verdeutlicht werden (Dauschek 2012). Angesichts der jeweiligen Vor- und Nachteile hinsichtlich der Frage nach der Einrichtung spezieller Migrationsmuseen kann man festhalten, dass das Eine nicht das Andere ausschließen muss. Im Gegenteil: „Prinzipiell geht es darum, (...) grundlegende Differenzkategorien moderner Gesellschaften in allen Ausstellungs- und Museumskonzepten mitzureflektieren. Aber auch die Fokussierung des Themas Migration in eigenen Ausstellungen oder Museen macht Sinn, da auf diese Weise dem Problemfeld eine höhere Aufmerksamkeit zuteil wird und die Spezialisierung mit einem Zuwachs an Kompetenz einhergehen kann“ (Wonisch 2012: 18).

In Deutschland wird die Forderung insbesondere durch das *Dokumentationszentrum und Museum für die Migration in Deutschland (DOMiD)*<sup>50</sup> geäußert. Seit seiner

---

<sup>50</sup> Ursprünglich als Migrantenselbstorganisation unter dem Namen *Dokumentationszentrum für die Migration aus der Türkei (DOMiT)* gegründet, steht der heutige Name, nach einer Fusion des Vereins mit dem Kölner Verein *Migrationsmuseum in Deutschland* im Jahr 2007, für eine Perspektivenerweiterung und den Paradigmenwechsel in der Ausrichtung der Arbeit des Vereins.

Gründung 1990 betont der Verein diesen Anspruch (Eryilmaz 2004). Wenngleich das Vorhaben bislang an einer fehlenden Finanzierung scheiterte, so erfuhr die Initiative im Frühjahr 2015 unter der Schirmherrschaft von Rita Süßmuth (CDU) und dem nordrhein-westfälischen Integrationsminister Guntram Schneider (SPD) neuen Schwung: Eine Machbarkeitsstudie klärt derzeit Standortfrage, Finanzierung und Museumsprofil, eine zeitnahe Realisierung ist denkbar.<sup>51</sup> Die Forderungen nach der Gründung eines zentralen deutschen Migrationsmuseums zeugen nicht nur von einem Bedarf an langfristiger, exklusiver und nachhaltiger Beschäftigung mit der Aufarbeitung und Aufbereitung der Thematik. Sie zeugen auch von dem Selbstbewusstsein und dem Willen von MigrantInnen und ihren Nachkommen, sich für ihren festen Platz innerhalb der Gesellschaft einzusetzen und innerhalb der nationalen Geschichtsnarration mit ihren entsprechenden Vermittlungs- und Kulturorganen repräsentiert zu werden.<sup>52</sup>

Parallel zur Initiative und dem Ringen für ein Migrationsmuseum für Deutschland sind Entwicklungen in kulturhistorischen Museen zu verzeichnen, die sich abgesehen von temporären Wechselausstellungsprojekten und Sammlungsaufufen auch einer auf Dauer und Nachhaltigkeit ausgerichteten Bearbeitung der Thematik Migration in der Museumspraxis widmen. Häuser wie etwa das *Friedrichshain-Kreuzberg Museum* in Berlin, das voraussichtlich im April 2018 neu eröffnende *Stadtmuseum Stuttgart* (Dauschek/Speidel 2012) oder das *historische museum frankfurt* haben Migration als Querschnittsaufgabe für ihre Arbeitspraxis deklariert. Sie möchten Migrationsgeschichte in die Stadtgeschichte implementieren, die Geschichten von MigrantInnen dokumentieren, sammeln, für die Nachwelt bewahren und ihnen im Museum einen festen Ort der Erinnerung bieten. Wie sich die ausstellungsbezogenen Visualisierungsprozesse gestalten, werde ich im Folgenden thematisieren.

### **2.3.2 Projekt Migration – Trends und Tendenzen in der musealen Darstellung von Migration**

Neben anderen Kulturgütern „museums (...) can (...) trigger and shape individual memories as they are related to personal experiences. However, they although play a powerful role in shaping collective memories in terms of what is selected for

<sup>51</sup> Siehe hierzu: <http://www.domid.org/de/news/pressekonferenz-als-startschuss-für-ein-zentrales-migrationsmuseum> und <https://www.deutschland.de/de/topic/leben/gesellschaft-integration/deutsche-vielfalt-arbeit-am-migrationsmuseum>.

<sup>52</sup> In Deutschland können das 2005 eröffnete *Deutsche Auswandererhaus Bremerhaven (DAH)* (Baur 2006) sowie das 2007 eröffnete und ebenfalls der Auswanderung verpflichtete *BallinStadt Auswanderermuseum* in Hamburg als Migrationsmuseen gelten.

preservation and storage, and how these resources are interpreted and presented“ (Davison 2005: 184). Dieses Zitat der Kulturanthropologin Patricia Davison macht deutlich, dass Museen Definitionsmacht darüber innehaben, was in einer Gesellschaft als Teil der eigenen Geschichte und erinnerenswert gilt. Museen bestimmen zudem individuelle wie kollektive Identitätsprozesse. Aus diesem Grund gilt es, dem Aspekt der musealen Darstellungsweisen und Narrative von Migration besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Wie im vorigen Abschnitt aufgeführt hat die Forderung nach einer interkulturellen Öffnung von Museen angesichts durch Migration und Mobilität spürbar geprägter Lebenswirklichkeiten und pluraler Gesellschaften in den letzten Jahren auch im deutschsprachigen Museumsfeld zahlreiche Projekte nach sich gezogen. In unterschiedlicher Weise versuchen Museen inzwischen, die Thematik Migration in ihre primären Arbeitsfelder Sammeln, Ausstellen und Vermitteln zu integrieren (Deuser 2013). Die Politologin Patricia Deuser hat im Auftrag des *Deutschen Museumsbundes (DMB)* die Museumsaktivitäten zur Migration der letzten Jahre ausgewertet und die verschiedenen Sammlungs-, Ausstellungs- und Vermittlungskonzepte in deutschen Museen in einem Bericht vorgestellt (ebd.).

Hinsichtlich der Ausstellungskonzepte definiert Deuser vier für die Musealisierung der Migration in Deutschland charakteristische Strategien: 1. Das Erzählen von „Migrationsgeschichte als Einwanderungsgeschichte“ (ebd.: 14f.) 2. Das Einnehmen „Interkulturelle(r) und globale(r) Perspektiven“ (ebd.: 15-17) bei der Erzählung 3. Das Thematisieren von „Fremdbilder(n) und Identitätskonstruktion(en)“ (ebd.: 17f.). 4. Den Ansatz des „Migration-Mainstreaming“<sup>53</sup> (ebd.: 18-20) wie ihn die KulturwissenschaftlerInnen Sabine Hess und Johannes Moser (Hess/Moser 2009) vertreten. Insbesondere der erste Aspekt, das Aufgreifen des Themas Einwanderung erfährt dabei besondere museale Aufmerksamkeit (Wonisch 2012: 11). Oftmals thematisieren Ausstellungen dabei Arbeitsmigrationen im Rahmen des „Gastarbeiter“-Systems. Es werden aber auch Versuche unternommen, Migration als „anthropologische

---

<sup>53</sup> Soziale Realitäten sind prinzipiell heterogen und potentiell konfliktär. Gleichzeitig ist in der Gesellschaft, der Politik und insbesondere auch in den Ethno-Wissenschaften ein „methodologischer Nationalismus“ (Beck 2004) ubiquitär (Hess/Moser 2009: 13). Diese im nationalen Containerdenken verhaftete Perspektivierung äußert sich in Deutschland beispielsweise in der Debatte um eine Leitkultur und dem damit in Zusammenhang stehenden politischen Integrationsparadigma (Hess/Moser 2009: 11-14). Um kulturalistische, ethnisierende und nationalistische Denkmuster und Narrationen zu überwinden, wird von den KulturwissenschaftlerInnen Hess und Moser anempfohlen, das Konzept des „Migrations-Mainstreamings“ (Hess/Moser 2009: 19) anzuwenden. Methodologisch und forschungspraktisch bedeutet das die kosequente Einnahme der Perspektive der Migration, also „eines Lebens über nationalstaatliche Grenzen hinweg“ (ebd.: 20), und die Anerkennung „der Normalität von transnationalen Lebensvollzügen“ (ebd.).

Konstante“ (Wonisch 2012: 12) zu begreifen und entsprechend zeitlich und thematisch breit zu erzählen wie etwa bei der zweiteiligen Ausstellung „Zuwanderungsland Deutschland“, die vom 22. Oktober 2005 bis 12. Februar 2006 im *Deutschen Historischen Museum* in Berlin gezeigt wurde.

Die im Museumsfeld geführte Debatte um die museale Repräsentation von Migration in Ausstellungen, gleich ob in Migrationsmuseen, langfristig konzipierten Schauen oder singulären Projekten, ist gekennzeichnet durch Schlagworte wie Inklusion, Integration oder Dialog der Kulturen. Darin kommt das Ansinnen zum Ausdruck, bewusst ein Gemeinschaftsgefühl, eine kollektive Identität zu etablieren und gesellschaftliche und kulturelle Stereotype durch die Museumsarbeit abzubauen (Baur 2009: 16). In dieser „sozialreformerische(n) Lesart“ (ebd.) avanciert das Museum erneut zu einer Gesellschaft modifizierenden Institution, von der man sich die Lösung gesellschaftlicher Probleme erhofft (ebd.). Damit einher geht in der Diskussion sowie den entsprechenden Projektrealisierungen, die umgesetzt werden, um die Versäumnisse in der musealen Sammlungs-, Ausstellungs- und Vermittlungsarbeit nachzuholen, eine starke pädagogische, zuweilen pädagogisierende Tendenz, die von dem Aspekt motiviert zu sein scheint, durch die bloße Thematisierung soziokulturelle Inklusion und Anerkennung, vielleicht sogar Wiedergutmachung, bewirken zu können.

Diese Art der Darstellung und Vorgehensweise läuft oftmals Gefahr, sich in den Dienst einer Integrationspolitik zu stellen, ohne die diesem Vorgehen möglicherweise innewohnende Problematik der Narrationsperspektive zu reflektieren: Kulturhistorische Museen zeig(t)en vorrangig die Geschichte und Kultur einer, meist bürgerlichen, Mehrheit der Stadtgesellschaft und blendeten, in patriarchalen Strukturen verhaftet, die „Diversität historischer Erfahrungen“ (Wonisch 2012: 14) dabei aus. „Bleibt das ‚Zentrum‘ fixer Standort der Betrachtung“, schreibt die Kulturwissenschaftlerin und Ausstellungsmacherin Regina Wonisch, „von dem aus der Blick auf die ‚Peripherie‘ der Migranten und Minderheiten gerichtet wird, dann haftet dem Phänomen Migration immer etwas Randständiges an“ (ebd.: 19). Auf diese Weise wird man das Phänomen der Migration, die „zentrale Dimension globalisierter Gesellschaften“ (ebd.), nicht richtig einordnen können.

Neben dem sozialreformerischen Anspruch einer Musealisierung von Migration benennt Joachim Baur noch einen zweiten Diskurs. Dieser begreift Migrationsmuseen und die museale Beschäftigung mit Migration als „Indiz und paradigmatische(n) Ausdruck einer Transnationalisierung von Erinnerungskulturen“ (Baur 2009: 16) und macht sie zu

„Hoffnungsträger(n) für die Überwindung unzeitgemäßer nationaler Fixierungen in der Darstellung von Geschichte, die insbesondere der Institution Museum seit jeher eingeschrieben waren“ (ebd.: 16). Anstatt, wie im Falle der Einwanderungsthematik in Ausstellungen oftmals vorzufinden, den Blick auf „die Anderen“ zu richten und damit „bei der Repräsentation von migrantischen Lebensweisen zur Verfestigung gängiger Klischees und Zuschreibungen“ (Wonsich 2012: 30) in Abgrenzung zu dem vermeintlich (nationalen) „Eigenen“ beizutragen, soll vielmehr fokussiert werden, „wie sich etwa Politik, Wirtschaft und Kultur insgesamt durch die Ausdifferenzierung der Gesellschaft infolge von Migrationsbewegungen wandeln“ (ebd.: 19). Vor diesem Hintergrund wird Migration „nicht als nationale Einwanderungs- und Auswanderungsgeschichte und auch nicht als zweiseitiger Dialog zwischen Einwanderungs- und Herkunftsland, sondern als komplexer transnationaler sozialer Prozess“ (Rapp/Eryilmaz 2004 zit. n. ebd.: 20f.) verstanden. Dies ermöglicht es, Museen in „Schauplätze für die Präsentation von Gegenerzählungen, in denen nicht nur lange vernachlässigte Stimmen zu Wort kommen, sondern ganz neue – transnationale, globale, nomadische – Perspektiven erprobt und etabliert werden können“ (ebd.) zu verwandeln.

Dennoch bleibt festzustellen, dass es in der deutschsprachigen Museumsarbeit bisher in der Praxis nur in Ausnahmefällen gelingt, Migrationsgeschichte nicht nur als die Geschichte einzelner Menschen, Personengruppen oder historischer Episoden zu thematisieren, sondern ganzheitlich und als festen Bestandteil von Geschichte, Bevölkerungs- und Stadtentwicklung sowie nationaler und lokalhistorischer Metaerzählungen zu begreifen und zu präsentieren. Ausstellungen, die hier Ausnahmen darstellen sind etwa „Gastarbeiter – 40 Jahre Arbeitsmigration“ (Wien 2004, *Wien Museum*), „Projekt Migration“ (Köln 2005, u. a. *Kölnischer Kunstverein*), „Crossing Munich. Orte, Bilder und Debatten der Migration“ (München 2009, *Rathausgalerie*) oder „ortsgespräche. stadt - migration - geschichte: vom halleschen zum frankfurter tor“ (Berlin 2012, *Friedrichshain-Kreuzberg Museum*).

Dass derartige Innovationsprojekte in der deutschsprachigen Museumslandschaft eher rar sind, kann damit zusammen hängen, dass die jeweiligen musealen Inszenierungsweisen und Inhalte grundsätzlich mit der Frage verbunden sind, welchen Begriff von Migration die AusstellungsmacherInnen haben und welche Perspektive sie demzufolge einnehmen: „Auf welche Weise das Thema Migration beschrieben wird, hängt wesentlich von der Art und Weise ab, wie das Phänomen betrachtet und von

welchen Prämissen ausgegangen wird. Oft sind die weiteren Interpretationen davon abhängig, wie und welche Fragen gestellt werden. Man kann Migration aus der Perspektive der Sesshaftigkeit als eine problematische Randerscheinung betrachten oder im Gegensatz dazu als einen konstitutiven Bestandteil urbaner Entwicklung, womit Stadtgeschichten als Wanderungsgeschichten in den Mittelpunkt rücken. Die aktuellen Migrationsdebatten im urbanen Kontext zeigen, dass hier noch immer ein national zentrierter Blick dominiert. Wenn Migration fast ausschließlich entlang ethnisch-nationaler Herkunft betrachtet und verstanden wird, verweist dies einerseits auf die hegemoniale Macht dieser Sichtweise und andererseits auf deren Normalisierung im städtischen Alltag. Sie produziert und reproduziert ein gesellschaftliches Wissen, das als Wegweiser der urbanen Wahrnehmung fungiert und den öffentlichen Migrationsdiskurs wesentlich prägt (...)“ (Yildiz 2011a: 71).

Die museale Darstellung und Repräsentation von Migration in Deutschland folgt einem heute in Medien, Politik und Wissenschaft vorherrschenden und allgemein verbreiteten Blickregime. Dies erstaunt eigentlich, berücksichtigt man, dass die Auseinandersetzung mit Migration und die verwendeten Begrifflichkeiten in der Vergangenheit durchaus unterschiedliche Gewichtungen zeigten: In den 1980er-Jahren kam es zu einem Wertewandel in der Diskussion. Standen bislang die sozialen Dimensionen und eine weit verbreitete Ethnisierung sozialer Probleme im Vordergrund der Auseinandersetzung, setzte nun eine Kulturalisierung der Einwanderungsthematik ein, welche die Herausbildung des sogenannten Defizitansatzes (Heitmeyer 1998) begünstigte, wie er auch in der Integrationsdebatte zum Vorschein kommt (Hess 2015; Hess 2010:12-14; Binder/Hess/Moser 2009).

Problemorientierte und kulturalistische Diskurse prägen bis heute die öffentliche Auseinandersetzung über Migration. Entgegen dem „Normalfall“ (Bade/Oltmer 2004), wird Migration vordergründig als Bedrohung einer vermeintlich ethnisch-national homogenen Gesellschaft angesehen. Die Folge ist ein einseitiges Bild von Migration, das Ressentiments gegenüber Migranten und Migrantinnen schürt, soziokulturelle Stereotype (re-)produziert und – auch positive – Diskriminierung und Rassismen befördert (Wonisch 2012: 15). Wenngleich dies in unterschiedlichem Maße und mit unterschiedlich starken Auswirkungen einhergeht, so wird auf diese Weise dennoch ein vorherrschendes Bild von Migration als „Sonderfall“ gezeichnet und die hinter dem Phänomen stehenden Personen als anders, fremd, nicht zur Mehrheitsgesellschaft gehörende Gruppe gebrandmarkt.

Dieser in Medien und Politik geführte Migrationsdiskurs, der dominante ethnisch-nationale, hegemonial-patriarchale Blickregime verstetigt, findet sich auch in der Thematisierung von Migration in Museen wieder. Die Wirkungsweisen der musealen „Artikulation von Identität“ (Macdonald 2000: 123) fördern dabei die Kulturalisierung und Ethnisierung des historischen und sozialen Phänomens und laufen Gefahr, vorgestellte, vermeintlich ahistorisch gegebene Identitätskonstrukte zu konstituieren und zu fixieren. Viele Musealisierungsjekte tragen die Handschrift eines kulturessentialistischen Blicks auf Migration und inszenieren Migrationsgeschichte zudem meist vor dem Hintergrund eines Defizitansatzes, Opferdiskurses oder einer Erfolgsgeschichte.

Damit verharrt Migration in einem Zustand des gesellschaftlichen Sonderfalls. Die Tatsache, dass gegenwärtige Entnationalisierungsprozesse de facto eine gegenläufige Tendenz der Re-Nationalisierung nach sich zu ziehen scheinen und oftmals neue Nationalismen und die Betonung oder Verfestigung ethnisch konnotierter Selbstbilder als Reaktion auf ein Nachlassen nationalstaatlicher Machtgefüge festzustellen sind, macht die Aufgabe der musealen Repräsentation von Migration als eine grundlegende historisch-anthropologische Konstante umso bedeutsamer. Die museale Repräsentation stellt damit eine besonders sensible Angelegenheit dar, die es verantwortungsvoll zu behandeln und wohl überlegt zu realisieren gilt (Yildiz 2011b: 138).

### **3. MUSEAL SAMMELN?**

#### **3.1 Sammellust und Sammellast**

Die Jahrestagung des *Deutschen Museumsbundes (DMB)*, die im Frühjahr 2013 in München stattfand, trug den Titel „Sammellust und Sammellast. Chancen und Herausforderungen von Museumssammlungen“ (Deutscher Museumsbund 2013). Sie widmete sich dem „Rückgrat“ von Museen (Deutscher Museumsbund/ICOM Deutschland 2006: 15), wie es in den vom *Deutschen Museumsbund (DMB)* und dem *International Council of Museums (ICOM) Deutschland* herausgegebenen „Standards für Museen“ (Deutscher Museumsbund/ICOM Deutschland 2006) bezeichnet wird. „Museumssammlungen sind das gegenständliche kulturelle Gedächtnis der Menschheit und ihrer Umwelt“ (ebd.: 15) und „museales Sammeln ist eine kontinuierliche Aufgabe,

die für die Zukunft des Bestandes erfolgt“ (ebd.), heißt es dort ferner. Vor dem Hintergrund der von Objekten überfüllten Museumsdepots und ständig steigender Betriebs- und Verwaltungskosten bei gleichzeitig schrumpfenden Etats sollte nun also auf der Tagung das Für und Wider musealen Sammelns und damit eine der zentralen Aufgaben und ein konstituierendes Merkmal von Museen erörtert werden.

Immer wieder kam es in der Vergangenheit zum Hinterfragen musealen Sammelns bis hin zum kompletten Infragestellen seitens der an materieller Kultur interessierten Wissenschaften und auch des museumspraktischen Feldes.<sup>54</sup> Auch auf internationaler Ebene wurde das Thema museales Sammeln kritisch diskutiert und die Frage nach dem Ziel, Zweck und der Zukunft von Museumssammlungen mit den entsprechenden Konsequenzen erörtert.<sup>55</sup> Der US-amerikanische Historiker Edward Alexander stellte gar die Institution Museum als solche infrage, sollte die bislang charakteristische Funktion des Sammelns und Bewahrens weiter an Bedeutung verlieren: „As the 21st century opens“, schreibt er, „the dominance of collections in museums is certainly fading (and has faded). (...) If museums abandon their commitment to collections, will it be necessary to create another institution to assume that role; another ‚museum‘?“ (Alexander 2008: 16).

Zeugen die Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst noch von einem großem Optimismus und Glauben an die Institution und ihre gesellschaftlichen und kulturhistorischen Aufgaben und Möglichkeiten, wie es auch der Museumsboom ab den 1970er-Jahren belegt, der von einer Hinwendung zur alltags- und sozialgeschichtlichen Themen geprägt ist, wird die Kategorie Alltag<sup>56</sup> als Sammlungs- und Vermittlungsperspektive, die nicht zuletzt zu einer breit gefächerten und intensiven musealen Sammeltätigkeit und zu konsequent wachsenden Depotbeständen führte,

---

<sup>54</sup> Als Beispiel kann etwa die Tagung der Arbeitsgruppe „Kulturhistorisches Museum“ der *Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (DGV)* mit dem Titel „Alltagskultur passé. Positionen und Perspektiven volkskundlicher Museumsarbeit“ (Korff/Roller 1993) im Jahr 1992 aufgeführt werden, im Rahmen derer etwa Cornelia Foerster, die zuletzt als Direktorin des *Historischen Museums Bielefeld* tätig war, im Kontext ihrer Überlegungen „zur Aussagekraft historischer Objekte“ (Foerster 1993) die Frage „Sammeln oder Nichtsammeln?“ (ebd.) stellte.

<sup>55</sup> Wie etwa auf der Tagung „Carry on Collecting?“, die 1996 vom *Department of Museum Studies* der *Universität Leicester* in Großbritannien ausgerichtet wurde (Knell 1999).

<sup>56</sup> Die Kategorie Alltag ist als museales Sammlungskonzept bereits bei der Gründung der ersten Freilichtmuseen um 1900 zu finden (Hennig 2004:71). Die Motivation war dabei oftmals geleitet von einer noch „romantisch zu nennenden Ursprungssuche“ (ebd.) gepaart mit nationalen Bestrebungen der Zeit und dem Anspruch oder dem Glauben der Operationalisierbarkeit einer umfassenden Dokumentation von Kulturgeschichte und kulturellen Lebenswelten (ebd.). Die Hinwendung zu Themen des Alltags im volkskundlichen, kulturhistorischen Museumsfeld hat demnach zwar Tradition. Ab den 1970er-Jahren findet aber parallel mit einer stärkeren Hinwendung zu lebensweltlichen Themen in den Geschichts-, Sozial- und Kulturwissenschaften, ein ausgeprägtes gegenwartsorientiertes Sammeln in den kulturhistorischen Museen statt, dass zunehmend auch ein Problematisieren der Sammlungspraxis in den Wissenschaften und im Museumsfeld nach sich zieht (ebd.: 71f.).



ebenso wie Praxis, Ziel und Zweck des Sammelns zunehmend problematisiert und hinterfragt (Hennig 2004: 27; ebd.: 71ff.). Standen bislang das Potential und die unterschiedlichen Aspekte von Objekten in ihrer Funktion als Zeugnisse materieller Kultur und Fragmente kulturgeschichtlicher Überlieferung sowie ihre gesellschaftlichen, historischen und wissenschaftlichen Zwecke und Aussagemöglichkeiten im Fokus fachinterner Auseinandersetzungen, rückten gerade in Bezug auf kultur- und alltagshistorische Sammlungszugänge vor dem Hintergrund der „Writing-Culture Debatte“<sup>57</sup> und der repräsentationskritischen Museumswissenschaft, für die die *New Museology* steht, verstärkt Fragen der Selektionsprozesse und der Definition von Signifikanz und Transparenz unter Berücksichtigung der die Definitionsmacht innehabenden Entscheidungsträger in den Vordergrund bis hin zur Infragestellung des musealen Sammelns überhaupt (ebd.: 72).

Dabei wurde einerseits die Schwierigkeit diskutiert, Kriterien für die Auswahl „guter“ oder „richtiger“ Objekte aufzustellen, die sich mit der rasanten Materialisierung menschlicher Gegenstandswelten und Objektdiversifizierungen in Zeiten des Massenkonsums, industrieller Produktion und Globalisierung noch verschärft hatten. Hinzu kam im Kontext von Ausstellungsinszenierungen das ins Bewusstsein rückende Problem einer potentiellen Auratisierung von in Museen ausgestellten Gegenständen. Andererseits wurden die Problematiken thematisiert, die sich aus der immer weiter steigenden Fülle an Objekten ergaben, wie etwa die logistische Bewältigung der Objektverwaltung und das Mehr an Personal, das notwendig wäre, sich dem Material adäquat zu widmen (ebd.: 75f.). Längst ist das Verhältnis der in den Depots lagernden Gegenstände und der den BesucherInnen im Rahmen von Dauer- und Wechsellausstellungen zugänglich gemachten Dingwelten aus dem Gleichgewicht geraten und führt museale Sammlungen, die oftmals nicht in privater, sondern in öffentlicher Hand liegen, zudem in eine Legitimationsschwierigkeiten.

Vor diesem Hintergrund werde ich im folgenden Kapitel zunächst das Sammeln von Dingen im Allgemeinen sowie generelle Motive und Aufgaben musealen Sammelns und die Museen konstituierende Rolle von Objektsammlungen im Besonderen in den Blick nehmen. Im Anschluss daran wird die dominante Rolle der Sammelnden im Prozess der Selektion und Signifikanzbestimmung vor dem Hintergrund der Repräsentationskritik thematisiert und nach der Bedeutung von Leerstellen der Migrationsgeschichte gefragt. Abschließend werde ich vor dem Hintergrund genereller

---

<sup>57</sup> Siehe hierzu Fußnote 31, S. 42.

Eigenschaften von Objekten als Fragmente und Quelle vergangener und gegenwärtiger Lebenswelten das Für und Wider von Museumsobjekten im Kontext musealer Erinnerung thematisieren und die daraus abzuleitenden Konsequenzen hinsichtlich einer Musealisierung der Migrationsgeschichte.

### 3.1.1 Sammeln, sammeln, sammeln

Wenngleich es Stimmen gibt, die Sammlungen nicht als notwendiges, die Institution definierendes Charakteristikum von Museen betrachten (Baur 2010b: 18), so hat die folgende Aussage des Archäologen Stephen Williams allgemein Anerkennung gefunden: „An art museum without a collection is only a gallery. A children`s museum or a science museum without a collection is only a discovery center. A historical society without a collection is only a affinity group. (...) A museum without a collection is not a museum“ (Williams 2004: 61). Nicht zwangsläufig in dieser Ausdrücklichkeit nennen die gängigen Definitionen von Museen und Auflistungen der ihnen gemeinhin überantworteten Aufgaben – insbesondere solche der offiziellen Berufsverbände und Museumsvereinigungen wie etwa die der *International Council of Museums (ICOM)* und auf deutschlandweiter Ebene die des *Deutschen Museumbundes (DMB)* – das Sammeln, die Pflege und Konservierung des Sammlungsbestands sowie die forschende und vermittelnde Auseinandersetzung mit diesem als die zentralen Tätigkeitsfelder von Museen.<sup>58</sup>

Dies wird nicht als ein aktueller Trend betrachtet, sondern vielmehr als historisch gewachsene Konstante in der Geschichte von Museen beschrieben: „The first function of museums to appear historically was that of collection, and collection remains the predominant reason for many museum`s existence (Alexander 2008: 188)“, argumentiert etwa Alexander, wenngleich er hinzufügt: „(...) These basic generalizations hold true for all museums, but each type has special characteristics“ (ebd.: 189). Das historisch orientierte Museum beispielsweise „treats artifacts or objects as social documents (...)“ und „collects the surviving objects of an age or ages and is especially interested in ethnography and social history“ (ebd.: 190).

Die bereits zu Beginn zitierten Wissenschaftlerinnen Blank und Debelts dagegen haben die allgemein verbreitete Meinung, die Definition von Museum sei von Anfang an

---

<sup>58</sup> Mary und Edward Alexander etwa gliedern den zweiten Teil ihrer Ausführungen zur Geschichte und den Funktionen von Museen in die ihres Erachtens nach wesentlichen Funktionsmerkmale und Aufgabenfelder von Museen: to collect, to conserve, to exhibit, to interpret, to serve (Alexander 2008).

primär und unabdingbar mit einem festen Ort der Sammlung verbunden, als eine um 1900 erfundene Tradition entlarvt und die Einflussnahme der Lexikografen auf die heutige Definition sowie ihre Konstruktionen im Wandel der Zeit betont: „Der Sprachgebrauch des 19. Jahrhunderts, der ‚Museum‘ als einen Oberbegriff für ‚Ort dinglicher Sammlung‘ besetzt und andere Sammlungsbezeichnungen als dessen begriffliches Äquivalent auffasst, wird in die Vergangenheit übertragen. (...) Der Museumsbegriff breitet sich also nicht nur im Sinne eines teils unscharfen Oberbegriffs für dingliche Sammlungen der Gegenwart aus, sondern wird zusätzlich rückwärtsgerichtet verallgemeinert. (...) Das, was ein zeitgenössisches Museum (Anfang/Mitte 19. Jhdt.) ist oder sein soll, bestimmt das historische Blickfeld wie – umgekehrt – die historische Darstellung das zeitgenössische ‚eigentliche‘ Museum erklären soll. Daß das zeitgenössische Museum unter staatlicher Obhut steht, dort Sammlungen wissenschaftlich bearbeitet werden, es gleichzeitig aber auch ein spiritueller Ort ist, scheint aus diesen Wurzeln vermeintlich eindeutig hervorzugehen. Der Brockhaus prägt 1846 mit den angesteuerten Erzählstationen: antike Kunststätten, Museion in Alexandria, Kunstsammlungen in der Antike und Renaissance, ein narratives Grundmuster von Museumsgeschichte“ (Blank/Debelts: 109f.). Und sie schlussfolgern: „Auf der Suche nach dem Ursprung des Museums ‚finden‘ die Nachschlagewerke seit Mitte des 19. Jahrhunderts vor allem eins: Das Museum, das sammelt und diese Sammlungen wissenschaftlich bearbeitet. Was sie nicht ‚finden‘ ist das Museum als Club, Verkaufsgalerie, politischer Versammlungsort usw., das Museum als ‚Ort des Umgangs mit Menschen‘“ (ebd.: 131).

Wenngleich Museen wie Blank und Debelts für die Geschichte der Institution anhand der lexikalischen Auswertung zeigen können – insbesondere in der Vergangenheit, aber ausweislich auch der Beiträge in der heutigen Diskussion um Museen – viel mehr sind und sein sollen als ein Sammlungsort, ein „Mausoleum“<sup>59</sup> (Adorno 1977: 181) – wie es der Philosoph Theodor Adorno in dem seinem Aufsatz mit dem Titel „Valéry Proust Museum“ (ebd.: 181-194) aus dem Jahr 1952 bezeichnete –, a „tomb with a view“ (Kirshenblatt-Gimblett 1998: 57) oder „Friedhöfe der Dinge“ (Groys 1997: 9), so ist der historische Zusammenhang von Sammlungen und Museumsgründungen durchaus schlüssig, wie etwa Pomian immer wieder aufgegriffen und betont hat (Pomian 1988; 1990; 2007).

---

<sup>59</sup> Adorno argumentiert, Museum und Mausoleum seien nicht nur dem Sprachklang nach einander nahe. Auch inhaltlich würden sie Ähnlichkeit aufweisen, insofern er Museen als „Erbbegräbnisse von Kunstwerken“ bezeichnet, die eine „Neutralisierung der Kultur“ bewirken würden, da die Kunstwerke aus „dem Zusammenhang des unmittelbaren Lebens“ genommen wurden (Adorno 1977: 181).

Gerade historische Museen sind häufig durch große Schenkungen und den Akt der Öffnung ehemals verschlossener Sammlungen oder Bestände überhaupt erst entstanden (Bellwald/Antonietti 2002). Die Entstehungsgeschichte der Museen und ihre Entwicklung aus den frühen ehemals fürstlichen, kirchlichen oder privaten Sammlungen, die als Kunst-, Wunder-, Schatzkammern und Kuriositätenkabinette angelegt wurden und wissenschaftlichen, unterhaltenden, transzendentalen, bildenden, Macht- und Reichtum präsentierenden und legitimierenden Aspekten dienten, wurde eingangs erläutert (Impey/MacGregor 1985; Pomian 1988; Grote 1994a).<sup>60</sup> Die in der Gründungszeit von Museen entstandenen Sammlungsstrukturen sind dabei in vielen der (Stadt-, Regional- und National-)Museen noch bis in die Gegenwart sichtbar und bilden oftmals nach wie vor die Sammlungsschwerpunkte der Häuser, wie etwa in München oder Frankfurt, was auf die enge Verknüpfung der Geschichte der Institutionen und ihrer Sammlung verweist (Dreesbach 1977; Gerchow 2012).

Neben dem Erkenntniswert stand lange Zeit der materielle und ästhetische Wert der Objekte im Fokus der Sammelnden. Hiervon zeugen auch die zahlreichen Gründungen von Kunstgewerbemuseen Ende des 19. Jahrhundert (Hennig 2004: 79). Die historisch frühen Sammlungen in Renaissance und Humanismus hatten den Anspruch die Welt in ihrer Gänze exemplarisch, oftmals enzyklopädisch, abzubilden: „Mit einer neuen wissenschaftlichen Weltanschauung (...) scheint der Wunsch entstanden zu sein, sich hier und jetzt der Schöpfung zu versichern, daß man ‚exempla‘ ihrer Phänomene zusammenträgt und so die Welt in der eigenen Stube symbolisch widerspiegelt“ (Grote 1994b: 11).

Die frühen, fürstlichen Sammlungen wurden primär nach ästhetischen Kriterien sowie dem materiellen und/oder ideellen Seltenheitswert der Dinge angelegt. Sie waren auch Symbole des materiellen Besitzes und Reichtums Einzelner und dienten primär als Ausdruck, der Legitimation und der Erhaltung von gesellschaftlichen und politischen Macht- und Herrschaftsansprüchen (ebd.: 12). Hinzu kamen im Übergang vom

---

<sup>60</sup> Neben Pomian, der das Sammeln und Sammlungen als den Ursprung von Museen heraushebt (Pomian 1988), stellen etwa zwei wissenschaftsgeschichtlich zentrale Sammelbände diese Ergebnisse zusammen. Einmal der von den britischen Museumsfachmännern Oliver Impey und MacGregor – zu der Zeit beide tätig am *Ashmolean Museum. Museum of Art and Archaeology* in Oxford – publizierte Band „The Origins of museums“ (Impey/Macgregor 1985a) aus dem Jahr 1985, in dem sie „(...) the elucidation of particular themes concerning the ‚Kunst-‘ and ‚Wunderkammern‘ of the sixteenth and seventeenth centuries“ (Impey/Macgregor 1985b: 4) thematisieren, und, wenn auch mit kleiner Einschränkung, nahelegen, diese als „Ursprung“ von Museen zu betrachten: „Illuminating certain facets of them, but having no pretence to the encyclopaedic aims of those responsible for the beginnings of museums“ (Impey/Macgregor 1985b: 4). Zum anderen der von dem Kunsthistoriker und Museumsfachmann Andreas Grote herausgegebene Sammelband „Macrocosmos in Microcosmos. Die Welt in der Stube. Zur Geschichte des Sammelns von 1450 bis 1800“ (Grote 1994a). Der Band veröffentlichte die Ergebnisse einer Tagung, die 1990 vom Institut *Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz* (vormals *Institut für Museumskunde*) veranstaltet wurde und erstmals die Geschichte des Sammelns, von Sammlungen und von Sammlern in einen gesellschaftswissenschaftlichen, sozialgeschichtlichen Kontext stellte (ebd. 9).

Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit die naturwissenschaftlichen Sammlungen (ebd.), die exemplarisch eine Spezialisierung der Sammeltätigkeit darstellten und als Quelle wissenschaftlicher Erkenntnis dienten: „In den Händen der Naturkundler der Spätrenaissance wurde das Museum (...) zu einem Instrument der Naturerkenntnis“ (Findlen 1994: 191), sein Erscheinen „fiel mit der Renaissance der Naturgeschichte zusammen“ (ebd.).

Das Phänomen des Sammelns ist nicht auf den musealen Bereich beschränkt, sondern wird auf breiter Ebene auch im privaten und wissenschaftlichen Bereich ausgeübt. Es gibt verschiedene Arten und Zwecke des Sammelns und des Anlegens von Sammlungen.<sup>61</sup> Zunächst einmal ist es ein akkumulativer Prozess, der auf ideelle und materielle Güter bezogen sein kann und in der Gegenwart stattfindet; Anlass und Person sind damit in dieser verortet. Oftmals wird das Sammeln des Menschen als eine anthropologische Konstante, quasi als Urerfahrung und Urtrieb des Menschen aufgefasst. So etwa von dem Volkskundler Walter Hävernich, der 1978 das Sammeln als einen im Menschen „eingesenkten“ Trieb (Hävernich 1978: 405) postulierte, oder von dem österreichischen Soziologen Justin Stagl, der sich mit der anthropologischen Dimension des Sammelns und der soziologischen des Sammlers auseinandersetzt. Mit dem Begriff des „Homo Collectors“ (Stagl 1998) definiert er das Sammeln als eine „zum Wesen des Menschen selbst gehörenden Tätigkeit“ (ebd.: 37).

Ganz allgemein wird das Sammeln praktiziert, damit die Dinge und das Wissen nicht der Erinnerung entfallen und, um so „dem Vergessen oder Vergehen entgegen zu arbeiten“ (Hahn 1984: 11), wie es der Soziologe Alois Hahn formuliert. Das Sammeln ist die dazugehörige Praxis. Im Prozess des Sammelns nehmen die Objekte als Teile der späteren Sammlung eine zentrale Rolle ein, da sich „Erinnerungen (...) häufig um die verschiedensten Artefakte (kristallisieren)“ (Urry 2000: 34). Als authentische Relikte historischer Ereignisse und Erfahrungen können sie Zeugnis über die vergangenen Lebenswelten ablegen. Über die Objekte wird versucht eine Verbindung zu vergangenen Ereignissen herzustellen, diese zu veranschaulichen und zu illustrieren und auch zu „beweisen“. Sie fungieren als Vermittler zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit, zwischen „Sichtbarem“ (Pomian 1988: 38-45) und „Unsichtbarem“ (ebd.). Ich werde in den folgenden Kapiteln nochmals näher auf diesen Zusammenhang

---

<sup>61</sup> In dem von den Anglistinnen Aleida Assmann, Monika Gomille und Gabriele Rippl herausgegebenen Sammelband „Sammler – Bibliophile – Exzentriker“ (Assmann/Gomille/Rippl 1998a) werden die zentralen Funktionen des Sammelns als „Legitimierung von Macht, Konstruktion von Identität, exzentrische Selbstinszenierung, Wissenserwerb und Wissensklassifizierung“ (Assmann/Gomille/Rippl 1998b: 11) bestimmt und in unterschiedlichen Textbeiträgen erörtert (Assmann/Gomille/Rippl 1998a: 55-297).

eingehen.

Entsprechend der Vielgestaltigkeit der Anlässe, Funktionen und Zielsetzungen des Sammelns beschäftigen sich in der Wissenschaft unterschiedliche Fachbereiche mit dem Phänomen – so etwa neben den Naturwissenschaften, auch geisteswissenschaftliche Fächer wie die Geschichte, die Soziologie, die Kulturwissenschaften, die Anthropologie, Ethnologie oder die Psychologie (Hennig 2004: 68). Das Anlegen von Sammlungen zu Forschungs- und Dokumentationszwecken, etwa der Artenvielfalt in der Biologie, ist zentraler Bestandteil der akademischen Wissensentwicklung. Die durch das Zusammentragen ermöglichte Zusammenschau von Objekten bildet die Basis für die Beantwortung wissenschaftlicher Fragestellungen und zugleich die Grundlage für die Erarbeitung neuer Erkenntnisse und daraus sich stellender neuer Fragestellungen. Dabei wird nicht nur die Sammlung zum Wissensspeicher, sondern der Akt des Zusammentragens und des Ordnen von Material ist selbst Teil eines wissenschaftlichen Prozess, wenn er nach entsprechenden Kriterien erfolgt (te Heesen/Spary 2001; Jardine 2001).

Die Wissenschaften haben sich primär aus zweierlei Aspekten mit dem Sammeln auseinander gesetzt. Zum einem, um sich dem Phänomen aus soziokultureller und gesellschaftspsychologischer Perspektive anzunähern. Zum anderen dient das Sammeln von Dingen oftmals selbst einer Erhebung von (empirischen) Daten, die als Quelle im erkenntnistheoretischen Prozess der Wissenschaft sortiert, analysiert und ausgewertet werden. Das Sammeln kann so als angewandte Wissenschaft verstanden werden, wie beispielsweise der Kunsthistoriker und Museumsdirektor Ernst Schlee konstatierte: „Sammeln ist, wenn es in wissenschaftlichem Geist geschieht, eine eigene Art des Forschens, freilich keine, die allein schon ans Ziel führt. Aber ebenso wie sich aus den Ergebnissen der Forschung Aufgaben für die Sammlung ergeben, so ergeben sich umgekehrt aus dem Sammeln Problemstellungen für die Forschung“ (Schlee 1970: 62). Dieses „forschende Sammeln“ (Korff 2005a: 98) ist von einer wissenschaftlichen Fragestellung geleitet, mit dem Ziel Antworten durch die in dem Objekt enthaltenen Informationen zu finden. Sammeln ist damit ein wissensbasierter und wissensgenerierender Prozess: Es erfordert Wissen, um systematisch sammeln zu können, und gesammelte Objekte wiederum fördern durch deren Auswertung neues Wissen.

Die zentrale Funktion, die das Sammeln in der Volkskunde einnimmt, ist in Anlehnung an den Ethnologen Hans-Peter Hahn aus der bedeutsamen Rolle des Sammelns für die

Völkerkunde abzuleiten. Volkskunde wie Völkerkunde sind Wissenschaftsdisziplinen, die versuchen, sich auch über den in Materie überführten menschlichen Ausdruck dessen Wesen anzunähern. Die Volkskunde hat sich, was angesichts ihres wissenschaftshistorisch großen Interesses und Engagements als Sammlerwissenschaft überrascht (Hauser 1994: 34), dem gesellschaftshistorischen und kulturellen Phänomen des Sammelns als solchem lange Zeit wenig gewidmet und auch das eigene Anlegen von Datensammlungen kaum theoretisch reflektiert (Hennig 2004: 69). Ein wichtiger Aufsatz in diesem Zusammenhang ist der des Volkskundlers Konrad Köstlin aus dem Jahr 1994 (Köstlin 1994), der die Ergebnisse eines am *Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft* der *Universität Tübingen* durchgeführten Studierendenprojekts mit dem Titel „Ums Leben Sammeln“ (Hennig 2004: 69) als Grundlage für seine Ausführungen nimmt. In den 1970er-Jahren im Zuge einer Neuausrichtung des Faches ändert sich das und es entstanden zunehmend wissenschaftliche Arbeiten, die sich mit der Geschichte des musealen Sammelns oder Sammlungen beschäftigen. Hier ist insbesondere auf die Arbeiten des Volkskundlers Bernward Denekes aus den 1970er-Jahren hinzuweisen (ebd.: 70).

Eine Reihe von Forschungsarbeiten ist im Zuge der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Museumsboom der 1970er-Jahren entstanden und damit eng mit der Geschichte der Institutionalisierung von Museen als gesellschaftshistorischem und kulturellem Phänomen verknüpft. Der Philosoph Odo Marquard sieht als Hauptmotiv im Bedürfnis des Anlegens von Sammlungen das „vorsorgende“, das „entdeckende“ und das „bewahrende“ Sammeln und die sich daran angliedernden Ziele (Marquard 1994: 911). Das Sammeln ist hier einerseits in einem Trieb des Menschen begründet, im Sinne der existenzsichernden Vorratshaltung zu jagen und zu sammeln. Andererseits in seiner gleichsam naturgegebenen Veranlagung des Wissenstrieb und der Neugierde, die Welt zu entdecken und diese sich durch Wissen und Erfahrung anzueignen (ebd.: 914). Neben dem vorsorgenden und dem entdeckenden Sammeln kam laut Marquard Mitte des 18. Jahrhunderts das von ihm als solches bezeichnete bewahrende Sammeln hinzu (ebd.). Die den Menschen umgebende Dingwelt wurde in ihrer Vergänglichkeit wahrgenommen und ihre Überführung in die Museen sollte sie vor dem drohenden Verlust und für die dauerhafte Erinnerung bewahren. Vor diesem Hintergrund sind Museen „die eiserne Ration an Vertrautem (...), das funktionale Äquivalent des Teddybären für den modernen Menschen in seiner

wandlungsbeschleunigten Welt“ (ebd.: 917).<sup>62</sup>

Auch der Philosoph Hermann Lübbe vertritt diese Art Kompensationstheorie, die mit dem Fortschreiten der Moderne ein proportionales Ansteigen des Interesses an historischen Dingen und damit einhergehendes Bedürfnis des Sammelns im Sinne des Bewahrens erkennt (Lübbe 1982). Auch die Interpretationsansätze des Volkskundlers Konrad Köstlin gehen in eine ähnliche Richtung. Auch hier übernimmt angesichts einer beschleunigten Welt, die einen allgemeinen Verlust an Vertrautheit bei den Menschen befördere, das Sammeln ähnlich dem bewahrenden Aspekt bei Marquard und Lübbe eine kompensierende Funktion ein. So argumentiert Köstlin in Anlehnung an Lübbe und Marquard, dass das Sammeln, neben einer identitätsbildenden Funktion und der aus seiner Perspektive sich fortsetzenden Tradition des klerikalen und feudalen Sammelns im bürgerlichen, eine „Konträrstrategie gegen die Beschleunigung und den Vertrauensverlust der Lebenswelten in der Moderne“ (Köstlin 1994: 203) darstelle.

Die bei Köstlin angesprochene identitätsstiftende Wirkung und Funktion des Sammelns und das Zuschaustellen des Gesammelten, hat insbesondere auch der US-amerikanische Historiker James Clifford herausgearbeitet und als spezifisches Phänomen westlicher Gesellschaften diagnostiziert (Clifford 1990): „In the West collecting has long been a strategy for the deployment of a possessive self, culture and authenticity“ (Ders. 1988: 218). Dieser Aspekt verstärkte sich, wie im Kontext der Entwicklungsgeschichte von Museen bereits thematisiert wurde, im ausgehenden 19. Jahrhundert im Zuge der sich in Europa ereignenden Nationalstaatsgründungen und verknüpfte sich, gerade in Deutschland, mit dem Aspekt des romantischen Glaubens an eine „Volksseele“: „Mit dieser Intention waren Dinge nicht nur Repräsentanten der Vergangenheit, sondern vor allem Wegweiser für Gegenwart und Zukunft“ (Hennig 2004: 80), konstatiert die Kulturwissenschaftlerin Nina Hennig und fügt hinzu, dass hierfür das Sammeln allein nicht mehr ausreichte und das Ausstellen der Objekte fortan mehr an Bedeutung gewann (ebd.).

Die Präsentation und öffentliche Zugänglichmachung der Museumssammlungen hatte zunehmend das Ziel einer Popularisierung des Wissens und Museen wurden verstärkt als Bildungsinstitution für das „Volk“ bemüht (ebd.: 81). Das Stichwort des im 19. Jahrhundert mit zunehmenden landesherrlichen Machtverlust erstarkenden städtischen Selbstbewusstseins geht mit regionalen und kommunalen Museumsgründungen einher und entspricht dem Gründungskontext und -motiven von Museen auf nationalstaatlicher

---

<sup>62</sup> Die Kompensationstheorie hatte Marquard bereits 1958 in seinem philosophischen Essay „Skeptische Methode im Blick auf Kant“ (Marquard 1958) entwickelt.



Ebene. Über die Sammlung eines Stadtmuseums konnte diesem Selbstbewusstsein Ausdruck verliehen werden und sozialer Zusammenhalt geschaffen oder verstärkt werden. Sammeln ist damit (gesellschaftliche) Erinnerungsarbeit und kann der Konstruktion und Konsolidierung einer individuellen oder offiziellen, kollektiven Identität (Pomian 1990; Clifford 1990; te Heesen 2001) dienen.

In Ergänzung zu den in diesem Abschnitt erläuterten zentralen Motivationen für das Sammeln, der Machtdemonstration und Wissensgenerierung, der Kompensation im Sinne des Rettens vor dem Vergessen, der Erinnerung historisch und gesellschaftlich bedeutsamer Ereignisse auf kollektiver und individueller Ebene oder der identitätsstiftenden Konstruktion eines gesellschaftlichen, oft national konnotierten Wir, muss auf einen weiteren Aspekt des Sammelns verwiesen werden. Diesem zufolge wird nur dasjenige museal gesammelt und ins Museum kommen, was letztlich materieller Überrest lebendiger Lebenszusammenhänge und damit bereits vor der Überführung in eine Sammlung funktionslos geworden ist. Das Museums mit seiner Praxis des bewahrenden Sammelns wird zum „Kompensationsorgan“ (Marquard 1994: 915) einer sich dem Ausrangieren verpflichtenden „Fortschritts- und Wegwerfgesellschaft“ (ebd.) und „das Ausrangierte findet Zuflucht in den Sammlungen des Museums“ (ebd.: 916). Dem gegenüber stehen neuere Ansätze und das aktuell festzustellende Interesse an einer „Musealisierung der Gegenwart“ (Elpers/Palm 2014a), die es zu späterem Zeitpunkt nochmals aufzugreifen gilt.

Das Phänomen des Sammelns ist nicht auf ein Ursprungs- oder Hauptmotiv zurückzuführen. Ob museal, wissenschaftlich oder privat – hier kann es Überschneidungen geben –, es ist getragen von unterschiedlichen Motiven und Zielsetzungen ebenso wie es unterschiedliche Ordnungssystematiken, -kriterien und entsprechende Typologisierungsversuche gibt. Auch muss das Sammeln von Gegenständen nicht zwangsläufig nach wissenschaftlichen Kriterien erfolgen. Was aber kennzeichnet vor dem Hintergrund des Gesagten die museale Sammlung?

Festzuhalten ist, dass der über die Jahrzehnte oder gar Jahrhundert gewachsene Sammlungsfundus eines Museums im Sinne einer Überlieferungsbildung immer auch Einfluss auf die Möglichkeiten und Grenzen historischer, museal vermittelter Erzählung nimmt. Er bildet die Grundlage für die Geschichten, die anhand der Objekte erzählt werden können, und die Erkenntnisse, die durch das Befragen der Objekte erzielt werden können. In diesem Sinne ist die museale Sammlung ein Speicher und ein Generator von Erkenntnis- und Vermittlungsmöglichkeiten (Korff 2000a).

Darüber hinaus sollte eine museale Sammlung nicht rein zufällig zusammengetragen sein (Hennig 2004: 76)<sup>63</sup>. Der Sammlungsprozess muss spezifischen Kriterien folgen, einem bestimmtem Zweck und Ziel dienen. Ansonsten ist von einer bloßen Ansammlung zu sprechen. So konstatieren schließlich auch der *Deutsche Museumsbund (DMB)* und der *International Council of Museums (ICOM) Deutschland*: „Die Sammeltätigkeit von Museen lässt ein zielgerichtetes Handeln erkennen“ (Deutscher Museumsbund/ICOM Deutschland 2006: 15).

Zudem folgt das Sammeln nicht nur spezifischen Kriterien, es schließt sich meist auch eine aus den Sammlungskriterien ergebende Ordnung des Materials an. Inwiefern die Quantität des Gesammelten grundsätzlich für die Definition von Sammlung ausschlaggebend ist, sei dahingestellt. Schließlich kann sich aus dem Sammlungsziel auch durchaus eine sehr geringe Menge an möglichen Dingen ergeben. Dennoch lässt sich sagen, dass für die Qualität einer musealen Sammlung ein gewisses Volumen ausschlaggebend ist (Pomian 1988: 44f.; Hennig 2004: 76).

Ein wesentlicher Aspekt, der charakteristisch für Museumssammlungen ist und sowohl die Kategorie der Museumsdinge als auch die Rolle des Sammelnden im Kontext der Überlieferungsbildung betrifft, ist abschließend noch hinzuzufügen: Dinge werden durch das Sammeln und die Aufnahme in eine (Museums-)Sammlung aus ihrem lebendigen Sinnzusammenhang gelöst und in einen neuen Kontext mit eigenen Sinn- und Zweckzusammenhängen gestellt – in der Regel die dem Sammeln zugrunde liegenden Kriterien oder die den Ausstellungsnarrativen folgenden Logiken (Korff 2005a: 97).

Nach Pomians Verständnis werden die Dinge durch das Sammeln ihrem instrumentellen Nutzen entledigt und zu „Semiophoren“ (Pomian 1988: 50), womit „Gegenstände ohne Nützlichkeit“ (ebd.) gemeint sind, „die das Unsichtbare repräsentieren, das heißt mit Bedeutung versehen sind“ (ebd.). Ein Prozess, den Bruno Latour als „museification“ (Latour 2004 zit. n. Korff 2005a: 97) bezeichnete, womit er das „facere“ (ebd.), also die Herstellung vom Museumsobjekten durch die Akteure im Prozess der Sammlungsaufnahme betont. Der ursprünglich studierte Mathematiker Jochen Brüning hat herausgearbeitet wie eng der Prozess des Sammelns und die damit verbundene Aufhebung ursprünglicher und die Schaffung neuer Kontexte mit Aspekten des Ordens

---

<sup>63</sup> Der Kulturwissenschaftler und Museumsfachmann Jan Carstensen dagegen hat dem Zufall durchaus einen positiven und gewinnbringenden Faktor beim musealen Sammlungs Aufbau zugeschrieben. In einem exakt definiertem Sammlungskonzept sieht er eher die Gefahr, nicht mehr für Themen- und Objektfelder offen zu sein, die zum Zeitpunkt der Festlegung übersehen wurden oder noch nicht bedeutsam waren (Carstensen 2000: 45).

und Katalogisierens und letztlich des Konstruierens von Wirklichkeit auch im Kontext des Präsentierens verbunden sind (Korff 2005a: 97f.).

Ordnungsprozesse implizieren immer Kategorisierungen, die im Fall der musealen Sammlung durch die Logik der Institution und der am Sammlungs- und Ablageprozess beteiligten Akteure bestimmt werden. Durch das Ordnen wird eine neue symbolische Ordnung nach institutionellen und sammlerspezifischen Logiken entwickelt, die nach Jakob von Uexküll nicht mehr die Funktion einer „Wirkwelt“ (ebd.: 97), sondern vielmehr die einer „Merkwelt“ (ebd.) hat. Diesen Zusammenhang und die Rolle des Sammelnden möchte ich im Folgenden noch vertiefen.

### **3.1.2 Wer sammelt? Zur Rolle des Sammelnden im Kontext der Überlieferungsbildung**

Sammeln im Museum ist systematische Selektion nach spezifischen Kriterien. Es ist (ein-)ordnen, kategorisieren und klassifizieren nach einem planmäßigen Vorgehen. Vor dem Hintergrund der zuvor genannten Motive, die mit dem Sammeln verbunden sein können, kann eine Sammlung niemals rein objektiv zustande kommen, sondern ist immer auch durch die politischen und ökonomischen Kontexte und zeitgenössischen Moden desjenigen geprägt, der eine Sammlung anlegt.

Das Sammeln ist geprägt von den individuellen Befindlichkeiten, subjektiven Interessen, Vorlieben oder dem persönlichen Wissens- und Erfahrungshorizont des Sammelnden. Damit gibt eine Sammlung immer auch Aufschluss über die Person, die die Auswahl getroffen und die Sammlung zusammengestellt hat. Damit ist eine Sammlung stets Ausdruck und Resultat der Sammlerpersönlichkeit und unterliegt neben deren persönlichen Vorlieben auch dem historischen Wandel und den jeweils vorherrschenden Vorstellungen darüber, was als sammelenswert gilt (Hennig 2004:77): „Die Auswahl- und Sammelvorstellungen sind zwar subjektiv, aber dennoch in hohem Maße von Zeitbefindlichkeiten, Trends, wissenschaftlichen Moden und Paradigmen abhängig“ (Korff 1993: 160).

Der Soziologe Jean Baudrillard hat sich in seiner Abhandlung über „das System der Dinge“ (Baudrillard 1991) ausführlich mit dem Phänomen des Sammelns auseinandergesetzt, und definiert angesichts der Rolle des Sammelnden diesen als das „abschließende Stück seiner eigenen Sammlung“ (Hennig 2004: 77). Auch der Anthropologe Jeffrey David Feldman stellt in Bezug auf „jüdische Museumsexponate“

(Feldman 1994: 48) fest, dass die Klassifizierungssysteme immer auf die Wahrnehmung der Welt des Sammelnden zurückzuführen sind. Wie kann vor dem Hintergrund der musealen Sammlungsaufgabe, wenn schon nicht Objektivität, so doch eine über die rein subjektive Wahrnehmung von Wirklichkeit durch den Sammelnden hinausgehende Repräsentativität erreicht werden? Schließlich sind Museumssammlungen nicht Selbstzweck zur Umsetzung privater Sammelleidenschaften von einzelnen Museumsmitarbeitenden, sondern, nicht zuletzt da sie sich in öffentlicher Hand befinden, dem Interesse der Allgemeinheit verpflichtet.

Der Museologe und Kunsthistoriker Martin Schärer betont die Bedeutung eines verantwortungsbewussten und verantwortungsvollen Umgangs mit dem Sammlungsbestand bei seiner Erweiterung als auch bei seiner Präsentation: „Da das Museum nicht alles sammeln und ausstellen kann, muss es auswählen, zuerst beim Erwerb, dann für die Bestückung der Vitrinen. Solche Auswahl- und Visualisierungsprozesse sind nicht nur zeitbedingt, sondern auch sehr subjektiv. Das Museum (...) ist also alles andere als eine neutrale Institution, es vermittelt – unterschwellig und höchst selten thematisiert – ganz bestimmte Geschichts- und Weltbilder (...). Eine solche Kontrolle der Vergangenheit (und damit der Zukunft) stellt auch eine Machtposition dar, die verantwortungsbewusst zu handhaben ist“ (Schärer 1992: 37 zit. n. Hennig 2004: 93).

Auch Korff und Roth argumentieren in ihrer Einleitung des Sammelbandes „Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik“ (Korff/Roth 1990b) in Bezug auf die Sammlung eines Museums in diese Richtung: „Die musealen Objekte sind nicht primär, sie sind nicht ‚selbstgegeben‘ (...) (sie) sind gesammelt; sie sind aufbereitete Präparate. Solcherart sind sie das Ergebnis einer Tätigkeit, in der historisch wechselnde Auswahlkriterien, Bewertungskategorien, Neigungen und Interessen eine Rolle spielen. Sie gehören zum System der kulturellen Überlieferung, in dem die Überreste gefiltert werden“ (ebd.: 19). Dabei weisen sie daraufhin, dass die Bedeutung der Vergangenheit als Akteur im Überlieferungsprozess zu reflektieren sei, da diese maßgeblich dafür ausschlaggebend ist, welche Objekte im Rahmen des kulturellen Systems überleben und schließlich ins Museum gelangen.

Dabei geht es nicht nur um die Museen selbst. Ein wesentlicher Filter dafür, was in die Museumssammlungen gebracht wird und aufgenommen werden kann, ist die Gesellschaft (ebd.). Auch sie entscheidet, was bewahrt, erinnert und schließlich dem Museum angeboten wird. Sowohl die Geschichte selbst als auch sämtliche an ihr

Beteiligten und in ihrem Kontext Agierende sind folglich Teil der Überlieferungsbildung. Auf diese Weise entstanden und entstehen museale Objektgruppen, ohne dass Sammlungsmitarbeitende nach ihnen „auf die Suche“ gehen mussten. Das trifft insbesondere auf den häuslichen, alltagsweltlichen Bereich zu, wie er etwa in volkskundlich, kulturhistorisch orientierten Museen dokumentiert wird.

Sammeln ist immer ein wertender und zugleich Wert schaffender Vorgang, in dem Museen, in denen das Sammeln eine Institutionalisierung erfährt, eine besondere Verantwortung tragen.<sup>64</sup> Eine Betrachtung der Sammlung kann damit aber auch Aufschluss über die Sammlungsgeschichte und Entwicklung eines Museums bieten und zudem über intersubjektive Einstellungen über das Sammelns- und Bewahrenswerte im Wandel der Zeit Auskunft geben – sowohl auf Seiten der Experten als auch der Bevölkerung (ebd.). Vor diesem Hintergrund betont der Kunsthistoriker Walter Grasskamp, neben einer Geschichte des Überlieferten insbesondere die Bedeutung der „Geschichte(n) der Lieferanten“ (Grasskamp 1981: 74), die sich hinter den Museumsobjekten verbergen, aufzubereiten.

„Museale Sammlungen entstehen aufgrund von Deutungen der Realität, aus der ihre Objekte stammen; insofern gehen solche Deutungen den Objekten voraus und legitimieren sie“ (Fehr 1988: 110). Auch Pomian bestimmt das Sammeln und damit auch Sammlungen als Ausdruck der Wahrnehmungsweisen von Wirklichkeit. In diesem Kontext sind ihm zufolge die gesammelten „Semiophoren“ (Pomian 1988: 50) als Mittler und Verbindungsstücke zu verstehen, über die eine Beziehung, eine Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart hergestellt werden kann (ebd.: 44).

Die geschilderte Interdependenz von Sammlerpersönlichkeit, gesellschaftshistorischen Kontexten und Sammlungstätigkeit ist nicht nur hinsichtlich der Frage nach der Möglichkeit von Repräsentativität einer Sammlung und ihrer Aussagemöglichkeit über Vergangenheit und Gegenwart bedeutsam. Auch in Anbetracht der Tatsache, Verantwortung für die historisch überlieferten Bestände sowie den Sammlungsausbau zu haben, ist dieser Zusammenhang zu bedenken. Die Auseinandersetzung mit der Sammlung aus dieser Perspektive und die Kenntnis ihres Zustandekommens sind – angesichts der beschriebenen Fähigkeit von Sammlungen Aussagen über Moden, Trends und Motive in der Vergangenheit zu machen – nötig und können eine ideelle Wertsteigerung bedeuten. Nicht nur die Frage nach dem einzelnen Objekt und die Erforschung seines Kontextes sind damit bedeutsam, sondern immer auch die Frage

---

<sup>64</sup> Das Sammeln beziehungsweise Sammlungen und Sammlerpersönlichkeiten sind in der Vergangenheit häufig selbst Thema von Ausstellungsprojekten gewesen (Hennig 2004: 69f.).

nach der Sammlung als Ganzes. Was galt wann und warum als sammelnswert? Was kam wann und warum in die Sammlung? Wer war an diesen Prozessen beteiligt? Diesen Fragen nachzugehen ist hinsichtlich der Frage nach der Sammlungsidentität und der Museumsidentität wichtig, aber auch um die eigene Sammeltätigkeit hinsichtlich der Sammlungstradition, in der man steht, zu reflektieren.

Dabei muss nicht nur die sichtbare Sammlung berücksichtigt werden. Auch über die Reflexion der Lücken im Bestand können Aussagen getroffen werden (Schärer 1992: 43). Der Aspekt der Frage nach den Lücken im Bestand, nach einzelnen Objekten, die im Kontext der Sammlungstradition fehlen, aber auch nach Themen, die vollständig ausgeklammert wurden, muss vor dem Hintergrund der selektierenden Rolle des Sammelnden aufgegriffen und auch hinsichtlich der Thematik Migration diskutiert werden.

Im Zuge der zunehmend festzustellenden institutionellen Bestrebungen und wissenschaftlichen wie gesellschaftlichen Forderungen nach einer Musealisierung der Migration, wurde stets ein sogenanntes Querlesen der historisch gewachsenen Museumsbestände gefordert, um einen Überblick zu bekommen, ob und wenn ja welche Migrationsobjekte sich in den Sammlungen bereits verbergen könnten. Die dahinterstehende These ist, dass – wenngleich bislang nicht entsprechend verschlagwortet oder als solche in die Sammlungen übernommen – Migrationsobjekte vorhanden sein könnten, ob der gesellschaftshistorischen Relevanz und Verbreitung des Phänomens Migration eigentlich auch müssten. Zugleich wird auf der Basis dieses Querlesens, der Aufbau migrationsgeschichtlich relevanter Sammlungen gefordert sowie gegebenenfalls die kritische Reflexion eines Nicht-Vorhanden-Seins entsprechender Objekte und Sammlungsbestände.

Selbst in dem Fall, dass sich zufälligerweise Migrationsobjekte in den Sammlungen befinden, sehen sich die kulturhistorischen Museum dennoch durchweg mit der Tatsache konfrontiert, dass die gesellschaftsbewegende Thematik Migration bislang nicht auf ihrer Sammlungsagenda stand. Die Thematik Migration scheint entgegen der gesellschaftlichen Realität systematisch ausgeklammert worden zu sein. Die Nichtbehandlung entspricht der gesellschaftspolitischen Ausblendung der Tatsache, in einer Migrationsgesellschaft zu leben.

Dabei werden gesellschaftliche Gruppen, die in der Regel eine Minderheit in der Gesellschaft darstellen, auf diese Weise nicht nur aus der kollektiven Erinnerung ausgeschlossen, sondern – entsprechend den Funktionsmechanismen institutioneller

Erinnerungsarbeit wie sie in Museen stattfindet – auch eine gesellschaftliche Ausgrenzung erfahren, was letztere wiederum befördert.<sup>65</sup> Die historische Aufarbeitung von Migration als gesellschaftsbildender Faktor und die Aufnahme der Thematik in den erinnerungspolitischen Kanon erfordert demnach nicht allein ihre gesellschaftshistorische Bedeutung, sondern auch ihre gesellschaftspolitische und ethische Dimension.

Zusammenfassend kann man sagen, dass es gerade angesichts der Rolle des Sammelnden im Kontext der Überlieferungsbildung eines transparenten Sammlungskonzeptes<sup>66</sup> bedarf, in welchem die Eckpunkte der Motive, Zwecke und Ziele des eigenen Tuns festgehalten und dokumentiert sind.<sup>67</sup> Bei der Erarbeitung eines Konzeptes haben es die kulturhistorischen Museen und volkskundlichen Sammlungen besonders schwer, haben sie doch in Anlehnung an das Konzept Alltag die Aufgabe, „die ganze Bandbreite einer Alltagskultur unterschiedlicher Bevölkerungsschichten in zeitlicher und räumlicher Perspektive“ (Ottenjann 1989: 2) abzubilden. Dabei kann kaum nach ästhetischen oder materiellen Werten entschieden werden, wie der Kunsthistoriker Peter Geimer konstatiert: „Ein Gegenstand kann noch so alltäglich, abgenutzt oder gar hässlich sein: als Reliquie, Memorabilie oder Nachlass kommt er gleichwohl in Frage. Vermutlich gibt es kaum ein Objekt, das aufgrund seiner äußeren Gestalt oder seiner alltäglichen Beliebtheit per se ausscheidet“ (Geimer 2005: 114).

Die Sammeltätigkeit der Museen gilt es durch in regelmäßigen Abständen zu überarbeitende Sammlungskonzepte zu begleiten. Als Teil hiervon ist auch eine konzeptuell festgelegte Beschränkung in der Sammlungstätigkeit durch eine konzentrierte Themen- und Objektselektion notwendig, nicht zuletzt aufgrund begrenzter Depotflächen, Ankaufsetats oder Personalressourcen, die für eine professionelle Bearbeitung des Bestands notwendig sind (Hennig 2004: 83-86). Bevor ich aber auch die Eckpunkte eines Konzeptes zur musealen Sammlung der Münchner

---

<sup>65</sup> Ähnlich ist in der Geschichte auch mit anderen Bevölkerungsgruppen außerhalb der gesellschaftlichen Eliten geschehen – und geschieht nach wie vor noch: wie etwa der Frauen, der Schwulen und Lesben oder der Arbeiterschaft. Auch hierin spiegeln sich die gesellschaftspolitischen Verhältnisse und Wertsetzungen wieder (Wonisch 2012: 13f.).

<sup>66</sup> Der Volkskundler Martin Scharfe betont in diesem Kontext die Notwendigkeit der Eigeninitiative der Museumsfachwelt, wenn er fordert: „(...) Das Museum (...) dürfte nicht immerfort denken lassen, sondern müsste selbst nachdenken, über massenhafte Sammelpraxis und über die Bedeutung des massenhaft Gesammelten“ (Scharfe 1992: 59f.).

<sup>67</sup> Wenngleich dem Befürworten eines konzeptuellen Sammelns durchaus auch kritische Meinungen gegenüber stehen, die die Sinnhaftig- und Notwendigkeit ein solchen Vorgehens in Abrede stellen. Darauf verweist etwa die Volkskundlerin Nina Hennig in Anlehnung an den Ethnologen Christian Kaufmann, wenn sie anmerkt, „dass ein eklektisches Sammeln und ein nicht-kanonisches Denken der Postmoderne angemessen“ sein können (Hennig 2004: 96) und der Nutzen von Sammlungskonzepten damit fragwürdig.

Migrationsgeschichte eingehe, möchte ich zunächst noch ausgehend von allgemeinen Objekteigenschaften auf die Rolle und die Bedeutsamkeit von Objekten in der musealen Sammlung eingehen und diese kritisch hinterfragen.

### 3.2 (K)ein Objekt für's Museum?!

Die Auseinandersetzung mit materieller Kultur ist Gegenstand verschiedener Wissenschaftsdisziplinen. Im deutschsprachigen Raum ist die Auseinandersetzung mit materieller Kultur im wesentlichen Teil des Forschungskanons der Kultur- und Sozialwissenschaften sowie der Kunst-, Geschichts-, Altertums- und nicht zuletzt der Museumswissenschaften. Im englischsprachigen Bereich haben sich im Umfeld der britischen wie US-amerikanischen Anthropologie die sogenannten *Material Culture Studies* als eigenständiger Fachbereich etabliert. Untersucht werden hier „Artefakte als kulturell geformten Bestandteil von Kultur, wobei die Wechselwirkungen von ‚materiellem Ding‘ und seinen kulturellen Bedeutungen, Werten und Alltagskontexten im Vordergrund stehen“ (Hauser 2005: 147).

Grundsätzlich gilt das Forschungsinteresse heute der Frage, welche Rolle die materielle Kultur für Individuum und Gesellschaft spielt. Gefragt wird, welchen Einfluss Dinge auf die Lebenswelt und die mit ihnen in Beziehung tretenden Personen nehmen, welche Bedeutungszuschreibungen sie durch ihren Gebrauch oder welche Funktionen sie über ihren praktischen Nutzen hinaus, erfüllen – sofern es sich um Gebrauchsgegenstände handelt (Heidrich 2000).<sup>68</sup> Diese über die Jahre zunehmende Konzentration auf das Objekt als kultureller Mittler und seine kontextspezifischen Bedingtheiten entspricht dabei einer innerdisziplinären wissenschaftsgeschichtlichen Entwicklung (Hauser 2005: 140).<sup>69</sup>

---

<sup>68</sup> Die Verschiebung des kulturwissenschaftlichen Erkenntnisinteresses an der Symbolfunktion der Dinge und die damit einhergehende Überwindung einer Fokussierung auf das bloße Objekt begünstigte zudem die Abkehr von der wissenschaftlichen Unterscheidung rein „geistiger“ und „materieller“ Kulturphänomene (Hauser 1994: 20f.).

<sup>69</sup> Ich möchte im Folgenden, in Anlehnung an die „Sieben Fragen zu den Alltagsdingen“ (Korff 2005b) von Gottfried Korff, die von mir verwendete Terminologie *Ding – Sache – Objekt – Alltagsding – Museumsding – Sachkultur(-forschung)* und *materielle Kultur* kurz erläutern: Verkürzt kann man sagen, dass die *Sachkulturforschung* stark den Fokus auf die Objekte selbst richtet, während das Selbstverständnis bei einer Erforschung der materiellen Kultur den Blick mehr auf den Umgang mit den Objekten legt. Der Begriff *Sache*, wie er auch in der volkskundlichen Fachtradition der *Sachkulturforschung* verwendet wurde, impliziert, diese als nichts weiter als „Materialisierungen von Ideen, Handlungen und mentalen Prozessen“ (ebd.: 31) zu betrachten. Die im Fach verwendete Terminologie entspricht einer fachhistorischen Bedeutungsverschiebung. Der Begriff *Dinge*, verstanden als „Kombination von Materialität, Form und Funktion im sozialen Feld“ (ebd.: 32), erweitert den Blick bei der wissenschaftlichen Analyse auf symbolkommunikativer Ebene: „Durch ihre Materialität wirken Dinge sinnlich-einprägsam, durch ihre Form suggestiv, durch ihre Funktion alltagsnah und lebensweltlich



In der Volkskunde als empirische Kulturwissenschaft ist das Objekt seit jeher fester Bestandteil der fachhistorischen Forschung, wenngleich sich auch hier Perspektiven, Schwerpunkte und Forschungsinteressen im Lauf der Zeit gewandelt haben (ebd.: 139f.). Im Rahmen etwa des mittlerweile als überholt geltenden klassischen volkskundlichen Forschungskanons, der die Bereiche Kleidung, Nahrung, Geräte, Haus, Möbel, Bild etc. umfasste, nahm das Objekt als solches eine zentrale Rolle ein, wenngleich in der Volkskunde die Sachkulturforschung erst nach dem Zweiten Weltkrieg „zu einem klar umrissenen Forschungsgebiet wird“ (Hauser 1994: 33). Lange Zeit herrschte die forschungstheoretische Ansicht vor, die kulturtheoretische und – historische Analyse von Sachverhalten ließe sich trennen in die Erforschung der „geistigen Kultur“ einerseits – entsprechende Forschungsschwerpunkte sind Erzähl- und Liedforschung oder solche zu Sitten und Bräuchen – und der „materiellen Kultur“ andererseits – mit etwa den Schwerpunkten Haus-, Geräte- oder Kleidungsforschung (ebd.; Hennig 2004: 23).

Dieses wissenschaftstheoretische Konstrukt einer Zweiteilung von Kultur ist im Laufe der Fach- und Forschungsgeschichte obsolet geworden. Mit seinem „Gestaltheiligkeitskonzept“ (Schmidt 1952) setzte der österreichische Volkskundler Leopold Schmidt in den 1950er-Jahren einen fachinternen Prozess zur Überwindung dieser ontologischen und methodologischen Trennung von Kultur in Gang. Auch der Volkskundler Karl-Sigismund Kramer wies in seinen theoretischen Überlegungen über die „geistige‘ und ‚materielle‘ Volkskultur“ (Kramer 1969) darauf hin, dass trotz einer zunächst sinnvoll erscheinenden Trennung der Bereiche, diese sich angesichts der Interdependenz geistiger und materieller Kulturphänomene nicht in letzter Konsequenz aufrecht erhalten ließe, ohne Abstriche bei den Ergebnissen in der Erforschung der Lebenswelt zu erhalten (ebd.).

Die Ergebnisse dieser zweigeteilten Forschungsausrichtung aber sind bis heute in Form von Artefakten und Sammlungsschwerpunkten noch in den musealen Depots kulturhistorischer Museen wie Stadt-, Landes-, Heimat- oder Freilichtmuseen eingelagert. Auch die Gründungen kulturhistorischer Museen – wie etwa des Germanischen Nationalmuseums 1852 – sind eng verbunden mit der der damaligen

---

plausibel“ (ebd.: 33); das wissenschaftliche Erkenntnisinteresse hat sich verlagert, der Fokus liegt auf den Bedeutungsein- und Bedeutungszuschreibungen (ebd.). Den Begriff *Ding* verwende ich weitestgehend synonym mit *Objekt*; wenn es mir um eine „sachlichere“, allgemeinere Konnotation geht und ich sowohl die symbolkommunikative als auch die instrumentelle, funktionale Ebene meine, nehme ich aber meistens den des *Objekts*. *Museumsdinge* sind in erster Linie in Abgrenzung zu *Alltagsdingen* zu verstehen; *Museumsdinge* sind Objekte, wenn sie ihrem lebensweltlichen Daseins- und Verwendungszusammenhang entnommen und in einen museumsspezifischen Kontext überführt worden sind.

Sachkulturforschung im Sinne eines Hortes von Dingen, die von volkskundlichem Interesse sind (Hennig 2004: 23f.). Die Forschungsinteressen waren dabei meist getragen von einem romantisch-nationalistisch geprägten Impetus zur Erforschung und Suche einer ursprünglichen „Volksseele“, deren Ausdruck man im Objekt zu erkennen glaubte und meinte, „retten“ und bewahren zu müssen (Riegl 1894).

Ein Wandel in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit entsprechenden Konsequenzen für die erkenntnistheoretischen Parameter der Sachkulturforschung wurde nach dem Zweiten Weltkrieg eingeleitet, der insbesondere ab etwa 1970 sichtbar wurde, als sich in den Geschichts- und Geisteswissenschaften allgemein ein sozialwissenschaftlich orientierter Paradigmenwechsel abzeichnete (Hennig 2004: 25). Im Gegensatz zum angloamerikanischen Raum hat sich in Deutschland aber keine Subdisziplin ähnlich der *Material Culture Studies* gebildet, sondern es handelt sich um eine Disziplinen übergreifende Beschäftigung mit der materiellen Seite von Kultur, bei gleichzeitiger Beibehaltung facheigener Forschungsfragen, Zugänge und Methoden (König 2004: 134f.).

Der allgemeine Wandel in den Geisteswissenschaften hin zu sozialwissenschaftlichen Methodiken ist auch in der Volkskunde/Europäischen Ethnologie festzustellen, die sich damals als kulturhistorische Sozialwissenschaft neu definieren musste (Korff 2011b: 177). In diesem Zusammenhang fand auch ein Perspektivenwechsel in der Betrachtung der Sachkulturforschung statt. Speziell für die Sachkulturforschung stellte der 23. Kongress der DGV im Jahr 1981 in Regensburg eine bedeutsame Wegmarke dar (Hennig 2004: 25). Er trug den Titel „Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs“ (Köstlin/Bausinger 1983), mit dem auf den entscheidenden Wandel des wissenschaftlichen Erkenntnisinteresses verwiesen wurde: Fortan stand weniger das Ding an sich im Vordergrund, sondern der Fokus lag auf der Stellung der Dinge im Leben der Menschen.

Damit war „die soziale und kulturelle Wende in der Sachkulturforschung zwar eingeleitet und weit fortgeschritten, jedoch noch nicht so weit abgeschlossen(...), dass entsprechende Forderungen obsolet geworden wären“ (Beck 1997: 133). Vor allem auch die Arbeiten des französischen Soziologen Pierre Bourdieu, die Ende der 1970er- und Anfang der 1980er-Jahre erschienen, haben einen nachhaltigen Einfluss nicht nur auf die Forschung und die Perspektiven der Geschichts-, Sozial- und Kulturwissenschaften genommen, sondern auch auf die Forschungsperspektive der Sachkultur selbst (Korff 2011b: 179): Insbesondere seine ethnologische Untersuchung

über die kabyllische Gesellschaft (Bourdieu 1976) und seine Arbeit „Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft“ (Ders. 1982) haben mit den hier breit angelegten empirischen Untersuchungen zur materiellen Kultur die „verhaltens- und mentalitätsprägende Wirkung der Dingkultur“ (Korff 2011b: 179) deutlich aufgezeigt.

Die Wissenschaftsentwicklung seit dem Beginn der 1970er-Jahre bewirkte eine Perspektivenverschiebung. Die insbesondere bei den Romantikern im 19. Jahrhundert noch vordergründig auf Dinge als Relikte und Zeugnisse menschlichen Fortschritts und Ausdruck „wahren Volkslebens“ ausgerichtete Sachkulturforschung (Hennig 2004: 23) war zunehmend in die Kritik geraten, da sie die Beziehung der Menschen zu den Dingen nicht in die Forschung miteinbezog (ebd.: 25). Erst der Fachkongress in Regensburg verschaffte der Sachkulturforschung wieder eine programmatische Ausrichtung, indem die bisher getrennten Perspektiven auf Menschen und Dinge nun in ihrer gegenseitigen Bedingtheit zusammengedacht werden sollten. Fortan ging es um die akteurszentrierte Erforschung der Mensch-Ding-Beziehung (Hennig 2004: 27f.; Schmidt-Lauber 2003: 78).

Nachdem materielle Kultur als „Metakategorie“ (Tietmeyer/Hirschberger/Noack/Redlin 2010: 7) der volkskundlichen Forschung seit den 1970er-Jahren insbesondere im Kontext soziokultureller Beziehungsgeflechte betrachtet wurde und die Objekte selbst eher in den Hintergrund rückten, erfährt die materielle Kulturforschung zuletzt eine erneute Wende in Anlehnung an Entwicklungen in der angelsächsischen und angloamerikanischen Wissenschaft. Objekte materieller Kultur werden zunehmend selbst wieder zum Gegenstand der Forschung und zudem verstärkt selbst als Akteure verstanden.

Im Rahmen der Konjunkturen in der Erforschung der materiellen Kultur (König 2013: 23) wurden stets neue Erkenntnisse hinsichtlich der Funktionen und Bedeutungen von Dingen sowie hinsichtlich ihres methodologischen und erkenntnistheoretischen Stellenwertes zutage gefördert (ebd.). Dabei wurde die lebensweltliche Handlungsrelevanz und gestaltende Wirkung der Dinge erkannt und ihnen ein „implizites Wissen“ (Korff 2011b: 179) zugeschrieben. Die Entwicklung lässt sich zusammenfassend in Anlehnung an Hans-Peter Hahn als Wandel von „der Sprache der Dinge“ hin zum „Dialog mit Dingen“ sowie zum „Dialog der Dinge“ beschreiben (Hahn 2010: 16). Sie gipfelt in den Überlegungen der Kulturwissenschaftlerin Frederike Felcht, ob und gegebenenfalls, wie sich der „Anthropozentrismus von Mensch-Ding-

Beziehungen“ (Felcht 2010: 43) aufheben lasse, um die Existenz hybrider Formen und ihre Bedeutung in und für die Moderne nicht aus den Augen zu verlieren (ebd.). In Anlehnung an Latour stellt Felcht klar: „Wollen wir die Vorgänge unserer Welt verstehen, ist es sinnvoller, auf die Interferenzen menschlicher und nicht-menschlicher Anteile bei den Handlungen zu achten, als diese in Subjekt-Objekt-Beziehungen zu zerlegen“ (ebd.: 44).

Der Fachkongress „Materialisierung von Kultur. Diskurse, Dinge, Praktiken“ (Braun/Dieterisch/Treiber 2015) anlässlich des 50-jährigen Bestehens der *Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (DGV)* im Jahr 2013 markiert den heutigen Stand der Methoden, der Interessen und fachinternen Erkenntnisse. Zusammenfassend ist nicht mehr das Ding als ästhetisches und/oder technisches Relikt und Beleg für Innovation und Diffusion oder als Ausdruck einer romantischen Auffassung von Volksleben im Vordergrund. Gleiches gilt für den Abschied vom Sammeln, Ordnen und Klassifizieren um seiner selbst willen und im Sinne des Rettens und Bewahrens der Objekte. Mittelpunkt der Forschung ist der Mensch als Dinge konsumierendes, produzierendes und gleichzeitig durch die Dinge konditioniertes soziales Wesen sowie die Gestaltungskraft der Dinge in diesem Prozess, wenn man ihre Rolle als Akteur reflektiert. Diese Auffassung macht die Einbeziehung und Berücksichtigung der Verwendungszusammenhänge der Dinge in ihrer jeweiligen sozialhistorischen Dimension notwendig.

Vor dem Hintergrund dieser Ausführungen zur wissenschaftstheoretischen Entwicklung der Rolle von Objekten werde ich im Folgenden die Überlegungen zur Infragestellung des musealen Sammelns nochmal aufgreifen. Ich werde zunächst allgemein auf die soziokulturelle Bedeutsamkeit von Dingen eingehen und im Anschluss daran ihren Wert und ihre Rolle im Kontext der musealen Arbeit angesichts des Potentials von Objekten als Zeugnis und Quelle von Vergangenheit und Gegenwart erörtern.

### **3.2.1 Dingbedeutsamkeit und die Bedeutsamkeit von Dingen**

Die bedeutsame Rolle materieller Kultur für die Erforschung soziokultureller Lebenswelten liegt in ihrer Fähigkeit zur Mehrfachaussage (Tietmeyer/Hirschberger/Noack/Redlin 2010: 7) sowie in den „Be-Dingheit(en)“ (Hennig 2004: 33) begründet. Um sich der Komplexität materieller Kultur anzunähern, ist es von Bedeutung, einen Blick auf die Dinge selbst zu werfen. Was charakterisiert

die Dinge und macht sie als Gegenstand kulturwissenschaftlicher Forschung so wertvoll?

Zunächst einmal ist festzuhalten, dass sich Dinge, wie Hennig in Anlehnung an den Philosophen Jens Soentgen schreibt, wesentlich über ihre Stofflichkeit definieren (Hennig 2004: 34f.). Das wissenschaftliche Forschungsinteresse beschränkt sich aber nicht auf Aspekte der Stofflichkeit, sondern zielt über den ästhetisch, materiellen Charakter der Dinge hinaus auf ihre Eigenschaften als soziokulturelle Lebenswelten gestaltende Funktions- und Bedeutungsträger: „Die Einsicht, dass Dinge und Sachen weit über ihre unmittelbare Funktion hinausgehende Bedeutungen haben, dass über sie Bedeutungen hergestellt und vermittelt werden, ist mittlerweile *Common Sense* in der kulturwissenschaftlichen Ding- und Symbolforschung“ (Schmidt-Lauber 2003: 78).<sup>70</sup>

Über die Erscheinung und die Verfasstheit der Dinge hinausgehend, erforscht die Kulturwissenschaft meist die verborgene, auf den ersten Blick nicht wahrnehmbare Bedeutung der Dinge. Das Erkenntnisinteresse der Wissenschaft und die Bedeutung von Dingen für erkenntnistheoretische Prozesse lässt sich in Anlehnung an die folgende Aussage des Philosophen Martin Heidegger aus dem Jahr 1927 über das Wesen der Phänomenologie beschreiben: „(...) Was ist das, was die Phänomenologie ‚sehen lassen‘ soll? (...) Offenbar solches, was sich zunächst und zumeist gerade nicht zeigt, was gegenüber dem, was sich zunächst und zumeist zeigt, verborgen ist, aber zugleich etwas ist, was wesentlich zu dem, was sich zunächst und zumeist zeigt, gehört, so zwar, daß es seinen Sinn und Grund ausmacht“ (Heidegger 1967: 35).

Ein Wesensmerkmal der Dinge ist ihre in dem Zitat Heideggers beschriebene Fähigkeit, über die sinnlich wahrnehmbare Stofflichkeit hinaus Bedeutung zu haben und diese im Rahmen einer In-Bezug-Setzung zu generieren. Dinge sind „Semiophoren“ (Pomian 1988: 50) wie Pomian dargelegt hat. Sie sind Zeichenträger mit einer bedeutungsgenerierenden Macht. Ihre Bedeutungen werden in Abhängigkeit von ihrem Verwendungszusammenhang und dem Wahrnehmungshorizont der Akteure produziert und ihnen zugeschrieben. Dies geschieht auf individueller sowie auf kollektiver Ebene<sup>71</sup>. Dabei ist sowohl die Bedeutung als auch der Nutzen bzw. die Nutzung von

---

<sup>70</sup> Wenngleich die ästhetische Dimension auch eine Rolle spielen kann bei der Erforschung, Interpretation und Bedeutungszuschreibung von Dingen, etwa wenn ihre Anschaulichkeit und physische Verfasstheit bestimmten Verhaltensdispositionen des Menschen prägt.

<sup>71</sup> Die Kulturwissenschaftlerin Brigitta Schmidt-Lauber spricht auch von „Kollektivsymbolen“ (Schmidt-Lauber 2003: 76). Kollektivsymbole sind „allgemein verfügbaren Symbole“ (ebd.), die „allgemein verständlich und oftmals verbindlich sind“ (ebd.: 77). Sie benennt im Kontext ihrer Forschung zur Gemütlichkeit als Kollektivsymbole etwa die Begriffe „Kamin“, „Kerze“, „Tee“ oder „Sofa“ (ebd.). Solche Kollektivsymbole vermögen bei unterschiedlichen Personen die gleichen Assoziationen und Bedeutungszuschreibungen zu evozieren (ebd.).

Gegenständen geprägt von Wissen und Erfahrung, von Wert- und Normsystemen. Dinge sind grundsätzlich bedeutungsoffen. Sie lassen multiple Aussage- und Interpretationsmöglichkeiten zu. Diese für sie charakteristische Eigenschaft zeichnet sie für den Naturwissenschaftler Hans-Jörg Rheinberger als „epistemische Dinge“ aus. Sie provozieren Fragen, generieren Wissen und sind Innovationsträger (Hauser 2005: 145). Die Bedeutungsebenen von Dingen sind entsprechend vielfältig und gehen über ihre originäre, intentionale oder funktionale Zweckbestimmung hinaus. Sie können Ausdruck soziokulturellen Lebens sein, Zeugnis vergangener Lebenswelten, sie können als Mittel zum Zweck der Distinktion dienen, als „geliebte Objekte“ (Habermas 1996) identitätsbildend wirken, Symbol- und Erinnerungsträger sein oder als Statussymbole fungieren. Dinge haben keinen objektiven Bedeutungsgehalt, sondern sind stets wie die mit ihnen umgehenden Menschen soziokulturell und historisch verfasst (Schmidt-Lauber 2003: 78f.).

Vor diesem Hintergrund ist ihre Bedeutung für die Kultur-, Sozial- und Geschichtswissenschaften zu verstehen. Im Fach Volkskunde/Europäische Ethnologie ist etwa Karl-Sigismund Kramer für die wissenschaftsgeschichtliche Entwicklung der Erforschung der materiellen Kultur zentral. Mit seinem Konzept der „Dingbeseelung“ stellte er 1940 fest, dass die Bedeutung der Dinge über ihre Zweckrationalität hinausgeht und über die Beziehung der Objekte zu den Menschen und ihrer Umwelt zu begreifen ist (Kramer 1940). Um sich der Wirkung und dem Aussagepotential der Dinge „hinter dem rein materiellen Wert“ (ebd.: 5) weiter anzunähern, entwickelte er sein Konzept der Dingbeseelung einige Jahre später fort. Um es aus der mit dem Begriff Seele verursachten mythisch-religiösen Anmutung zu lösen, beschrieb er es fortan als „Dingbedeutsamkeit“, die sich aus dem Zusammenspiel von Materialität – also Stofflichkeit und Form –, Funktion sowie emotionalen Dimension erschließt (Ders. 1962; 1995; Korff 2000b). Auch Leopold Schmidt machte mit seinem Begriff der „Gestaltheiligkeit“ früh in der Fachgeschichte auf die „geistig-seelische Wesenheit“ (Schmidt 1952: 2) von Dingen aufmerksam. Auch er betont, dass sich Aussagen über das Objekt nicht gänzlich aus deren Form und Beschaffenheit erschließen lassen, sondern darüber hinaus deren Platz im Leben der Menschen berücksichtigt werden muss.

Bei Schmidt wie bei Kramer ist eine Überwindung der Trennung in materielle und geistige Bedeutungsebenen von Kultur schon früh verankert – wobei die mythisch-religiöse Dimension bei Schmidt erhalten bleibt, wie sie im Begriff der Gestaltheiligkeit

zum Ausdruck kommt, welche Kramer mit seiner Konzeptüberarbeitung zu überwinden versucht: „Dingbedeutsamkeit“ (Kramer 1995) ist das Ergebnis eines Zusammenspiels von funktionaler Bestimmung und emotionaler Bedeutung und kann von Mensch zu Mensch variieren. Die fachhistorische Bedeutung beider Konzepte liegt jedenfalls in ihrer Vorreiterrolle als integrative Ansätze der Mensch-Ding-Betrachtung. Die „Vergesellschaftung“ der Dinge, wie sie der Volkskundler Utz Jeggle bezeichnet (Jeggle 1983: 12), ist es, die sie letztlich über die Aussagekraft bzgl. Form, Funktion und struktureller Beschaffenheit hinaus zu Trägern individueller sowie kollektiver Bedeutungsdimensionen werden lassen, wobei die Bedeutungen so vielseitig sein können wie der Blick und das Erkenntnisinteresse ihrer BetrachterInnen.

Anknüpfend an diese hinter den Dingen verborgen liegenden Bedeutungsebenen beschreibt der schwedische Kulturwissenschaftler Nils-Arvid Bringéus die verschiedenen möglichen Perspektiven der Betrachtung von Dingen. So etwa die kontextuelle, die instrumentelle, die wertende und die symbolkommunikative (Bringéus 1986: 161-172), wobei der Kontext zu berücksichtigen ist, in welchem der Symbolgehalt gilt und Bedeutungen sich entfalten. Damit ist auf die (inter-)subjektive Rückbindung des Bedeutungsgehalts an den Bedeutung produzierenden Kontext verwiesen und die Rolle der Akteure, die entsprechend Einfluss nehmen auf den objektiven Aussagewert der Dinge im Sinne ihrer formal determinierten, verwendungsorientierten Funktion. Eine wichtige Größe in diesem Zusammenhang ist der Faktor der „Temporalität“ (Korff 1999: 278 f.) der Dinge, mit der Korff auf den Umstand verweist, dass die Dinge selbst, ihre Bedeutungen, ihre Wahrnehmung und der Umgang mit ihnen, nicht nur zu historisieren sind, sondern sich im Wandel der Zeit auch verändern.

Neben der bedeutungsgenerierenden Komponente steht in der jüngeren Fachgeschichte verstärkt die Handlungsmacht der Dinge im Fokus des Forschungsinteresses. Dinge verlangen und etablieren durch ihren Gebrauch spezifische Verhaltensweisen, die ihrerseits wiederum bestehende Dinge weiter entwickeln oder neue sachkulturelle Güter hervorbringen können. Dinge sind das Produkt von Handlungen und sie produzieren und organisieren Handlungen zugleich. Vor diesem Hintergrund sind sie nach der Actor-Network Theory selbst Akteure: „Kultur konstituiert sich in einem dynamischen Netzwerk aus Dingen und Menschen. In ihm sind sie als Akteure versammelt, die die Welt schaffen und das Soziale gestalten“ (Rees 2013: 48).

In diesem Zusammenhang sprechen der britische Historiker Patrick Joyce und Tony

Bennett von den „material powers“ (Joyce/Bennett 2010). „Power“ verstehen sie dabei in Foucaultscher Tradition „like a condition of action that is made manifest in the practices through which it is performed and exercised“ (ebd.: 2). Diesen Begriff von Macht stellen sie in Relation zu dem der Materialität und sehen dieses In-Bezug-Setzen als eine gewinnbringende Erweiterung beider Konzepte (ebd.: 3). Dabei bleibt in Abgrenzung zu den Arbeiten Bruno Latours wichtig, deutlich zu machen, dass Materialität zu begreifen ist „as something which exercises but does not *have* powers“ (ebd.: 4): „If we are to speak of material powers, this entails recognising distinctive forms of agency and effectivity on the part of material forces“ (ebd.). Die Bedeutung und die Macht von Dingen besteht folglich nicht objektiv; nicht *per se*: „Material things become effective in shaping social relations and conduct only through the mediating agency of human consciousness“ (ebd.: 5). Damit schließen sie an den englischen Anthropologen Daniel Miller an, der konstatierte, „there can be no fundamental separation between humanity and materiality“ (Miller 2005: 8).

Vor dem Hintergrund dieser allgemeinen Entwicklung der Bedeutungsebenen von Dingen in der Kulturwissenschaft, werde ich im Folgenden die Besonderheiten musealer Dinge behandeln. Bei der Erörterung ihrer Charakteristika werde ich vor allem auf die darin begründet liegenden Problematiken eingehen und in diesem Zusammenhang die Frage erörtern, ob Objekte in Museen, Museumsdinge also, ausgedient haben.

### **3.2.2 Das Für und Wider von Museumsdingen: Zwischen Zeugniswert und Auratisierung**

Dinge dienen als Quelle für die Erforschung vergangener sowie gegenwärtiger gesellschaftlicher Verhältnisse und individueller wie kollektiver Erfahrungs- und Lebenswelten. Über die Beschäftigung mit materieller Kultur ist es möglich, Rückschlüsse auf soziokulturelle Phänomene zu ziehen. Auch die Kulturwissenschaftlerin Andrea Hauser hat auf diese Eigenschaft von Dingen als Zeugen sozio-kultureller, psychischer und ökonomischer Prozesse hingewiesen (Hauser 1994: 19) und betont die Notwendigkeit, die Handlungsfelder konstituierenden Parameter und den historischen Wandel von Sachkulturgütern bei ihrer Befragung zu berücksichtigen: „Materielle Kultur kann nur als Teil der gesamten Kultur begriffen werden, eingebettet in spezifische Handlungs- und Bedeutungsfelder, Verhaltensmuster



und Mentalitäten. Sie unterliegt einem historischen Wandel“ (ebd.: 21). Dinge müssen innerhalb ihres spezifischen Verwendungskontextes gedeutet, vor dem Hintergrund des jeweils relevanten Symbolsystems entschlüsselt und im Rahmen ihres Beziehungsgeflechts gelesen werden.

Museen sind Orte materieller Kultur. Die in ihrem Bestand zusammengetragenen Dinge können als ein Ausgangspunkt zur Erforschung historischer Lebenswelten dienen, indem sie als Zeugen befragt und in ihrer ein Phänomen, einen Sachverhalt oder ein Ereignis dokumentierenden Funktion herangezogen werden. Der US-amerikanische Anthropologe George W. Stocking betont die charakteristische Rolle von Objekten im Museum: „Museums are institutions devoted to the collection, perservation, exhibition, study, and interpetation of material objects“ (Stocking 1985: 4). Umso wichtiger ist es für die Museumswelt daher anzuerkennen, dass die Notwendigkeit der Kontextualisierung materieller Kultur selbstredend auch und gerade für Museumsdinge gilt. Im Kontext der von Stocking angesprochenen (er-)forschenden Interpretation, gilt es, wie die Erkenntnisse in der Erforschung der materiellen Kultur etwa in den Kulturwissenschaften zeigen, die Bedeutung der Dinge stets vor dem Hintergrund ihres originären Verwendungszusammenhangs, ihrer räumlichen, zeitlichen, sozialen, politischen und ökonomischen Dimensionen zu entschlüsseln.

Bei der Interpretation von Museumsdingen kommt ein weiterer Aspekt hinzu, der berücksichtigt werden muss. Es handelt sich um die grundsätzliche Fragmentarik (Korff/Roth 1990b: 18) von Objekten, die in museale Ordnungssysteme überführt wurden. Mit der Aufnahme von Dingen in den Bestand eines Museums geht die Herauslösung aus ihrem ursprünglichen Bedeutungs- und Verwendungszusammenhang einher. Gleichzeitig werden die Dinge einem neuen, dem musealen Kontext zugeordnet. Dieser Vorgang der Bestandszueignung impliziert angesichts der damit einhergehenden Ent- als auch Umfunktionalisierung des Gegenstands einen grundsätzlichen Bedeutungswandel, der bei ihrer wissenschaftlichen Interpretation reflektiert werden muss: Museumsdinge sind Zeugnisse (meist) historischer Sachverhalte, Erfahrungs- und Lebenswelten und als solche „Überreste“<sup>72</sup> (Hüber 1977: 70f.) der Historie. Aufgrund

---

<sup>72</sup> Die aus der Geschichtswissenschaft kommende, von dem deutschen Historiker Johann Gustav Droysen formulierte Unterscheidung zwischen Quellen und Überresten kann auf Museumsdinge übertragen werden: Mitte des 19. Jahrhunderts hat er zwei verschiedene Formen erkannt, „in denen uns Materialien zu historischer Forschung vorliegen. Die einen sind Quellen und wollen es sein, sind zunächst dazu gemacht, die anderen werden nur durch die Art unserer Benutzung dazu; sie sind an sich und nach ihrer Bestimmung nicht Quellen. Die Materialien sind entweder noch gegenwärtig unmittelbar vorliegende Reste ehemaliger Gegenwarten oder deren schon früher, vielleicht gleichzeitig gemachte Auffassungen und Verinnerlichungen (...). Wir wollen uns gewöhnen, Überreste für die erste Art der Materialien zu sagen“ (Hüber 1977: 70f.).

dieser Eigenschaft, Überrest eines einst lebendigen Sachverhalts, einst Akteur bzw. Aktant im Latourschen Sinne gewesen zu sein, unterliegt die Interpretation von Museumsdingen den allgemeinen Regeln der historischen Quellenkritik.

Die ursprüngliche Funktion eines Objekts oder sein ideeller Wert können nach seiner Aufnahme in eine museale Sammlung nicht mehr originalgetreu vermittelt werden. Erlebte Vergangenheit ist nicht eins zu eins wiederholbar, eine Ausstellung oder ein Museum können nicht ein originales Spiegelbild der Wirklichkeit produzieren. Die Inszenierung von Objekten etwa im Rahmen von Ausstellungen kann aber ursprüngliche Bedeutungsebenen und Sinnzusammenhänge rekonstruieren (Korff 2005a) oder auch neue solche schaffen. Dieser Prozess kann aber niemals vollständig oder ideologiefrei (ebd.: 100) verlaufen, woraus sich die Bedeutung der Interpretation und Selektion von Objekten seitens der KuratorenInnen, AusstellungsgestalterInnen und BesucherInnen ergibt.

Diese Rolle des interpretierenden Gegenübers hat der Volkskundler Otto Lauffer bereits 1943 mit seiner viel zitierten Aussage thematisiert: Historische Objekte zeigen zwar „das Material, die Technik, die Konstruktion und die Form des Gegenstands. Aber darüber geht ihre Zeugnisfähigkeit nicht mehr. Sie zeigen nur. Im übrigen sind sie stumm“ (Lauffer 1943: 125).<sup>73</sup> Dinge sind in ihrer Aussagekraft immer auch im Standpunkt und historischen Standort des Fragenden verhaftet, sie bedürfen einer „Re-Dimensionierung“ (Korff 1992: 143).

Museumsdinge sind nicht in der Lage „objektiv“ Aussagen über vergangene oder gegenwärtige Wirklichkeiten zu machen. Gleichzeitig erschöpft sich auch ihre Bedeutung nicht allein in formalen, funktionalen und materiellen Dimensionen. Museumsdinge sind komplexen Prozessen der Aneignung und Interpretation durch unterschiedliche Akteure innerhalb und außerhalb des musealen Kontextes unterworfen. „Objekte“, schreibt der US-amerikanische Museumswissenschaftler Jeffrey David Feldman in seiner Auseinandersetzung über „die soziale Konstruktion jüdischer Museumsexponate“ (Feldman 1994), seien „stets schon in einen sozialen Kontext eingelagert, bevor noch der erste Besucher den Raum betritt“ (ebd.: 40). Da aber nicht nur die KuratorInnen, die die Präsentation von Objekten konzipieren, eine Rolle bei deren Interpretation spielen, sondern etwa auch die BesucherInnen einer Ausstellung, schlussfolgert Feldman, eine Museumsausstellung sei „nicht ein statisches Ereignis,

---

<sup>73</sup> Ebenso Droysen, der in seiner Historik schon fast 100 Jahre vorher festhielt: „Nur scheinbar sprechen hier ‚Tatsachen‘ selbst (...). Sie wären stumm ohne den Erzähler, der sie sprechen läßt“ (Hüber 1977: 70f.).

sondern im Gegenteil ein konstitutives soziales Drama, in dem sich Bedeutung und Identität von Objekt und Besucher vermischen“<sup>74</sup> (Feldman 1994: 40).<sup>75</sup>

Da Museumsdinge als Fragment von Wirklichkeitserleben nicht eindeutig und abschließend interpretierbar sind, sind sie stets für neue Fragestellungen offen – sofern sie nicht von ihrem „Vetorecht“ Gebrauch machen (König 2012). Dieser Aspekt deutet das Potential an (historischer) Erkenntnis an, das im musealen Depot gespeichert ist (Korff 2000a).<sup>76</sup> Durch die erneute Befragung kann der historische Erkenntniswert der Dinge gesteigert und erweitert werden und zugleich eine Aktualisierung der Legitimation der im Depot gelagerten Museumsdinge stattfinden. Vor diesem Hintergrund ist für Korff und Roth das Museumsdepot – in Anlehnung an die Ausführungen des Philosophen Jan Assmann über das kulturelle Gedächtnis – „der von einer jeweiligen Gegenwart aus aktualisierte und perspektivierte Bestand an verfügbar gemachtem Sinn“ (Assmann 1988: 13) (Korff/Roth 1990b: 18).

Neben dem Aspekt der Fragmentarik, ist für Museumsdinge als authentisches Relikt der Vergangenheit auch ihre sinnliche „Anmutungsqualität“ (Korff/Roth 1990b: 17) charakteristisch. Sie bestimmt mitunter ihren erkenntnistheoretischen Wert: „Das museale Objekt ist ein authentisches Objekt. Damit ist es Dokument und Zeuge. Doch weil Authentizität mehr meint als Echtheit und Originalität, kommt beim musealen Objekt neben dem Zeugnischarakter noch eine andere Dimension ins Spiel“ (ebd.). Diese sinnliche Anmutungsqualität schreiben Korff und Roth den Objekten aufgrund ihrer Eigenschaft zu, zwischen vergangenen und heutigen Erfahrungswelten vermitteln und gleichzeitig eine sinnlich erfahrbare, unmittelbare Nähe der Vergangenheit schaffen zu können. Das dadurch entstehende Spannungsverhältnis von Nähe und Distanz erachten sie als ursächlich für die „Faszination des Authentischen“ (ebd.). Diese Faszination wurde bei dem Philosophen Walter Benjamin mit dem Begriff der Aura beschrieben: „Die Aura ist Erscheinung einer Ferne, so nah das sein mag, was sie

---

<sup>74</sup> Ähnlich argumentiert auch die britische Museumswissenschaftlerin Eileen Hooper Greenhill, wenn sie schreibt: „The museum experience is made up of many different aspects that operate in relation to each other. These aspects will include the role, status, and perceptions of all the people involved in the museum (...); the institutional and architectural site; and the material collected, stored, and displayed“ (Hooper-Greenhill 1988: 223).

<sup>75</sup> Stocking hat bezüglich ethnografischer Sammlungen unterschiedliche Dimensionen definiert, die bei der Wahrnehmung und Interpretation zu berücksichtigen seien. Neben den materiellen, historischen und kulturellen, ästhetischen und ökonomischen Dimensionen verweist er insbesondere auch auf den Aspekt der Macht, die sowohl die Kuratoren als auch in Erweiterung das kulturpolitische Umfeld ausüben könnten (Stocking 1985: 6).

<sup>76</sup> „Objekte“, konstatiert der britische Sozialpsychologe Alan Radley, „sind einfach aufgrund ihrer Vielfalt, der Alltäglichkeit ihres Gebrauchs und des sinnlichen Reichtums der Beziehungen, die Menschen durch sie erleben, wie geschaffen dafür, später zu Aufhängern der Reflexion und Erinnerung umfunktioniert zu werden“ (Radley 1990: 57f.).

hervorruft. In der Spur werden wir der Sache habhaft, in der Aura bemächtigt sie sich unser“ (Benjamin 1983: 560).

Museumsdingen wohnt folglich über ihren Dokumentationswert hinaus auch die Eigenschaft einer zusätzlichen Erfahrungsdimension inne, die über ihre Aura transportiert wird. Diese Eigenschaft macht sie für die historische Fremderfahrung besonders geeignet, ist aber auch problematisch. Im Rahmen einer „Interpretation qua Inszenierung“ (Korff 1992: 144) sind Originale gerade wegen der beschriebenen Authentizität, die ihnen als Wirklichkeitsfragment eigen ist und zugeschrieben wird, besonders geeignet, Wissensinhalte anschaulich zu vermitteln und erfahrbar zu machen. Dabei besteht jedoch die Möglichkeit und Gefahr, dass die in den Interpretations- und Aneignungsprozess eingebundenen Akteure die präsentierten Objekte überhöhen, sie sozusagen „auratisieren“.<sup>77</sup> Da das Aufzeigen von Konstruktionsprozessen, die einen Bruch der emotionalen Komponente, mit der das Exponat potentiell aufgeladen ist, ermöglichen würden, nicht unmittelbar über die Objektpräsentation möglich ist, gewinnt die Ausstellungsnarration noch mehr Bedeutung: „Die auratische Praxis muss auf die Interpretation übergehen und sich von der Aura des Objekts lösen – was schließlich bedeuten könnte, dass strittige Narrative und kontroverse Auffassungen Gegenstand der Ausstellung werden“ (Poehls 2009a).

Hinzu kommt, dass nicht nur den Objekten, sondern auch dem museal konstruierten Geschichtsbild aufgrund des institutionellen Ranges von Museen eine besondere Aussagekraft zugeschrieben wird. Da Museen herkömmlicherweise gewissermaßen die Aufgabe des Verwalters, Bewahrs und Vermittelns des kollektiven Gedächtnisses zugewiesen wird, werden Dinge, wenn sie einer musealen Sammlung überführt wurden, Teil einer „offiziellen Erinnerung“ (Hennig 2004: 80). Dieser Hintergrund führt gerade bei der musealen Erzählung von Migrationsthemen zu zwei entgegengesetzten Herangehensweisen: „Ausstellungen, die der sinnlichen Anmutungsqualität authentischer Artefakte vertrauen, stehen Darstellungen gegenüber, die von einer Haltung des Misstrauens gegenüber den alltäglichen oder kulturhistorischen Dingen zeugen, welche ein schiefes Bild der Migration zu vermitteln drohen“ (Poehls 2010: 242).

Als Dokument historischer Ereignisse und soziokultureller Phänomene von Fachleuten

---

<sup>77</sup> Besonders problematisch kann diese Eigenschaft etwa im Kontext einer objektbasierten Darstellung der Geschichte des Nationalsozialismus werden. Aus Angst, dass „Empathie“ für die „Täter“ erzeugt werden könnte, hat sich beispielsweise das *NS-Dokumentationszentrum München* dazu entschieden, bei der Präsentation keine originalen Objekte zu zeigen (<https://www.goethe.de/de/kul/arc/20359094.html>). Gearbeitet wird im Wesentlichen mit Reproduktionen von Fotografien, Dokumenten, Texten sowie Filmprojektionen und Medienstationen.

ausgewählt, als bewahrenswert und besonders aussagekräftig eingestuft haben Museumsdinge einen besonderen Zeugnischarakter attestiert bekommen. Sie erlauben fortan in Dialog mit der Vergangenheit oder der Gegenwart zu treten, sich mit Wissens- und Erfahrungsinhalten auseinanderzusetzen oder zum Nachdenken anzuregen. Um einen verantwortungsvollen Umgang mit kollektiven Erinnerungswelten der Gesellschaft zu gewährleisten, sollten daher die Hintergründe und Motive während sämtlicher Entscheidungsprozesse im Kontext der Aufnahme von Objekten in wissenschaftliche Sammlungen reflektiert und Möglichkeiten und Grenzen der Repräsentation ausgelotet werden.

Wie dies hinsichtlich des Aufbaus und der Pflege von Museumssammlungen möglich sein kann, möchte ich im Folgenden am Beispiel des *Münchner Stadtmuseums* für die Thematik Migration erörtern. Ich werde dabei zunächst auf konzeptionelle Aspekte eingehen, die der Bestimmung repräsentativer Themen und Objekt dienen sollen. Im Anschluss werde ich auf die Praxis des Sammlungserwerbs und dabei zu berücksichtigende Maßnahmen eingehen. Insgesamt werden in den folgenden beiden Kapiteln damit die Eckpunkte eines Sammlungskonzepts zur musealen Dokumentation der Münchner Migrationsgeschichte erarbeitet.

#### **4. SAMMELN – ABER WAS? PARADIGMA DER SIGNIFIKANZ UND REPRÄSENTATIVITÄT**

Wenn ich in meinem beruflichen und privatem Umfeld über mein Vorhaben sprach, das museale Sammeln von Migration im Rahmen eines Dissertationsprojektes zu thematisieren, waren die Meinungen und Kommentare hierzu zwiegespalten. Einerseits wurde die gesellschaftliche Bedeutung der Thematik betont und in Konsequenz die museale Auseinandersetzung mit ihr als notwendig erachtet. Andererseits wurden mir gerade aus dem museumsinternen Umfeld Bedenken entgegengebracht. Die Gefahr sei, angesichts der zu diesem Zeitpunkt sich womöglich auf dem Höhepunkt befindenden Migrationsdebatte im Museumsfeld, einem „Modethema“, einem Hype aufzusitzen. Wiederholt hörte ich als vermeintliches Gegenargument, im Museumsbestand würden sich zu diesem Thema keine Objekte befinden und ein wesentlicher Teil des Forschungsvorhabens sich damit erübrigen. Ich hatte immer den Eindruck, dass wegen der politischen Brisanz der Thematik ein generelles Unbehagen bestand, sich dem

Themenfeld zu nähern.

Dabei hatte ich nicht das Gefühl, meine KollegInnen würden gegebenenfalls unangenehme Erkenntnisse und kritische Auseinandersetzungen scheuen. Dafür gab es keinen Anlass. Sie hatten in der Vergangenheit ihre Souveränität und Konsequenz bei der Auswahl und Realisation von „unbequemen“ Themen schon bewiesen. Vielmehr vermutete ich darin eine Rechtfertigung dafür, dass die Thematik bislang eben keine besondere Beachtung erfahren hatte, und die Sorge, im Rahmen einer solcher Auseinandersetzung als Handlanger seitens der Politik instrumentalisiert zu werden. Immer wieder wurde mir mal interessiert und neugierig, mal skeptisch und provokant die Frage gestellt, was ich denn da überhaupt für Objekte sammeln und untersuchen wollte, ich solle doch mal Beispiele nennen. Angesichts des kritischen wissenschaftlichen Diskurses über die Problematik der musealen Repräsentation von Migration war ich verunsichert und konnte schwerlich zufrieden stellende Antworten geben. Deshalb beschloss ich, eben diese Frage als Gegenstand meiner Forschungsarbeit mitzubehandeln.

Der folgende Teil setzt sich vor diesem Hintergrund mit der Erarbeitung von Signifikanzkriterien für Museumsobjekte zum Thema Migration auseinander: Was sollte gesammelt werden und warum, oder auch, was nicht und warum nicht? Was könnte, sollte oder müsste es geben und was gibt es in den Sammlungen des *Münchener Stadtmuseums*, um die Migrationsgeschichte(n) der Stadt zu erzählen? Herangegangen bin ich an die Frage, was ein „gutes“ Migrationsobjekt ist, von verschiedenen Seiten.

Erstens einmal habe ich gefragt, was aus der Logik der Akteure heraus sowie auf Basis wissenschaftstheoretischer Erkenntnisse der Migrationsforschung als sammelenswert bezeichnet werden kann. Zweitens habe ich überlegt, welche Themen, Aspekte und Objekte stadthistorisch bedeutsam sind und gesammelt werden sollten. Drittens schließlich habe ich die Sammlung des *Münchener Stadtmuseums*, insbesondere die Sammlung Stadtkultur/Volkskunde, im Kontext der Hausgeschichte und unter Berücksichtigung der Perspektive der Museumsleute untersucht. Die Fragen zu Erstens und Zweitens lauteten also, was könnte und sollte es geben; zu Drittens hingegen, was es tatsächlich gibt und welche Themen anhand des vorhandenen Objektbestands erzählt werden könnten.

## 4.1 Aus der Perspektive der Migration

### 4.1.1 München migrantisch – migrantisches München

Nach dem ersten offenen Workshop, den wir – meine Projektkollegin Natalie Bayer und ich – unter dem Titel „Migrationsgeschichte/n im Archiv und Museum!?“ am 7. Juli 2012 im Studio des *Münchner Stadtmuseum* veranstalteten und zu dem sowohl Privatpersonen als auch Personen aus thematisch verwandten Initiativen, Vereinen und Verbänden kamen, betrachtete ich die von den TeilnehmerInnen angefertigten Stichwortkarten. Sie bezogen sich auf die von uns gestellten Fragen, die wir für diesen Workshop vorbereitete hatten: „Was, wie und womit ausstellen bzw. vermitteln?“, „Wie und mit wem zusammenarbeiten?“ und „Welche Orte, welche Migrationen, welche Geschichten?“. Die Fragen zielten darauf ab, mithilfe der Workshop-TeilnehmerInnen, das große Feld der Münchner Migration auf zeitliche und thematische Schwerpunkte hin zu untersuchen und Wünsche, Anregungen und Forderungen für eine museale Sammlung und Präsentation von Migration aufzugreifen.

Quantitativ waren starke Unterschiede innerhalb der Antworten auf unsere Fragekomplexe festzustellen. Die Beiträge und Ideen zu „Was, wie und womit ausstellen bzw. vermitteln?“ etwa fielen von der Anzahl verhältnismäßig gering aus. Die Beiträge und Ideen, die zu „Welche Orte, welche Migrationen, welche Geschichten?“ und „Wie und mit wem zusammenarbeiten?“ – abgesehen von den wiederum mit eher geringer Resonanz bedachten „Orten“ – waren dagegen ziemlich umfassend. Insgesamt zeugten die Antworten von einem hohen Reflexions- und Abstraktionsgrad und waren nah an Kategorien, wie sie auch in klassischen und neueren Ansätzen der Migrationsforschung verwendet werden.

Bei der Frage nach Migrationsformen etwa wurden Typisierungen vorgenommen wie Binnenmigration, Arbeitsmigration, Pendelmigration, Flucht und Vertreibung, Heiratsmigration, Familiennachzug oder Remigration. Es wurde gefordert, die Heterogenität der Akteure zu berücksichtigen, also etwa zwischen ausländischen Studierenden, so genannten Hochqualifizierten, Flüchtlingen und Vertriebenen und Menschen ohne gesicherten Aufenthalt zu unterscheiden. Es wurden soziale Kategorisierungen wie Alter und Geschlecht eingefordert, wie insbesondere SeniorInnen, Kinder und Jugendliche und Frauen – hier speziell weibliche Migrationen in den Bereichen häuslicher Dienstleistungen und Pflege sowie das Thema Frauenhandel – und historisch-politische Einordnungen und Kontexte mit ihren

einhergehenden Migrationen thematisiert wie AsylbewerberInnen, SpätaussiedlerInnen, Kontingentflüchtlinge, „GastarbeiterInnen“, Boatpeople, Sinti und Roma sowie Migrationen im historisch-politischen Kontext der Europäischen Union, im Zuge des Zerfalls der Ostblockstaaten oder auch während des nationalsozialistischen Regimes in Deutschland. Einen wesentlichen Diskussionspunkt stellte das Thema soziokulturelle Differenz(-ierung), Diskriminierung und Rassismus dar. Es war den Teilnehmenden ein zentrales Anliegen diesen Themenkomplex sowohl bei der Bearbeitung als auch auf der Vermittlungsebene hervorzuheben, da er eine wesentliche Rolle sowohl für Migrationsentscheidungen als auch -erfahrungen spiele und in allen Lebensbereichen zum Tragen käme. Angesichts der Fülle an Stichworten und dem hohen Abstraktionsgrad, fiel mir auf, dass Kategorien wie etwa Nation oder Ethnie nicht explizit als wünschenswertes Thema eingebracht wurden. Dagegen wurde grundsätzlich gefordert, die Motive und Hintergründe der spezifischen Migrationen und damit verbundene Themen und Erfahrungen wie etwa die generellen Auswirkungen auf die Familie und Familienstrukturen, Ernährungsgewohnheiten, die Infrastruktur, Jugendkultur und Sprachentwicklung, Wirtschaftsleben, Kunst und Kultur und das Bildungssystem aufzuzeigen.

Nach der Meinung der Personen, die an diesem Tag versammelt waren, sollte die museale Aufbereitung der Thematik Migration möglichst umfassend sein und in sämtlichen seiner unterschiedlichen Dimensionen wahrgenommen und bearbeitet werden. Anliegen war es, die Auswirkungen von Migration auf die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit, aber auch auf den Einzelnen zu thematisieren. Die Forderungen waren entsprechend quantitativ wie qualitativ weitreichend und anspruchsvoll. Viele der genannten Felder stellen keine rein migrationsspezifischen Themen dar, stehen aber in direktem Kontext mit Migration, sind mit ihr assoziiert und aus ihrer Perspektive betrachtbar. Migration kann verstärkende Effekte auf diese Felder ausüben und eine zusätzliche Bedeutungsdimension bewirken. Zugleich birgt jedes der genannten Themen selbst ein Universum an Aspekten, möglichen Unter-Themenkomplexen und individuellen, subjektiven oder auch intersubjektiven Schwerpunktsetzungen.

Die Komplexität des Unterfangens wird anhand der Fülle und Inhalte der Beiträge ebenso deutlich wie die große, mit der Bearbeitung einhergehende Verantwortung angesichts des bemerkenswerten Engagements der TeilnehmerInnen. Die Erwartung, anhand der Ergebnisse eine erste Eingrenzung und Schwerpunktsetzung vornehmen zu können, wurde nicht erfüllt. Prioritäten, nach denen wir vorgehen könnten, oder



konkrete, differenzierte Daten und Erfahrungen ließen sich aus dem bei diesem Zusammentreffen erhobenen Datenmaterial nicht bestimmen. Unserer Absicht, ein offenes Themen- und Ideen-Mapping zuzulassen und nicht unsererseits im Vorfeld Einschränkungen vorzugeben, traf auf die im Thema begründet liegende historische, soziokulturelle und politische Komplexität der Möglichkeiten. Die auf diesen Tag folgenden Themen- und Geschichtenworkshops haben das noch unterstrichen:

Als ich nach dem ersten, rund drei Stunden dauernden Workshop mit Jugendlichen der *Initiativgruppe München*<sup>78</sup> an meinem Schreibtisch saß, war ich ganz euphorisch angesichts der Ideenvielfalt der TeilnehmerInnen. Das Treffen war trotz unserer intensiven Vorbereitung nicht gut besucht, dafür aber umso produktiver. Die jungen Leute, die gekommen waren – drei Mädchen, ein Junge sowie die Gruppenleiterin – sprudelten geradezu vor Ideen und Kreativität. Im Gegensatz zu unserem ersten, offenen Workshop, war die Atmosphäre vertraulicher und im Rahmen der gemeinsamen Gesprächsrunde wurden viele Erfahrungen aus dem Lebensalltag der Teilnehmenden berichtet und reflektiert, die Anregungen zu neuen Erzählungen und Ideen boten.

Viele der genannten Themen stammten entsprechend dem Alter und den Interessen der jungen Erwachsenen aus den Bereichen Schule, Studium und Berufsleben, aber auch die Themen Heirat, Religion, Familienleben, Freunde, Freizeit und Musik spielten eine große Rolle. Außerdem ging es – wie schon in unserem ersten Workshop – viel um alltägliche Diskriminierungs- und Rassismuserfahrungen der TeilnehmerInnen. Es ging um die Vereinbarkeit unterschiedlicher Lebensstile bei Geschmacksfragen, wie etwa die Einrichtung der Wohnung, Genussmittel oder Kleidungsstil. Es ging um Hürden, die sie in ihrem Alltag empfanden, und Hintergründe, die zur Migrationsentscheidung ihrer Eltern geführt hatten. Das Thema Remigration und die Überlegungen und Diskussionen innerhalb ihrer Familien diesbezüglich wurden berührt und die Kontakte und das Kontakthalten mit Familie und Freunden, die im Herkunftsland bzw. dem ihrer Eltern lebten, thematisiert. Dabei ging es immer wieder auch um Zuschreibungen seitens der Gesellschaft, die zum Nachdenken über und zur Auseinandersetzung mit der eigenen Identität herausforderten und etwa durch die aufgrund des Namens oder Aussehens regelmäßig wiederkehrende Frage, „Woher kommst Du?“, angeregt wurden.

<sup>78</sup> Der Workshop mit den Jugendlichen fand, aufgrund der langen Dauer des ersten Termins, an insgesamt zwei Nachmittagen statt: Am 28. Juni 2013 trafen wir uns in den Räumen des Vereins in der Karlstraße in München; eine Woche später, am 9. Juli, fanden wir uns zum zweiten Termin im *Studio* des *Münchener Stadtmuseums* zusammen. an zwei Workshops mit Jugendlichen. Der Verein *InitiativGruppe – Interkulturelle Begegnung und Bildung e.V. (IG)* wurde 1971 von Münchner BürgerInnen gegründet und engagiert sich seither im Sinne der Chancengleichheit im Bereich Bildung für MigrantInnen. Die Kinder- und Jugendarbeit war von Beginn an fester Bestandteil der Förderarbeit. Sie wurde seither konsequent intensiviert.

Insgesamt wurde an diesem Tag weniger wie im ersten Workshop die historische Dimension und Selbstverständlichkeit von Migration betont. Vielmehr wurde die Selbstverständlichkeit deutlich, mit der der Lebensalltag der jungen Leute vom Thema Migration durchdrungen ist. Dies ist nicht allein dem Aspekt zuzuschreiben, dass wir es ausschließlich mit Personen zu tun hatten, die selbst Migrationserfahrungen in ihrem Leben gemacht haben – oder zumindest ihre Eltern. Dies rührt auch von der alltäglichen Berührung des Alltags der WorkshopteilnehmerInnen sowie ihrer Lebenswelten mit Migration her, die über ihre biografischen, familiären Kontexte hinausgeht und sich nicht von den gesamtgesellschaftlichen Kontexten mit ihren unterschiedlichen Anforderungen, Kommunikations- und Lebensstrukturen trennen lässt.

Diese Durchdringung des Alltags mit Themen, die mit Migration assoziiert werden können und in ihren Kontext Bedeutung erfahren, machte es erneut schwer, ein konkretisierendes Themenmapping vorzunehmen. Die Komplexität der Thematik blieb vielmehr erhalten und wurde sogar noch verstärkt. Die Beiträge aus dem von uns ins Leben gerufenen Fachgremium, in dem sowohl VertreterInnen aus einem der städtischen Referate (*Stelle für interkulturelle Arbeit*), der Politik (Stadtratsmitglied), Vereinen (*InitiativGruppe, AKA/Donna Mobile, Bayerischer Flüchtlingsrat, AK Panafrikanimus, Initiative Schwarze Menschen in Deutschland*), Wohlfahrtsverbänden (*Arbeiterwohlfahrt, Caritas, Innere Mission*), Medien (*Bayerischer Rundfunk*) und dem Kulturbereich (freie Kulturschaffende im Bereich Kunst und Theater) vertreten waren, bestätigten dies weiter:

Im Rahmen der insgesamt vier Sitzungen des projektbegleitenden Fachgremiums wurde – ähnlich wie bei unserem ersten Workshop – Grundsätzliches in Bezug auf unser Projektvorhaben und –vorgehen diskutiert und unterschiedliche, bei der musealen Bearbeitung und Darstellung der Migrationsthematik zu berücksichtigende Aspekte erarbeitet. So sollten die Mechanismen, die zu sozialen Ausschlüssen in allen Lebensbereichen führen, gezeigt werden, ebenso wie das Thema Alltagsrassismus, das Engagement und die Leistungen von Migrantenselbstorganisationen sowie die Themen Bildungs- und Chancengleichheit in unserer Gesellschaft aufgegriffen werden. Es wurde gefordert, generationensensibel zu erzählen und gegenwärtige Themen der Migrationsgeschichte ebenso zu bearbeiten wie die weit über das im öffentlichen Bewusstsein präsente Thema der GastarbeiterInnen-Migration hinaus reichenden historischen Zusammenhänge.

Wenn man dem Kenntnisstand und der zentralen Forderung der neueren historischen,

sozial- und kulturwissenschaftlich orientierten Migrationsforschung folgend die Perspektive der Migration selbst ins Zentrum der Forschungsarbeit stellt und sie als Ausgangspunkt wählt, das können die Beiträge der unterschiedlichen Akteure in den jeweiligen Workshops und dem Fachgremium zeigen, tritt zuvorderst die enorme Komplexität der Thematik und der möglichen Zugänge zutage – seien sie historisch, gesellschaftspolitisch oder soziokulturell orientiert. Folgt man dem wissenschaftlich argumentierten Diktum, aus der Perspektive der Migration zu forschen und zu erzählen, und überträgt es auf die museale Sammlungs- und wissenschaftshistorische Forschungsarbeit zur Münchner Migrationsgeschichte, wird die Notwendigkeit deutlich, nicht ausschließlich augenfällig migrantisch relevante Episoden der Geschichte Münchens zu recherchieren und womöglich als isolierte Phänomene zu betrachten, sondern die herkömmliche als historisch bedeutsam eruierte Geschichtserzählung der Stadt zugrunde zu legen und diese aus der Perspektive der Migration neu zu betrachten und in ihren Verknüpfungen mit der stadthistorischen Metaerzählung der Mehrheitsgesellschaft deutlich zu machen.

Blickt man aus der Perspektive der Migration auf das Phänomen mit seinen politischen, ökonomischen, sozialen, kulturellen und psychologischen Dimensionen, zeigt sich, wie die ersten Eindrücke aus den Workshops belegen, dass sich das Themenfeld Migration nicht grundsätzlich historisch oder geographisch einschränken lässt. Eine wissenschaftstheoretische Einordnung migratorischer Phänomene und ihrer Definitionen ist zwar möglich. Dadurch wird das Feld aber noch nicht zwangsläufig kleiner. Im Zuge der Auseinandersetzung mit der Thematik erweitert sich der Wissenshorizont und, anstatt dass sich die relevanten Themen und Fragen eingrenzen lassen, öffnet sich im Gegenteil ein noch weiter gefasstes Feld, mit weiteren Fragen und Aspekten.

Vor diesem Hintergrund erscheint die von den Akteuren zusammengetragene Themenvielfalt nicht überraschend. Folgt man den Geschichten und vorgetragenen Anliegen der verschiedenen Akteure, wird durch die Facettenvielfalt der Themen und Forderungen die Notwendigkeit deutlich, München als grundsätzlich migrantisch geprägte und sich entwickelnde Stadt zu betrachten und damit auch alle das Stadtbild, den Stadtalltag und die Stadtentwicklung prägenden Phänomene als potentiell migrantisch durchdrungen und durch Migrationsbewegungen und ihre gesellschaftskulturellen Konsequenzen beeinflusst zu verstehen.

Was bedeutet dies aber für ein museales Sammlungskonzept? Eine Spezifizierung und

Fokussierung, welche die Sammlungsarbeit operationalisierbar und zielgerichtet macht, ist unumgänglich. Konzeptionelle Eingrenzungen und Schwerpunktbildungen sind notwendig, um das methodische Vorgehen entsprechend auswählen und anpassen zu können. Sie dienen der Sicherstellung der Machbarkeit ebenso wie der Qualitätssicherung. Wie kann eine solche Themenkonzentration im Falle einer Sammlung und Aufarbeitung der Münchner Migrationsgeschichte sinnvollerweise aussehen angesichts der konstatierten Breite der zu berücksichtigenden Themen in Vergangenheit und Gegenwart, wenn der akteurszentrierte Zugang zuallererst die Notwendigkeit der thematisch begründeten Komplexität betont und einfordert?

Die erste Eingrenzung muss angesichts der Konsequenzen aus dem wissenschaftlichen Diktum, aus der Perspektive der Migration zu forschen und zu erzählen, das sich im Feld durch die Aussagen der Akteure wiederfindet und durch die Themenvielfalt bestätigt wird, ebendiesen Aspekt aufgreifen, ernst nehmen und konstruktiv umsetzen. Dies beutet meines Erachtens den Blick beim Aufbau und der Betrachtung der Sammlung nicht alleinig auf Aspekte und Konsequenzen konkreter Migrationsbewegungen und ihre jeweiligen Akteure, die MigrantInnen, zu richten. Als erster konzeptioneller Grundsatz muss vielmehr die Perspektive auf die historische wie gegenwärtige Stadtentwicklung um migrantische Aspekte erweitert und die bestehende praktizierte Forschungs- und Sammlungsarbeit entsprechend angepasst werden. Wo Migration das eigentliche Thema der zu vertiefenden Forschung und der neu zu lesenden Sammlung bildet, muss das Phänomen in seiner Verwobenheit und gegenseitigen Beeinflussung mit allgemeinen urbanen Entwicklungen verstanden und gezeigt werden.

Das Migrantische ist nicht eine Episode Münchner Stadtentwicklung, sondern das urbane Leben in der Vergangenheit und Gegenwart durchdrungen von Migration. Vor diesem Hintergrund muss der erste Grundsatz, in Anlehnung an ein studentisches Forschungsprojekt des *Instituts für Volkskunde/Europäische Ethnologie* der *Ludwig-Maximilians-Universität* unter diesem Titel, nicht „München migrantisch“, sondern „migrantisches München“ lauten (Hess/Schwertl 2010). Hierdurch wird eine Perspektivenverschiebung markiert, die sich der Komplexität offen gegenüber zeigt, ohne die Notwendigkeit eine vertiefende Forschung zu einzelnen Aspekten und historischen Phasen sowie einer allmählichen Prioritätensetzung bei der Bearbeitung zu übersehen.

#### **4.1.2 Normalfall Migration: „Migration-Mainstreaming“**

Die Migrationshistoriker Klaus Baade und Jochen Oltmer waren hierzulande unter den ersten, die das etablierte Bild von der gewissermaßen natürlichen Sesshaftigkeit des Menschen dekonstruierten und stattdessen auf der Basis umfassender Forschungen den gesellschaftlichen und historischen „Normalfall Migration“ (Baade/Oltmer 2004) belegten. Auch in den von uns geführten Workshops, wurde immer wieder der Wunsch geäußert, Migration als Normalität und entsprechend als selbstverständlichen Teil der Gesellschaft zu behandeln. Wie diese Normalität der Thematik Migration (trotz der gleichzeitig erforderlichen besonderen Zuwendung) in einer musealen Sammlung Niederschlag finden kann, gilt es im Folgenden zu überlegen.

Die Geschichten, die wir in den einzelnen Workshops erzählt bekamen, waren allesamt sehr persönliche Erfahrungen aus dem Lebensalltag. Es ging um Themen wie Liebe, Heirat, Kinder und Familie, die Bedeutung von Freunden, um alltägliche Schwierigkeiten und Herausforderungen, die es gerade in der Anfangszeit zu bewältigen galt, oder das Aufrechterhalten von familiären und freundschaftlichen Verbindungen zum Herkunftsland. Es ging um berufliche oder persönliche Erfolge, Erwartungen, kurz- und langfristige Lebensziele und als solche empfundene Rückschritte oder Enttäuschungen. Es ging um die Sorge um und Nöte von zentralen Bezugspersonen und teilweise auch um die Bewältigung von persönlichen oder familiären Traumata, die durch Flucht, Trennungen oder schwerwiegende Schicksalsschläge wie Krankheit oder Tod hervorgerufen wurden. Alles dies sind Themen, die ein Leben erzählen und die durch die eigene Migrationserfahrung oder auch die der Eltern eine besondere Färbung erhalten. Es sind Themen, die im Einzelfall schwerlich mit dem Begriff der Normalität konform gehen, in der Summe aber umfassen, was ein Leben ausmacht. Abgesehen von der historischen Normalität, die durch die Aufbereitung von Migration als historische Konstante erreicht werden kann, gilt es, den Lebensalltag und die Geschichten der Akteure zu erzählen und auf diese Weise auch die lebenspraktische Normalität der Migrationsthematik zu zeigen. Im Museumsumfeld hat sich hierfür in jüngster Zeit ein biografischer, zeitzeugenorientierter Zugang etabliert, mit dem dieses Ziel erreicht werden kann.

Migrationsgeschichte wird wie eingangs dargestellt auf bundespolitischer Ebene sowie im Museumsumfeld in ihrer Bedeutung für die historische Entwicklung von Städten und Regionen mittlerweile anerkannt und entsprechend zunehmend lokalhistorisch aufbereitet. Dabei ist festzustellen, dass sowohl hinsichtlich der konzeptionellen

Sammlungs- als auch der Vermittlungsarbeit ein zeitzeugenbasierter Zugang dominiert, bei dem die persönliche Geschichte und die biografische Erfahrung im Zentrum der Auseinandersetzung stehen. Ich möchte dies zunächst anhand der Arbeit zweier Institutionen thematisieren, deren konzeptionelle Auswertung mir sowohl hinsichtlich der gesetzten Themen als auch der gesammelten und präsentierten Objekte relevant schienen: 1. *DOMiD – Dokumentationszentrum und Museum für die Migration nach Deutschland e.v.* in Köln. 2. Das *Deutsche Auswandererhaus* in Bremerhaven.

Das Kölner *Dokumentationszentrum und Museum für die Migration nach Deutschland* sammelt und archiviert seit 1990 sozial-, alltags- und kulturgeschichtliche Quellen und Objekte zur Geschichte der Einwanderung nach Deutschland. Als sich der Verein gründete, war der kulturpolitische Diskurs in Deutschland noch nicht in dem Maße von der Forderung der Integration migrationshistorischer Themen beeinflusst, wie sich das nun seit einigen Jahre schon zeigt und heute aus der Themenagenda beinahe jeden Museums und Archivs, wenngleich mit unterschiedlichem Stellenwert, ablesen lässt. Das seit Jahren umkämpfte Ziel des Vereins hat 2015 erstmals Zuspruch durch die Bundesregierung erfahren (Reuter 2015): Unter der Schirmherrschaft der Politikerin Rita Süssmuth (*CDU*) soll die Sammlung vom *DOMiD* und die Vereinsarbeit die Grundlage für die Gründung des – abgesehen vom *Deutschen Auswandererhaus Bremerhaven* oder dem *Auswanderermuseum BallinStadt* in Hamburg mit ihrer jeweiligen Fokussierung auf die Emigration aus Deutschland hinaus – ersten nationalen Migrationsmuseums sein, welches das historische Erbe und die Geschichte(n) der Migration sichtbar und für die Nachwelt erfahrbar machen soll (ebd.). Mit einem Bestandsvolumen von rund 70.000 Dokumenten und Objekten verzeichnet und betreut der einstmalige kleine Verein die heute wohl größte Sammlung zur Migrationsgeschichte Deutschlands der Nachkriegszeit ab den 1950er-Jahren bis in die jüngere und jüngste Vergangenheit. Jenseits des Sammlungsaufbaus und seiner konservatorischen wie archivarischen Pflege konzipiert *DOMiD* unterschiedliche Veranstaltungen, die sich mit Migrationsgeschichte auseinandersetzen, etablierte und unterhält eine eigene Bibliothek mit entsprechender einschlägiger Literatur und realisiert – oftmals in Kooperationen – Ausstellungsprojekte.

Das *Deutsche Auswandererhaus Bremerhaven* habe ich als Beispiel für den Umgang und die Thematisierung der Migration in einer musealen Institution gewählt, da es auf einen spezifischen Zeitraum und eine spezifische Perspektive setzt, die sich von den meisten anderen Häusern und Projekten unterscheidet und sich zudem zunächst auf das

Thema deutscher Auswanderung konzentrierte. Darüber hinaus handelt es sich hierbei um ein Migrationsmuseum, das im Rahmen einer Dauerausstellung sowie Wechsellausstellungen und schließlich mit der Erweiterung der Grundthematik um die Einwanderung mittlerweile auch versucht, die jüngere Geschichte zu umfassen. Der Schwerpunkt des Hauses lag bislang in der Erzählung der deutschen Auswanderungsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Um diese darzustellen und zu vermitteln, wurde das Haus konzipiert und im Jahr 2005 eröffnet. Im Laufe der Zeit wurde das Konzept inhaltlich erweitert und entsprechend im Jahr 2012 thematisch und räumlich (Neubau) um die Einwanderungsgeschichte nach Deutschland ergänzt. Ausgangspunkt des Sammlungs- und Ausstellungskonzeptes ist ein biografischer Zugang. Die unterschiedlichen, individuellen Migrationsgeschichten bilden den Leitfaden der Erzählung und der Ausstellungspräsentation. Diese persönlichen Geschichten einzelner Personen und Familien werden stellvertretend für spezifische Themen, Migrationsformen und -geschichten herangezogen und entsprechend als verallgemeinerbar betrachtet. Im Zentrum der Präsentation und der Sammlung stehen entsprechend diesem Ansatz Objekte wie etwa Fotografien, persönliches und offizielles Schriftgut (Briefe, Postkarten, Tagebücher, Reisepässe, Einbürgerungsurkunden, Arbeitsverträge etc.) und persönliche Erinnerungsstücke.

Neben diesen beiden Institutionen gibt es zahlreiche weitere Aktivitäten im Museumsfeld, die sich mit der Aufarbeitung, Sammlung und Vermittlung von Migrationsgeschichte beschäftigen (Baur 2012a; DOMiD 2012; Horn/Mörchen 2006). Sei es in einzelnen Ausstellungsprojekten<sup>79</sup> oder mit dem Ziel einer nachhaltigeren Behandlung der Thematik (Deuser 2013). Neben zahlreichen Einzelprojekten, die sich meist anlassbezogen und lokalgeschichtlich mit einer Facette der Migrationgeschichte auseinandersetzen, gibt es auch Häuser, die sich zum Ziel gesetzt haben, Migrationsgeschichte dauerhaft aufzubereiten und in ihren Sammlungen abzubilden wie etwa das *Friedrichshain-Kreuzberg Museum* in Berlin, das *historische museum frankfurt* oder das sich in Gründung befindliche *Stadtmuseum Stuttgart*.

Die Projekte, die wir im Rahmen des Vorprojektes untersuchten, vereint ein zeiteugenbasierter Zugang. Sie zeigen weiter, dass eine Vielzahl der auch in unseren Workshops genannten Themenkomplexe wiederkehrt und sich in ähnlichen Objekten – Fotografien, persönliche Dokumente und Erinnerungsgegenstände – niederschlägt. Dies

---

<sup>79</sup> Einen Ausgangspunkt für eine entsprechende Recherche bietet die Internetseite [www.migration-ausstellen.de](http://www.migration-ausstellen.de). Hier findet sich ein, wenngleich bei weitem nicht vollständiger, Überblick zu laufenden wie abgeschlossenen Projekten.

hat unterschiedliche Gründe und Vor- wie Nachteile. Die Wahl des biografischen Zugangs, der zur Aufbereitung der Thematik in Ausstellungs- und Sammelprojekten verbreitet ist, liegt nahe vor dem Hintergrund der geschilderten, vorwiegend anlassbezogenen Auseinandersetzung mit der jüngeren Geschichte. Zudem lässt sich der Ansatz auch als Konsequenz aus repräsentationskritischen Argumentationen verstehen und die Möglichkeit der Einbringung von Perspektivenvielfalt durchaus als positive Entwicklung betrachten.

Der mit der Konzentration auf die jüngere Geschichte naheliegende biografisch-partizipative Zugang bei der Aufarbeitung und Aufbereitung der Erzählinhalte sowie der Objektakquise ist grundsätzlich im Sinn der Repräsentationskritik, muss aber – inhaltlich, zeitlich wie methodisch – erweitert werden, um eine Einseitigkeit, Subjektivierung und Stereotypisierung der Erzählungen zu vermeiden. Die Dominanz und ausschließliche Konzentration auf diesen Ansatz ist kritisch zu betrachten, da dies sich als Einseitigkeit in der Ausstellungs- und Sammlungsarbeit niederschlagen kann – wie etwa bereits jetzt das prominente wie gleichsam stereotype Beispiel des Koffers zeigt<sup>80</sup> (Baur 2009b: 20; Poehls 2010: 225f.; Wonisch 2012: 22-24), aber auch darüber hinaus mittlerweile stets die gleichen Objektarten gesammelt und gezeigt werden (z.B. Ausweise, Habseligkeiten, Fotos).

Auch wenn die Geschichten und Objekte – teilweise – in größere Kontexte gesetzt werden, bewirkt diese relative Einseitigkeit des Zugangs tendenziell eine Themeneinfalt statt der geforderten Vielfalt – nicht nur bei der Einbringung unterschiedlicher Stimmen, sondern auch hinsichtlich der Themensetzung selbst. Es besteht somit die Gefahr, dass Migration wieder eher als singuläre Rand- und Ausnahmeerscheinung anstatt als Normalität wahrgenommen wird und zudem eine Personifizierung und Subjektivierung des historisch und gegenwärtig gesamtgesellschaftlich bedeutsamen Phänomens stattfindet. Eine solche Fokussierung kann demnach die aus repräsentationskritischer Perspektive problematische Reduktion der Bilder und Diskurse gerade befördern anstatt zu zeigen, dass Migration der gesellschaftliche Normalfall und konstitutiver Bestandteil historischer und städtischer Entwicklungen ist.

---

<sup>80</sup> Der Koffer ist als Ausstellungsobjekt „das verdichtete Zeichen schlechthin, wenn im Museum Geschichten menschlicher Mobilität erzählt werden“, (Poehls 2010: 225) und sehr häufig in unterschiedlichsten Ausstellungsarrangements anzutreffen. Problematisch ist dabei seine Symbolik, die einerseits ein Nichtangekommen und Dazwischen-Sein suggeriert. Andererseits verweist er „auf das ‚Mitgebrachte‘“ (ebd.) und setzt „Assoziationen zu Kulturkonzepten in Gang, nach denen Menschen ‚ihre Kultur‘ (...) mit auf die Reise nehmen“ (ebd.). Der Koffer wird zur Projektionsfläche einer einseitigen Darstellung von Migration und reduziert die komplexe Thematik damit unreflektiert auf das Stereotyp „ein(es) Leben(s) in Zwischenräumen“ (Wonisch 2012: 23) von MigrantInnen (ebd.: 22f.). Zugleich verkörpert er die nationalistische Vorstellung von Kultur als nationalem Containermodell.



Ein Ausstellungsprojekt, das als eines der ersten in Deutschland mit ebendiesen Erzähl- und Repräsentationsstrukturen brach, war das kooperative Ausstellungs- und Forschungsprojekt „Projekt Migration“ (Eryilmaz/Frangenberg 2005), das an vier verschiedenen Orten in Köln zwischen 2005 und 2006 gezeigt wurde. Es stellt eine in der Geschichte der (Re-)Präsentation von Migrationsgeschichte(n) wegberaubende Marke dar. Die Ausstellung war das Ergebnis eines zweijährigen Forschungsprojektes und einer Kooperation aus Wissenschaft und Kunst, erregte große Aufmerksamkeit und ist bis heute viel zitiertes Beispiel. Mit seinen Inszenierungsweisen, dem ausstellungsbegleitenden breiten Vermittlungsangebot und Rahmenprogramm sowie wegen seines innovativen Forschungsansatzes und seiner neuen Fragestellungen und Erzählinhalte kann es heute als wegweisendes, die geltenden Standards setzendes Projekt der musealen Bearbeitung und Präsentation von Migrationsgeschichte gelten: „Ausgehend von der Faktizität der Migration ging es dem Projekt um eine kritische Befragung und Irritation gängiger Bilder und Blickweisen des dominanten Migrationsdiskurses, um ‚Migration als eine zentrale Kraft gesellschaftlicher Veränderung sichtbar zu machen‘ (www.projektmigration.de) und den Konstruktionscharakter der Differenzierungspraxis nach Nationalität offen zu legen“ (Bayer/Koschnick 2013: 16).<sup>81</sup>

In unseren Workshops sowie dem Fachgremium wurde von den Teilnehmenden stets der Wunsch geäußert, generell eine kritische Perspektive zu den dargestellten Themen einzunehmen und dies auch in der Bearbeitung der Thematik und der Präsentation der Ergebnisse zu berücksichtigen. Eine klischeehafte Reduktion der historisch und soziokulturell komplexen Thematik sei unbedingt zu vermeiden und stattdessen die historische und alltägliche, lebensweltliche Normalität zu vermitteln. So wurde etwa hervorgehoben, bei der Schwerpunktsetzung und Darstellungsweise darauf zu achten, keine stereotypen Bilder zu (re-)produzieren, sondern diese vielmehr durch komplexe Kontextualisierungen zu dekonstruieren und ihnen – wie dies etwa bei „Projekt Migration“ geschehen ist – entgegenzuwirken. Um nicht nur vermeintlich typische Migrationsaspekte und -themen zu zeigen, müssen Orte, Praktiken und Dinge thematisiert werden, die den BesucherInnen eine „Durchmischung“ vor Augen führen können und zeigen wie die migrationsbedingte Pluralität zur Entwicklung des Stadtalltags beigetragen hat, so der Grundton.

Um diesen Anspruch umsetzen zu können, möchte ich vorschlagen, das Konzept des

---

<sup>81</sup> Damit wurde „Projekt Migration“ zum wegweisenden Ausgangspunkt anderer Ausstellungsprojekte wie z. B. „Crossing Munich. Orte, Bilder und Debatten der Migration“ (Rathausgalerie München, 2009).

„Migration-Mainstreaming“ (Hess/Moser 2009: 19f.) zugrunde zu legen. Das bedeutet, wie die KulturwissenschaftlerInnen Johannes Moser und Sabine Hess in ihrer Einleitung zu dem Band „NO Integration?!“ (Binder/Hess/Moser 2009) argumentieren, „einen grundlegenden erkenntnistheoretischen Abschied von den im Containermodell Kultur und Gesellschaft verankerten heuristischen Konzeptionen, Beschreibungsmodi und Fragestellungen“ (Hess/Moser 2009: 19) und die konsequente Einnahme der Perspektive der Migration, die von einem Leben über nationalstaatliche Grenzen hinweg ausgeht und die Normalität transnationaler Lebensvollzüge anerkennt (ebd.: 20). Den Normalfall Migration zu sammeln und zu zeigen, bedeutet für mich demnach Folgendes: Grundsätzlich muss die Thematik in ihrer historischen Breite als gesellschaftsgestaltende Kraft offengelegt werden. Dies umfasst, nicht nur zwischen Opfer- und Erfolgsthemen schwankende Geschichten zu erzählen. Es verlangt, wie bereits unter dem vorherigen Abschnitt betont, die Verknüpfungen, Verbindungen und gesamtgesellschaftlichen Effekte der Migration und ihre verschiedenen Akteure, also bei weitem nicht nur MigrantInnen, zu thematisieren und Migrationsphänomene nicht isoliert zu betrachten, sondern als normalen Bestandteil historischer und gesellschaftlicher Erfahrungen zu begreifen.

Bereits bei unserem ersten Workshop-Treffen waren diese wesentlichen Punkte gefordert worden. Hier wurde explizit hervorgehoben, nicht nur die Metaperspektive der Mehrheitsgesellschaft oder der offiziellen Geschichtsschreibenden, sondern insbesondere auch migrantische Perspektiven einzubinden und ihnen einen auch symbolisch zu verstehenden Raum in der Dauerpräsentation des *Münchner Stadtmuseums* zu geben. Der Fokus sollte nicht auf bestimmte Gruppen gelegt und eine kulturalisierende, ethnisierende Darstellung grundsätzlich vermieden werden. Gleichzeitig wurde betont, das Augenmerk auch auf die Strukturen und Hintergründe zu legen, die Schief lagen im gesellschaftlichen Zusammenleben verursachen und befördern.

Um dem nachzukommen, gilt es, die Perspektive der Akteure zu zeigen. Hierfür scheint eine biografische, zeitzeugenbasierte Herangehensweise durchaus geeignet. Gleichzeitig muss dem eine Metaperspektive fern ab des „Integrationsparadigmas“ (Hess/Moser 2009: 14) beiseite gestellt werden, welche die Durchmischungs- und Durchkreuzungsprozesse spätmoderner Gesellschaften im Blick hat (ebd.: 13). Nur in Kombination kann eine „Normalität“ in der Erzähl- und Sammlungsstruktur erreicht werden, die eine Subjektivierung und Vereinzelung von Migrationsgeschichte, einen

einseitigen Blick auf die offizielle Erzählstruktur der Mehrheitsgesellschaft und einen methodologischen Nationalismus umgeht.

### **4.1.3 Querschnittsthema Migration**

Trägt man die Ergebnisse der Workshops und des Fachgremiums zusammen und gruppiert sie zu Themenschwerpunkten, dann lassen sich aus der Logik der Akteure, mit denen wir zusammengearbeitet haben, im Wesentlichen vier zentrale Themenfelder bestimmen, in denen Geschichten der Münchner Migration aufgearbeitet und anhand entsprechender Objekte erzählt werden sollen:

1. Politik und Gesellschaft: Hierzu zählen etwa Logiken, Ausformungen und die konkreten Daten und Fakten der kommunalen Migrationspolitik. Insbesondere die Gründung und strukturelle Entwicklung des Ausländerbeirats, seine Tätigkeiten und Themenagenden, aber auch die Auswertung und Kontextualisierung von Partei-Programmen hinsichtlich ihrer Reglementierungen und die Verwaltungspraxen von Migration, wie etwa die Politiken von Aufenthalts- und Rechtsstatus, Abschiebepraxen und Rückkehrprogramme, sollten und könnten dabei ein guter Ausgangspunkt sein. Dabei sollte auch immer ein Bewusstsein für mögliche systemimmanente Rassismen und solche befördernde Strukturen bestehen und ein Auge auf Diskriminierungen in der Verwaltungspraxis bzw. diskriminierende Verwaltungspraxen geworfen werden. Gleichzeitig sollten auch die Meinungen und Kommentare hierzu auf Akteursebene angeschaut werden. Dies kann etwa über die Beobachtung von politischen Gruppen und Organisationen stattfinden oder über die Untersuchung von Demonstrationen und Protestaktionen. Die geforderte Sichtbarmachung und die Rolle von migrantischem und deutschem bürgerschaftlichem Engagement als Ergänzung politischer Maßnahmen und Versäumnisse kann anhand von bestimmten Initiativen und Vereinen aufgezeigt werden, aber auch die Arbeit der freien Träger und der Wohlfahrtsverbände kann hier ein Ausgangspunkt sein. Gerade über die Beratungsthemen der Migrationssozialarbeit wie sie für Familien, Jugendliche und Senioren etwa im Bereich Bildung, (Weiter-)Qualifizierung, Sprachförderung oder zu Themen wie Gesundheit und Altern stattfinden, kann ein guter Zugang geschaffen werden. In den Bereich Gesellschaft fallen aber auch Themen wie die Bedeutung migrantischer KünstlerInnen im Bereich der Kunst, Kultur und Architektur zu verorten oder erneut solche der Stereotypisierung, Diskriminierung und des Rassismus im Alltag der Akteure.

2. Leben und Alltag: Dieser Bereich beinhaltet Themen wie Arbeit und Schule, Religion und religiöse Praxen, Freizeit, Nahrung und Ernährung, Freunde, Familie und Liebe, Migrationsmotive und Rückkehrüberlegungen, das Verbindungshalten und Kommunizieren mit Freunden und Bekannten im Herkunftsland ebenso wie die Themen Trennung und Traumatisierung oder auch Tod und Bestattung. Generell gilt es dabei auch auf Manifestierungen einer Internationalität/Internationalisierung öffentlichen Lebens sowie einer zunehmenden Transnationalisierung des Alltags zu achten.

3. Orte/Verortungen: In diesen Bereich fallen einerseits Fragen und Prozesse der Identitätsbildung und Identitätszuschreibungen. Andererseits müssen hier konkrete Orte, die mit der Migrationsgeschichte und den persönlichen Erfahrungen der Akteure in Verbindung stehen, berücksichtigt werden. In Bezug auf München fielen hier etwa Stichworte wie das Gleis 11 am Münchner Hauptbahnhof, das *Kreisverwaltungsreferat* oder Stadtviertel wie Haidhausen, das Westend, Milbertshofen, Sendling, Neuperlach oder Ramersdorf. Aber auch Münchner Vereine als Orte der Begegnung wie etwa *Initiativgruppe e. V.*, *AKA – Aktiv für interKulturellen Austausch e. V.*, das *Haus Goethestr. 53*, das *EineWeltHaus München* und die *Tolstoi Hilfs- und Kulturwerk e. V.* wurden genannt; darunter können aber auch Erstaufnahmeeinrichtungen von Flüchtlingen und temporäre Stätten zur Unterbringung von Flüchtlingen, Kirchen wie etwa die Salvatorkirche oder Schulen zählen.

4. Historische Kontexte und strukturelle Rahmenbedingungen: In diesen Bereich fallen etwa Kriege und Nachkriegszeiten mit ihren migrationsrelevanten Auswirkungen wie etwa Vertreibung, Flucht, Exil, Zwangsarbeit. Den TeilnehmerInnen an unseren Workshops war es aber auch ein Anliegen, dass der Nationalsozialismus als Ideologie mit seinen Rassismen und seiner Vernichtungsgeschichte aus der Perspektive der Migration erzählt werden sollte. Thematisiert werden sollten hier auch die verschiedenen Migrationsformen und ihre jeweiligen politischen Rahmensituationen in Deutschland, aber auch in den Herkunftsländern, und schließlich der Blick nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch auf die jüngere Geschichte sowie gegenwärtige Entwicklungen gerichtet werden – wie etwa die Massenflucht nach Deutschland im Herbst 2015.

Damit ist eine erste Kategorisierung vorgenommen, die dem Ein- und Zuordnen von migrationsrelevanten Phänomenen dient und als Ausgangspunkt für die Konzentration und Selektion in der Sammlungspraxis dienen kann. Dennoch bleibt anzumerken, dass die vier Felder nicht nur jeweils sehr weit gefasst und von einer relativen

Oberflächlichkeit gekennzeichnet sind, sondern zudem Überschneidungen aufweisen und ontologisch nicht klar voneinander zu trennen sind. Dies unterstreicht die Notwendigkeit, Migration als ein Querschnittsthema zu verstehen und entsprechend zu behandeln. Eine grundsätzlich akteurszentrierte Sammlungsperspektive, die Migration als gesamtgesellschaftliches Phänomen mit gesamtgesellschaftlichen Effekten in Vergangenheit und Gegenwart begreift, trägt also erst einmal nicht zu einem Zuschnitt und einer Schwerpunktsetzung bei. Im Gegenteil. Vor dem Hintergrund der Realität einer Migrationsgesellschaft wird vielmehr eine Öffnung von kategorialen Zuschreibungen, epochaler oder ethnisch-national konnotierter Grenzsetzungen und eine auch inhaltliche wie zeitgeschichtliche Offenheit bei der Bearbeitung der Thematik erforderlich.

Wie kann aber gleichzeitig der enormen Weite an Themenfeldern begegnet und die Bearbeitung konkret angegangen werden? Zudem, da von Seiten der Akteure sowie Einzelner in der Stadtpolitik eine rasche, da längst überfällige und gesellschaftshistorisch notwendige Aufarbeitung und Sichtbarmachung eingefordert wird? Eine grundlegende Voraussetzung, um der Aufgabe gerecht werden zu können, ist es, die Bearbeitung der Thematik Migration als eine Querschnittsaufgabe zu verstehen. Dies bedeutet zum einen, ihren Einfluss auf gesamtgesellschaftliche Phänomene, auf Politik und den städtischen Lebensalltag auf allen Ebenen ernst zu nehmen. Zum anderen ist entsprechend dieser Durchdringung von Gesellschaft und Politik, Stadt und Geschichte, die Notwendigkeit einer Arbeitsteilung im Sinne einer gesamtgesellschaftlichen Verantwortung angesprochen und deutlich gemacht. Was bedeutet das übertragen auf die Museumsarbeit?

Versteht man die Behandlung der Thematik Migration als museale Querschnittsaufgabe, sind alle Arbeitsbereiche betroffen und gefordert, sich dem Thema zu öffnen und bei der Bearbeitung ihrer herkömmlichen Schwerpunkte zu berücksichtigen. Einerseits bedeutet das, bei der Planung ebenso wie der Realisation sämtlicher Projekte die Sammlungs- wie die Ausstellungsarbeit betreffend, den Faktor Migration zu ermitteln. Jedes Tätigkeitsfeld, jede Handlung, jedes Wechselausstellungskonzept, die bestehende Dauerausstellung und jedes neu aufgenommene Objekt sowie der Bestand muss auch aus der Perspektive der Migration befragt werden. Auf diese Prüfung haben dann gegebenenfalls entsprechende Maßnahmen zu folgen.

Dabei ist es wichtig hervorzuheben, dass es nicht darum geht der Thematik eine Sonderrolle zuzuteilen (auch wenn eine gesonderte Behandlung der Thematik erfolgt).

Vielmehr geht es um das Aufzeigen der Selbstverständlichkeit von Migration in der Gesellschaft, in der Geschichte und der Gegenwart. Um diese erreichen zu können, ist eine entsprechende Perspektivierung und Fokussierung der Thematik als ein Querschnittsthema unabdingbar. Welchen Zuschnitt, der bei gleichzeitiger Offenheit im Sinne der Operationalisierbarkeit trotzdem notwendig ist, muss das Agenda- und Objektsetting erfahren? Welchen Kriterien sind zu berücksichtigen? Dies ist das Thema des folgenden Kapitels.

## **4.2 Agenda-/Objektsetting: emisch – etisch – jetzt**

### **4.2.1 Polyphonie und Partizipation**

Im vorherigen Kapitel wurde deutlich, dass ein Sammlungskonzept nur einen repräsentativen Anspruch haben kann, wenn es Perspektivenvielfalt anerkennt und konsequent umsetzt. Dieser Anspruch basiert einerseits auf der repräsentationskritischen Argumentation, andererseits resultiert er aus den Forderungen der Zeitzeugen und Akteure der Migration, wie sie in den Workshops, dem Fachgremium sowie in den Gruppen- und Einzelinterviews vorgebracht wurden. Da das zu Sammelnde stets in direktem Bezug zu den in der historischen Erzählung gesetzten Themen steht, muss hinsichtlich des Neuaufbaus einer Sammlung das Erzählenswerte als Ausgangspunkt des Sammelns fungieren.

In unserem ersten Workshop wurde ausdrücklich im Kontext der Frage „Wie ausstellen?“ die enge Beteiligung und Schaffung von Möglichkeiten der dauerhaften Einbringung von unterschiedlichen Akteuren sowohl bei der Themensetzung als auch bei der Bearbeitung als Aspekt genannt. Konkretisiert wurde dies bei dem Fragenkomplex, mit wem das *Münchner Stadtmuseum* und das *Stadtarchiv München* zusammenarbeiten sollten und wie diese Zusammenarbeit geregelt sein könnte. Resultat war eine namentliche Zusammenstellung einer erstaunlichen Vielzahl von Vereinen und Organisationen, die für Kooperationen empfohlen wurden. Die Zusammenstellung umfasst sowohl Migrantenselbstorganisationen und städtische Institutionen als auch entsprechende Beratungs- und Betreuungsstellen etwa seitens der (kirchlichen) Wohlfahrtsorganisationen. Die Forderung mit den größten Konsequenzen für die Bearbeitung der Thematik war aber die nach einem migrantischen Beirat, der den Projektverlauf begleiten sollte: Auf einer der Stichwortkarten, die wir im ersten

Workshop verteilen, stand – optisch besonders hervorgehoben in Druckbuchstaben: „FORDERUNG: Migrantischer Beirat! der Aktivitäten“.

Der Wunsch seitens der Akteure, sich und die eigenen Perspektiven, Erfahrungen und Wissensvorräte bei der Erarbeitung der Erzählinhalte einzubringen, wird ergänzt durch den Wunsch nach der Sichtbarmachung ebendieser Perspektivenvielfalt auch in der Darstellung der Erzählinhalte. Bei unserer gemeinsamen Begehung der 2008 eröffneten Dauerausstellung „Typisch München“ (Till/Weidner 2008) des *Münchner Stadtmuseums* im Rahmen einer Sitzung des Fachgremiums, bei der wir die Erzählstrukturen der Geschichte Münchens unter die Lupe nahmen, wurde dieser Aspekt angesichts der nach Meinung der Akteure vorhandenen Lücken in der historischen Darstellung besonders nachdrücklich betont. Die TeilnehmerInnen betrachteten es, ähnlich wie es sich auch in den Workshops zeigte, als wünschenswert, dass aus verschiedenen Perspektiven erzählt wird, was – dem Dauerausstellungskonzept folgend – „typisch“ für München ist. Die Sichtweise verschiedenster Menschen sollte sowohl als Kommentar zu dem Gezeigtem, aber auch bei der Bestimmung dessen, was gezeigt werden soll, integriert werden.

Dieser Wunsch wurde für die Ausstellungsarbeit grundsätzlich formuliert und nicht nur hinsichtlich der Migrationsthematik. So wurde etwa auf die prinzipielle Notwendigkeit einer gendergerechten Erzähl- und Sichtweise hingewiesen sowie eine verstärkte Sichtbarkeit von Frauen in der Dauerausstellung gefordert. Aber auch der Wunsch nach einer generationsübergreifenden und generationssensiblen Erzählung der historischen Entwicklung der Stadt wurde geäußert. Auffällig fanden die TeilnehmerInnen beim Besuch der Dauerausstellung auch das Fehlen der Geschichte der jüdischen Bevölkerung in München. Wenngleich diese im *Jüdischen Museum München* – das sich in direkter Nähe zum Stadtmuseum befindet – ihren Platz hat, könnten Aspekte der jüdischen Geschichte – so die Meinung des Gremiums – durchaus migrationsgeschichtlich assoziierte Themenfelder schneiden und erläutern, insbesondere hinsichtlich der Mechanismen gesellschaftlicher Ausgrenzung und Stigmatisierung, aber auch im Kontext religiöser Vielfalt und gelebter Religion. Gleiches gilt für die Kombination der Migrationsthematik und der historischen Epoche des Kolonialismus. Gerade auch eine "schwarze Perspektive", so die TeilnehmerInnen, fehle in der Ausstellungserzählung bislang gänzlich. Themen wie etwa „Völkerschau“ und „Exotismus“ würden in der Ausstellung lediglich angeschnitten. Und schließlich sollten die Daten, Fakten und Erzählungen über die unterschiedlichen Migrationsbewegungen

und -motive – sowohl hinsichtlich Ein- als auch Abwanderungsphänomenen – grundsätzlich vor dem Hintergrund großpolitischer Ereignisse erarbeitet und gezeigt werden.

Die Themen aus der Perspektive unterschiedlicher Akteursgruppen heraus zu betrachten, zu erarbeiten, in ihrer Verknüpfung mit der offiziellen Geschichtserzählung darzustellen und bei der Ausstellungspräsentation zu berücksichtigen, sollte zudem nicht nur bei der Ausstellungsarbeit zum Tragen kommen, sondern auch durch ein entsprechendes, auf unterschiedliche Aspekte und Personengruppen ausgerichtetes, wenngleich nicht beschränktes, umfassendes Vermittlungsangebot ergänzt werden. Diese Wünsche entsprechen der Forderung nach einem akteurszentrierteren Zugang zu den erzählten Themen, der grundsätzlich notwendig und unumgänglich ist, wenn Perspektivenvielfalt realisiert werden soll.

Der auf Akteursebene geäußerte Bedarf und die Notwendigkeit einer Öffnung der Erzählstrukturen durch die Einbringung unterschiedlicher Akteursperspektiven und die Beteiligung von Akteuren beim Themensetting sowie der Erarbeitung und Darstellung historischer und gegenwärtiger Erzählinhalte wird auch auf wissenschaftlicher Ebene im Kontext der Repräsentationskritik – nicht nur für die museale Arbeit, sondern historische Repräsentationsformen im allgemeinen betreffend – diskutiert. Eine polyphone Erarbeitung und Darstellung historischer Sachverhalte wird als notwendige Alternative bisheriger Arbeits- und Erzählstrukturen angesichts des vorherrschenden klassischen patriarchalen Duktus betrachtet, der oftmals von einem stark ethnozentrischen, national begrenztem Geschichtsbild ausgeht und damit weite Teile historischer Erfahrung und Erzählung mit ihren Implikationen für die Metaerzählung und interdependenten Verquickungen mit der offiziellen Geschichtsschreibung ausblendet und marginalisiert. Die Forderung einer Perspektivenvielfalt steht damit im Kontext einer allgemeinen wissenschaftlichen Diskussion über die Erzählstrukturen und die Hierarchien in der Erarbeitung und Erzählung von historischen Inhalten. Stichworte wie „oral history“ (Niethammer 1980) und „entangled history“ (Thomas 1991; Conrad/Randeria 2002) werden hier bedeutsam und finden sich in der von James Clifford vorgebrachten Forderung eines neuen Verständnisses von Museen als „contact zones“ (Clifford 1997) wieder.

Um die beiden einander bedingenden und ergänzenden Aspekte der Polyphonie und Partizipation umzusetzen, werden seit einigen Jahren unterschiedlichste Projekte in der Museumsarbeit realisiert, bei der partizipative Ansätze in unterschiedlichem Maße



eingesetzt und ausprobiert werden – wengleich nicht ausschließlich für migrationsspezifische Themen<sup>82</sup>. Darüber hinaus gibt es immer mehr Museen und archivalisch arbeitende Institutionen, die einen partizipativen Ansatz nachhaltig in ihre Arbeit integrieren (Gesser/Handschin/Jannelli/Lichtensteiger 2012).

Gründe, warum der partizipative Zugang – abgesehen von der repräsentationskritischen Argumentation – im Themenbereich Migration besonders beliebt und durchaus geeignet zu sein scheint, gibt es mehrere. Einmal wurde die Thematik bislang nicht gesammelt und die Bestände diesbezüglich weitestgehend noch nicht ausgewertet. Sammlungsaufrufe an die Bevölkerung sind dabei eine geeignete Methode, in kurzer Zeit Material für ein Projekt zusammenzutragen. Hinzu kommt, dass wie bereits beschrieben oftmals Erzählanlässe aus der jüngeren Geschichte gewählt werden, wenn die Migrationsthematik aufgegriffen wird, so dass die Zeitzeugenschaft überhaupt auch möglich ist.

Das, was unter Partizipation verstanden wird, geht von Projekt zu Projekt und Institution zu Institution mitunter weit auseinander (ebd.: 20). So sehen manche Museen den partizipativen Aspekt erfüllt, wenn sie Objekte durch einen Aufruf bei der Bevölkerung gewinnen können, die persönliche Geschichte zu diesem Objekt aufzeichnen und gegebenenfalls auch in einer Ausstellung zeigen. Andere Museen erweitern Ausstellungen – neben dem Besucherbuch – um einen Bereich, in dem BesucherInnen ihre Meinungen, Erfahrungen und gegebenenfalls auch eigenen Objekte einbringen können. Teilweise werden diese Ansätze auch miteinander kombiniert. Am weitesten geht in Deutschland derzeit das *historische museum frankfurt*, das einen Bereich bei der Neukonzeption der Dauerausstellung von Grund auf in partizipativen Kooperationen erarbeitet sowie die anderen genannten partizipativen Zugänge bei verschiedensten Projekten zur Anwendung bringt (Gerchow/Gesser/Jannelli 2012).

Der partizipative Ansatz stellt die herkömmliche Museumsarbeit gleichzeitig vor Herausforderungen, die es zu bedenken und denen es sich zu stellen gilt. Die beeindruckend große Bereitschaft, Begeisterung und Lust der Akteure in den Workshops sowie im Fachgremium, sich aktiv mit der Thematik der Musealisierung der Münchner Migrationsgeschichte auseinanderzusetzen und sich mit ihrer beruflichen und biografischen Expertise, ihren Erfahrungen und Kontakten einzubringen, gilt es im

---

<sup>82</sup> Als Beispiele für migrationsspezifische Themen können etwa folgende Ausstellungsprojekte dienen: „Gastarbeiter – 40 Jahre Arbeitsmigration“, *Wien Museum*, 22. Januar bis 11. April 2004 (Gürses/Kogoj/Mattl 2004); „Auspacken. Dinge und Geschichten von Zuwanderern“, *Heimatmuseum Reutlingen*, 25. April bis 22. August 2010 (Eisenrieder/Tschofen 2010); „Neuzugänge. Migrationsgeschichten in Berliner Sammlungen“, *Friedrichshain-Kreuzberg Museum*, 29. Januar bis 27. März 2011 (Bluche/Gerbich/Kamel/Lanwer/Miera 2013a).

Sinne der Effektivität und Operationalisierbarkeit entsprechend feinfühlig zu kanalisieren und zu lenken. Nicht nur der Arbeitsrahmen muss geschaffen werden, auch müssen immer wieder moderierende sowie hauspolitische und logistische Eingriffe vollführt werden, um das partizipative Projekt erfolgreich zu einem Ergebnis zu bringen.

Das partizipative Arbeiten ist zeitaufwendig, arbeits- und betreuungsintensiv. Mitunter liegt das darin begründet, dass es immer wieder etwa auch zwischenmenschliche Problematiken wie beispielsweise Meinungsverschiedenheiten unter Akteuren oder Sprachproblematiken – wie sie uns etwa auch in unseren Workshops begegneten – zu lösen gilt. Die Reibungen, die in teamorientierten Prozessen grundsätzlich erfolgen, können sich angesichts der auf freiwilligem Engagement beruhenden Arbeit und den nicht zwangsläufig professionell geschulten Akteuren noch intensivieren. Hier werden oftmals auch seitens der Museumsfachwelt Bedenken geäußert, die Professionalität musealer Arbeit und Präsentation könne durch die partizipative Vorgehensweise verloren gehen (Bluche/Gerbich/Kamel/Lanwerd/Miera 2013b: 13). Auch die Sorge wird spürbar, dass sich KuratorenInnen in ihrer Qualifikation und beruflichen Autorität bedroht fühlen.

Ein weiterer zu bedenkender Aspekt bei partizipativer Arbeit ist die Gefahr der Vereinzelung und Subjektivierung historischer Erfahrung und Geschichte. Im Rahmen der Workshops und des Fachgremiums konnten wir viele lebensgeschichtliche Erfahrungen sammeln, welche die Diskussionsbeiträge der jeweiligen Akteure mit entsprechend stark prägten. Und auch die dargestellten partizipativen Ausstellungsprojekte und konzeptionellen Ansätze anderer Museen können die Berechtigung dieser Gefahr zeigen, die letztlich in eine Banalisierung der Perspektivenvielfalt und der jeweiligen konkreten Erzählinhalte münden kann. Ziel ist nicht das Zusammentragen vieler Geschichten im Sinne einer bloßen Vervielfältigung und alleinigen Individualisierung persönlicher, als historisch relevant erachteter Erfahrungen. Dies würde die Gefahr einer Beliebigkeit, Vereinzelung oder auch Banalisierung historischer Sachverhalte verstärken. Vielmehr geht es um eine Geschichte der Vielen im Sinne eines breit getragenen demokratischen Geschichtsverständnisses und -bewusstseins, das eine Stimmen- und Perspektivenvielfalt als Kommentar, Ergänzung und Korrektur der offiziellen Geschichtsschreibung betrachtet.

Der Aspekt der Polyphonie kann im Selektionsprozess zudem ein machttregulierendes

Element in Bezug auf die Autorität der Sammlungsleitenden darstellen. In Anlehnung an die Begriffsverwendung in der Literaturwissenschaft, tritt der Autor beziehungsweise die Sammlungsleitenden in ihren Entscheidungen zugunsten der Objekte und der Akteure zurück (Baumberger 2006: 19-27). Die dabei notwendige Zurückhaltung in seiner Meinungsstärke geht einher mit einer gleichzeitigen Wahrung der Professionalität, indem die Sammlungsleitenden den Überblick und das Gesamtziel im Auge behalten sowie die Prozesse entsprechend einleiten und steuern. Dieses mit dem Verständnis von der musealen Rolle der Sammlungsleitenden und einem spezifischen Geschichtsbewusstsein in Zusammenhang stehende Strukturprinzip einer erzählenden und erzählten Geschichte würde es ermöglichen, viele Perspektiven auf eine Thematik zu vereinen und nach dem Prinzip der Dialogizität die Objekte zum Sprechen zu bringen – im Rahmen von Ausstellungsinszenierungen ebenso wie bei der ausstellungsbezogenen Objektrecherche und dem sammlungsbezogenen Objekterwerb. Um der Gefahr einer Individualisierung und Vereinzelung der Geschichte entgegenzuwirken, erachte ich es als notwendig, den Grundsatz von Polyphonie und Partizipation, der auf einem emisch orientierten Zugang basiert, durch einen etischen Zugang zu ergänzen. Durch die Kombination beider Aspekte kann ein Ausgleich geschaffen werden, welcher der Projektarbeit sowie den Erzählinhalten zuträglich ist. Als Ergänzung des Forschens und Präsentierens aus der Perspektive der Migration, wie es von der Wissenschaft und seitens der Akteure gleichermaßen gefordert wird, wird im Folgenden eine Möglichkeit zur notwendigen konzeptionellen Ergänzung der akteurszentrierten Perspektive durch einen etischen Zugang aufgezeigt. Die Konzeptualisierung musealen Sammelns und Dokumentierens von Münchner Migrationsgeschichte muss eine Rückbindung sowohl an die stadtgeschichtliche Metaerzählung als auch an die institutionsgeschichtliche Entwicklung des *Münchner Stadtmuseums* hinsichtlich des institutionellen Selbstverständnisses, der historisch gewachsenen Schwerpunkte bei der Themensetzung und bezüglich des Objektbestands erfahren. Ich werde im Folgenden zunächst auf die institutionsgeschichtliche, im Anschluss auf die stadtgeschichtliche Rückbindung eingehen.

#### **4.2.2 Institutionsgeschichtliche Rückbindung: Das *Münchner Stadtmuseum***

Das Plädoyer für die institutionsgeschichtliche Rückbindung eines Sammlungskonzeptes liegt zum einen in der zu Beginn der Arbeit vorgestellten These

„Stadt ist Migration“ (Yildiz 2009; 2011a) begründet. Da Stadtgeschichte maßgeblich durch Migration geprägt ist, müsste ein Museum, das Stadtgeschichte sammelt, bereits in der Vergangenheit auch Migrationsgeschichte gesammelt haben. Es wäre demnach davon auszugehen, dass die Sammlung des *Münchener Stadtmuseums* bereits migrationsgeschichtlich relevante Objekte umfasst, auch wenn diese vielleicht nicht als solche in den Bestand aufgenommen wurden oder entsprechend verschlagwortet sind. Es stellt sich also weniger die Frage, ob, als vielmehr, welche Objekte, Geschichten und Themenschwerpunkte mit dem Sammlungsbestand erzählt werden können und welche nicht.

Zum anderen muss eine museale Sammlung in Anlehnung an den Luhmannschen Kontingenzbegriff<sup>83</sup> in ihrer Struktur und Funktion als ein im Wandel der Zeit verankertes Konstrukt begriffen werden. Die einzelnen Handlungen hinsichtlich des Umgangs mit ihr sind dabei als System konstituierende Elemente zu betrachten. Die Sammlung ist damit in ihrer Beschaffenheit und Struktur vor dem Hintergrund ihrer historischen Entwicklung zu bewerten und analysieren. Bei der Neubetrachtung aus der Perspektive der Migration müssen also die wechselnden Sammlungsschwerpunkte, Brüche und Kontinuitäten im Kontext des sich wandelnden Selbstverständnisses der Institution mit ihren jeweiligen Konsequenzen für Sammlungstätigkeiten, Ablagesystematiken und Schlagwortregisterbildungen berücksichtigt werden. Auf dieser Basis ist die Erweiterung des bestehenden und der integrative Aufbau eines neuen Sammlungsschwerpunktes vorzunehmen.

Des Weiteren liegt die Notwendigkeit der institutionengeschichtlichen Rückbindung in der kuratorischen und kustodischen Verantwortung für den historischen Bestand begründet. In der wissenschaftlichen Erforschung des Sammlungsbestands, seiner regelmäßigen Konfrontation mit neuen Fragestellungen und dem damit einhergehenden Erkenntnisgewinn liegt nicht nur die eigentliche (wissenschafts-)historische und ideengeschichtliche Aufgabe begründet, sondern mit ihr geht auch die Legitimation des musealen Bestands und letztlich des Museums einher. Durch die wiederkehrende Anknüpfung an den historisch gewachsenen Bestand und seine In-Bezug-Setzung zu gegenwärtig relevanten Fragestellungen, wird die Sinnhaftigkeit des Vorhandenen bestätigt.

Eine solche Anschlussfähigkeit an zeitgenössische Themen und gegebenenfalls

---

<sup>83</sup> In seiner Systemtheorie definiert der Soziologe Niklas Luhmann Kontingenz wie folgt: „Kontingenz ist etwas, was weder notwendig ist noch unmöglich ist; was also so, wie es ist (war, sein wird), sein kann, aber auch anders möglich ist“ (Luhmann 1984: 152).

entsprechende Modifikationen des bisherigen Vorgehens bei der Sammlungsarbeit bedeutet einen verantwortungsvollen Umgang mit dem historischen Erbe und eine Steigerung der kulturhistorischen Bedeutung des Bestands. Zudem kann durch die bestandsbezogene Aufbereitung der sozialen und politischen Erfahrungen der Vergangenheit gegebenenfalls auch ein Beitrag zur Auseinandersetzung mit gegenwärtigen Problemstellungen in der Gesellschaft geleistet werden. Der Formulierung neuer Sammlungsschwerpunkte und –ziele muss folglich eine Sondierung des Bestands vorangehen, um sinnvolle Perspektiven der Weiterentwicklung und des Neuaufbaus aufzeigen und begründen zu können. Nur wenn eine solche Rückbindung an den Bestand erfolgt, kann eine nachhaltige Verankerung von Schwerpunkten, in diesem Fall der Migrationsthematik, im Sammlungskanon des Hauses gewährleistet und bestmöglich umgesetzt werden.

Vor diesem Hintergrund muss im Sinne eines integrativen Sammlungskonzeptes die Sammlungstätigkeit nicht nur über partizipative Strategien in der Bevölkerung verankert sein, sondern auch in den bestehenden Sammlungen des Hauses. Fragen, die die Dokumentationsarbeit und damit die städtische Überlieferungsbildung betreffen, müssen im Kontext der historischen Entwicklung des *Münchner Stadtmuseums* erörtert werden. Deshalb werden im Folgenden die Sammlungsgeschichte und der Sammlungsbestand, die als Ausdrucksformen gesellschaftlicher, geistes- und ideengeschichtlicher Entwicklungen verstanden werden können, im Kontext der Institutionsgeschichte des *Münchner Stadtmuseums* erörtert. Dieses Vorgehen bildet einerseits den Deutungshorizont für die Recherche migrationsrelevanter Objekte in der Sammlung Stadtkultur/Volkskunde. Andererseits stellt es den Rahmen für die Erarbeitung von möglichen Themenschwerpunkten dar, die bei der Sammlung von Münchner Migrationsgeschichte berücksichtigt werden sollten.

Entsprechend der Zielvorgabe, die Migrationsthematik in der Sammlung Stadtkultur/Volkskunde zu verankern, wird diese Sammlung vor dem Hintergrund der Hausgeschichte den Ausgangspunkt bilden. Die übrigen Sammlungen werden als Referenz herangezogen und in die Überlegungen einbezogen. Zu fragen gilt erstens, ob und gegebenenfalls welche migrationsrelevanten Aspekte mit den vorhandenen Objekten oder Objektgruppen erzählt werden können oder Zeugnisse der Münchner Migrationsgeschichte sind. Und zweitens, an welche vorhandenen Sammlungsschwerpunkte sich die Migrationsthematik anschließen ließe, also welche Themen die Sammlung vielleicht erzählt, die etwa auch im Kontext des partizipativen

Vorgehens als migrationsrelevant erarbeitet und betrachtet wurden.

#### **4.2.2.1 Zur Geschichte des *Münchner Stadtmuseums***

Das *Münchner Stadtmuseum* wurde als *Historisches Museum der Stadt München* im Jahr 1888 gegründet. In der Geschichte des Hauses zeigt sich das wachsende städtische Selbstbewusstsein Ende des 19. Jahrhunderts vor dem Hintergrund des gleichzeitig schwindenden monarchischen Einflusses. Dies ist jedoch keine speziell münchenerische Tendenz. Der Ursprung von Stadtmuseen ebenso wie die für sie charakteristische thematische und materielle Vielfalt der Sammlungen ist allgemein in den Kontext ihrer meist damit verbundenen Gründungsgeschichten zu setzen (Korff 2011a: 75) und angesichts der im Verlauf des 19. Jahrhunderts zunehmend politisch und wirtschaftlich erstarkenden Bürgerschaft und des allgemein wachsenden städtischen Selbstbewusstsein zu erklären. Die Gründung eines stadthistorischen Museums kann als Ausdruck dieses neuen Selbst- und Geschichtsbewusstseins gewertet werden und geht in der Regel entsprechend dieser Entwicklung auf private oder auch fürstliche Sammlungen und die Initiative einzelner Mäzene zurück.

Das *Historisches Museum der Stadt München* wurde in den Räumlichkeiten des *Bürgerlichen Zeughauses* und des *Marstallgebäudes* errichtet. „Mit dem Centenar-Festtage des 29. Juli 1888 trat die Stadt München in den Kreis jener Städte ein, welche sich des Besitzes eines eigenen ‚Historischen Museums‘ berühen können“ (Destouches 1894: 5). Als solches sollte es die Geschichte der königlich bayerischen Residenzstadt dokumentieren und für die Nachwelt bewahren. Ankäufe, Schenkungen und Nachlässe bürgerlicher Mäzene – wie etwa die rund 30.000 Blätter umfassende grafische Sammlung des Kunsthändlers Josef Maillinger zur Geschichte und Topographie der Stadt München, die bereits vor der Museumsgründung in den Räumlichkeiten untergebracht war (ebd.), oder die sogenannte Schenkung der bürgerlichen Familie Ebenböck mit ihrem umfangreichen Bestand an Möbeln und Dokumenten zur Wohnkultur vom 17. bis zum 19. Jahrhundert – bilden bis heute den Grundstock des historischen Bestands und waren in den ersten Jahrzehnten richtungsweisend für die Sammlungstätigkeit. Diese ersten Sammlungsbestände, die bis heute quantitativ wie qualitativ als die Kernbestände des Museums gelten können, decken entsprechend ihres Sammlungszeitraums vor allem das 19. Jahrhundert und die Anfänge des 20. Jahrhunderts ab (Bayerland 1981).

Nach dem Tod des ersten Leiters des *Münchener Stadtmuseums* Ernst von Destouches im Jahr 1916, der auch als Stadtchronist für das Stadtarchiv zuständig war, fand eine nominale Verschiebung und inhaltliche Schwerpunktverlagerung. Unter der Leitung von Konrad Schießl (1935 bis 1954), der sich bereits seit 1910 um die städtische Sammlung kümmerte<sup>84</sup>, sollte das Haus – auch in Abgrenzung zum bereits seit 1855 bestehenden Bayerischen Nationalmuseum – die Dokumentation einer Kulturgeschichte des bürgerlichen Lebens als seinen Aufgabenschwerpunkt definieren (Roth 1981: 8). Schießl formulierte 1931 den neuen Anspruch so: „Das neue Münchner Stadtmuseum ist ein Heimatmuseum, das in modernster museumsmäßiger Form vertraut macht mit unserer nächsten Umwelt, mit dem Werden und Wachsen des heimischen Stadtbildes, (...) mit der Entwicklung des religiösen und des geistigen Empfindens, mit den Sitten und Bräuchen unserer Väter und mit den kulturellen Erscheinungen des persönlichen und Gemeinschaftslebens“ (Schießl 1931 zit. n. Dreesbach 1977: 41). Nach dem Zweiten Weltkrieg erfuhr das Haus abermals eine Neukonzeption.

Unter der Leitung von Max Heiß (1954 bis 1969), der seit 1935 Mitarbeiter von Schießl war, rückten zunehmend die aktuellen Lebensäußerungen des gesamten Stadtorganismus in den Vordergrund: „Der intensiven Öffentlichkeitsarbeit von Dr. Max Heiß ist die Wandlung des Museums von einem Münchner Heimatmuseum in ein Bildungszentrum zuzuschreiben, das durch seine Modernität, Aktivität und Aktualität weit über München hinaus Geltung erreichen konnte“ (Dreesbach 1977: 50). Das *Münchener Stadtmuseum* präsentierte sich unter Heiß' Leitung in den 1950er- und 1960er-Jahren als Haus der populären Kultur und suchte die Hinwendung zu einem international ausgerichteten Museumsbetrieb. Er führte das *Münchener Stadtmuseum* weg vom Heimatmuseum hin zu einem Haus für internationale Kulturgeschichte (ebd.: 50-64).

Die folgenden Jahrzehnte waren den damaligen Tendenzen in der Museumsarbeit entsprechend vom allgemeinen „kulturpolitische(n) Aufbruch der 1970er-Jahre“ (Baur 2012b: 133). Nicht zuletzt auch aufbauend auf große Budgets präsentierte das *Münchener Stadtmuseum* unter der Führung Martha Dreesbachs (1970 bis 1980), Christoph Stölzls (1980 bis 1987) und schließlich auch zunächst noch unter der Leitung

---

<sup>84</sup> Nach dem Tod Ernst von Destouches' wurde die Museumsleitung dem Leiter der städtischen Meisterschule für das Malerhandwerk, Karl Dietl, übertragen. Das Amt wurde demnach weiterhin nur nebenamtlich geführt. Konrad Schießl, damalig Anwärter für den städtischen Verwaltungsdienst, war ihm als Hilfsarbeiter zur Seite gestellt worden. Schießl war bereits von 1910 bis Ausbruch des Ersten Weltkriegs Museumsmitarbeiter von Ernst von Destouches. Seither übernahm er die eigentliche Museumsarbeit, auch, als nach der Gründung der Städtischen Galerie (Lehnbachhaus) 1925 die Leitung der beiden städtischen Institutionen Eberhard Hanfstaengl überantwortet wurden (Dreesbach 1977: 36).

von Wolfgang Till (bis 2009) rasch aufeinander folgend große Ausstellungen mit populärkulturellem, internationalen Anspruch und BesucherInnenzahlen, die das Haus für diese Zeit als zentralen Ort in der Mitte der Münchner Stadtgesellschaft ausweisen. Um die Jahrtausendwende kam es schließlich langsam zu einer verstärkten Hinwendung zu münchenspezifischen Themen – wie die Präsentation der Dauerausstellung „Typisch München“ zeigt –, was sich stellenweise auch in der Sammlungspolitik niederschlägt. Heute, zu Beginn des 21. Jahrhunderts versteht sich das *Münchner Stadtmuseum* als Institution des Zeigens, Sammelns und Vergegenwärtigens internationaler Zivilisations- und Kulturgeschichte mit regionalem Zuschnitt. Ein Wandel, der sich aus dem Anspruch der Stadt München als weltoffene Millionenstadt und Wirtschaftsmetropole erklärt. Zu den Jubiläumsfeierlichkeiten der Stadt anlässlich ihres 850. Geburtstages, wurde 2008 eine neue Dauerausstellung eröffnet, die mit durchschnittlich sieben hausintern kuratierten Wechselausstellungen im Jahr und zahlreichen weiteren Veranstaltungsangeboten wie Vortragsabenden, Musikveranstaltungen und Angeboten zur kulturellen Bildung ergänzt wird. Unter der Leitung von Isabella Fehle (seit 2010) und dem Trend der Zeit folgend versteht sich das Haus auch als ein offenes Forum für die Bürgerinnen und Bürger. Eingebettet in die historischen und gesellschaftspolitischen Kontexte sollen München und der Lebensalltag (in) der Stadt anhand von themen- und sammlungsübergreifenden Projekten vor dem Hintergrund kulturhistorischer Fragestellungen erzählt werden, mit dem Ziel, neben dem historischen Blick auch aktuelle Phänomene urbaner Kultur zu erkennen, zu verfolgen und systematisch in den Sammlungen abzubilden.

#### **4.2.2.2 Die Sammlungen des *Münchner Stadtmuseums* unter besonderer Berücksichtigung der Sammlung Stadtkultur/Volkskunde**

Die Sammlungen des *Münchner Stadtmuseums* wurden seit der Gründung des Museums nach sich wandelnden Kriterien und Ansprüchen zusammengetragen und bilden heute die Forschungsinfrastruktur des Hauses. Mit rund 4 Millionen Objekten im Wert von etwa 43 Millionen Euro, die das städtische Museum im Jahresabschluss 2011 bilanzierte, gehört es zu den größten kommunalen Museen in Deutschland. Die Sammlungen sind weitestgehend gattungs- bzw. materialbedingt geordnet und in sich funktional sowie thematisch gegliedert. Insgesamt bestehen derzeit acht Hauptsammlungen, die wissenschaftlich verwaltet und fortgeführt werden: das



Filmmuseum, die Sammlung Angewandte Kunst/Möbel, die Sammlung Fotografie, die Sammlung Grafik/Gemälde/Plakat, die Sammlung Mode/Textil, die Sammlung Musik, die Sammlung Puppentheater/Schaustellerei sowie die Sammlung Stadtkultur/Volkskunde.

Derzeit umfasst die Sammlung Stadtkultur/Volkskunde geschätzt rund 40.000 Objekte. Diese repräsentieren primär die Bereiche „Zeughaus“, „Zunftaltertümer“, „Handwerk und Gewerbe“, „Spielzeug und Spiele“, „Religiöse Volkskunde“, „Nationalsozialismus“ oder sind Zeugnisse der beruflichen wie familiären Lebenswelten, die unter Stichworten wie „Haushalt und Wohnen“, „Schule“, „Populäre Druckgraphik“ oder „Feste im Jahres- und im Lebenslauf“, gemischt nach Themen- und Material, erfasst sind. Die objektfokussierten Sammlungsschwerpunkte werden teilweise ergänzt um historische Quellen in Schrift und Bild. Die frühen Stücke der Sammlung reichen zurück ins 17. Jahrhundert, der Schwerpunkt liegt aber im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert (Zischka 1981). Die einzelnen Themenfelder werden teilweise bis in die Gegenwart ergänzt.

Mit dem Amtsantritt der Kulturwissenschaftlerin Ursula Eymold als Sammlungsleiterin im Jahr 2010 hat die Sammlung eine konzeptionelle Erweiterung hin zur Stadtkultur erfahren, um eine konzeptionelle Öffnung zur gegenwärtigen Alltagskultur der Stadt zu signalisieren. Neue Sammlungsaufgaben sollen verstärkt im Bereich neuerer und aktueller gesellschaftlicher Ereignisse und Entwicklungen des städtischen Alltagslebens liegen, so dass neben der Hinwendung zu popkulturellen Themen wie etwa dem Münchner Nachtleben, Street Art oder der Festival- und Eventkultur im öffentlichen Raum auch neuere lebensweltlich, soziokulturelle und stadtpolitisch bedeutsame Themen wie beispielsweise alternative Lebensentwürfe, Protestbewegungen, Mobilität, Prekariat und – künftig – auch das Themenfeld Migration in der Sammlung abgebildet werden sollen. Dieser programmatische Perspektivenwechsel, verlangt nach einem eigenen, integrativen Konzept, um die Bestände sinnvoll ergänzen und aufbauen zu können.

Der Bestand der Sammlung Stadtkultur/Volkskunde ist höchst heterogen. Dies betrifft sowohl die Qualität der Objekte hinsichtlich ihres Zustands, ihrer Aussagekraft und wissenschaftlichen Bearbeitung als auch die thematisch bedingte Materialfülle. Die Ansprüche und Anforderungen der Sammlung sind sehr komplex, da sie – im Gegensatz zu den übrigen Sammlungen des Hauses, die sich neben der historischen Aussagekraft primär über das Material und die Objektart (Grafik, Plakat, Gemälde, Fotografie, Textil,

Musik, Kunsthandwerk, Film, Puppentheater) definieren – von der lebensweltlichen Bedeutung und damit von einer thematischen Relevanz ausgeht.

Das allgemeine Thema der Sammlung, die Alltags- und Stadtkultur in der Vergangenheit und Gegenwart Münchens, ist ein entsprechend weites Sammlungsfeld. Das macht die Sammlung einerseits ausgesprochen interessant und reizvoll, verlangt aber zugleich eine große professionelle Wissensbreite und macht ihre Verwaltung oftmals mühsam und schwierig. Zudem ist die Sammlung schwierig zu handhaben aufgrund einer bisher in weiten Teilen ausgebliebenen umfassenden Bearbeitung. Herausforderungen, die aber meist belohnt werden, angesichts der hier beherbergten enormen Potentialität im Sinne Gottfried Korffs, der das Potential einer Museumssammlung hervorhebt, welches sie in ihrer Funktion als Speicher und Generator von Wissen inne hat (2000a).

Diese Potentialität ist hinsichtlich der generellen Anknüpfungsmöglichkeiten für den Aufbau einer migrationsrelevanten Sammlung und einer perspektivischen Erweiterung der bisher geführten Sammlungsschwerpunkte von Vorteil: Aufgrund der inhaltlichen Breite der in der Sammlung angelegten Themen, ist sie grundsätzlich sehr gut geeignet, um die Thematik Migration in die Sammlungsstruktur zu integrieren. Durch den beim Aufbau der Sammlung tendenziell vorherrschenden an Lebenswelten ausgerichteten Sammlungsschwerpunkt und der inzwischen erfolgten Erweiterung der aktiven Schwerpunkte um stadtkulturelle Themen wie unter anderem Gentrifizierung, Armut, Protest lassen sich viele der bereits vorhandenen Kategorien auch aus der Perspektive der Migration weiter sammeln. Neue, partizipativ erarbeitete Kategorien können gut angeschlossen und eingearbeitet werden.

Neben einer Erweiterung der Perspektive, die mit einer allgemeinen Sensibilisierung für migrationsspezifische Themen einhergehen sollte, muss jedoch definiert werden, wo die konkreten Sammlungsschwerpunkte liegen sollen, im Rahmen derer wiederum Prioritäten vorgenommen werden müssen, die zunächst in den Fokus einer aktiven Sammlungspolitik rücken sollen. Da im Bestand des Stadtarchivs der Fokus bereits auf sogenannter Flachware liegt, empfiehlt es sich, den musealen Bestand hinsichtlich der Migrationsgeschichte auf die Sammlung der gegenständlichen Welt zu konzentrieren (außer es handelt sich um notwendiges Begleit- und Dokumentationsmaterial zu dem konkreten Objekt).

Generell zeigt nicht nur der Bestand der Sammlung Stadtkultur/Volkskunde, dass im gesamten Stadtmuseum ein München-Bezug neben anderen formalen und inhaltlichen

Kriterien für Fragen der Selektion im Sammlungsprozess lange Zeit nicht den heutigen Stellenwert hatte. Auch die Sammlungsbestände der anderen Abteilungen weisen entsprechend dem bereits dargestellten zeitgenössischen Selbstverständnis nach dem Zweiten Weltkrieg eine eher international orientierte Sammlungstätigkeit und einen entsprechenden Sammlungsbestand auf, in dem ein München-Bezug nicht zwingend im Fokus war. In der Sammlung Stadtkultur/Volkskunde zeigen gerade die Bereiche Spielzeug/Spiel und Religiöse Volkskunde, zwei quantitativ sehr umfassende Bereiche, deutlich, dass der München-Bezug als Selektionskriterium bei der Sammlungsakquise in der Vergangenheit sogar eine marginale, wenn nicht gar überhaupt keine Rolle spielte. Am konsequentesten wurde und wird der München-Bezug in der Sammlung Grafik/Gemälde mit ihren Darstellungen Münchner Sujets von Münchner KünstlerInnen umgesetzt ebenso wie in entsprechend gewählten thematischen Sammlungsschwerpunkten wie etwa Oktoberfest und Bier/Brauereien in der Sammlung Stadtkultur/Volkskunde.

Die Frage, was der heute propagierte München-Bezug überhaupt bedeutet, wurde zudem nicht ausdrücklich oder schriftlich definiert. Insbesondere in Bezug auf die Thematik Migration erfährt das grundsätzlich zu berücksichtigende Selektionskriterium München-Bezug eine interessante und klärungsbedürftige Dimension. Beinhaltet doch Migration, wenngleich nicht zwangsläufig eine aktive Mobilität, so doch eine der Thematik inhärente Beziehung zur Mobilität nach, von, über München hinaus im Sinne von einem Verständnis von München als Ort oder Bühne des Geschehens, als Handlungsrahmen und -horizont auf den Bezug genommen wird, und Raum, in den sich Akteure einschreiben und durch den Akteure geprägt werden. Das Kriterium München sollte demnach weit gefasst werden. Er kann die Provenienz im Sinne der Produktionsherkunft eines Gegenstands, aber auch den Verwendungsort, Bedeutungs- und Bezugshorizont meinen.

#### **4.2.3 Stadtgeschichtliche Rückbindung**

Neben der im vorigen Abschnitt angesprochenen institutionengeschichtlichen Rückbindung muss ein Sammlungskonzept zum Thema Migration für das *Münchner Stadtmuseum* auch eine stadtgeschichtliche Rückbindung berücksichtigen. Die Stadt und ihre Geschichte sind zentral bei der Herausbildung migrationshistorisch relevanter Themenfelder, Zeiten und Orte. In Anlehnung an Walter Benjamin argumentiert der

britische Soziologe John Urry etwa, dass eine Stadt „ein Depot menschlicher Erinnerung und der Vergangenheit und zugleich ein Reservoir kultureller Symbole“ (Urry 2000: 35) sei. Objekten und Gebäuden kämen dabei eine zentrale Rolle in unseren „orts- und identitätsbezogenen Erinnerungen“ zu (ebd.).

Zum einen ist eine Stadt eine bedeutsame Bezugsgröße für das Individuum. Sie ist der Raum, der den Menschen umgibt, in dem er sich aufhält, verortet und auf die er sich bezieht. Der Stadtraum fungiert als Bühne für Geschichte und als der räumliche Kontext, in dem Beziehungen stattfinden, Verhaltensdispositionen etabliert und gefordert werden, in dem Erinnerungen gebildet und mit ihm verknüpft werden. Ein „Raum (...) (ist als) das Produkt von Praktiken und Beziehungen“ zu verstehen und „(...) räumliche Identitäten – Orte, Regionen, Nationen, Lokalitäten – (...) (werden) auf die gleiche Weise konstruiert“ (Massey 2006: 25). Dabei ist „die Identität der Lokalität (...) immer auch das Produkt von Beziehungen, die weit über den Ort hinausgehen und manchmal sogar die ganze Welt umspannen“ (ebd.: 26). Es sind zum anderen aber nicht nur persönliche, biografische Erinnerungen, die an den Stadtraum gebunden sind. Es sind auch Erinnerungen an die Stadt, ihre Geschichte und an historische Ereignisse, die eine kollektive Identität und eine entsprechende Erinnerung an die gemeinsame Vergangenheit einer Stadt und der in ihr lebenden Stadtgesellschaft bilden.

Diese kollektive Identität wird seitens der Politik gefördert und etwa durch gemeinsame Erinnerungsanlässe gebildet, gepflegt und sichtbar gemacht – etwa im Rahmen von Gedenkfeiern und Denkmälern, von Stadtfesten oder Ausstellungen. Eine Stadt hat damit auch eine eigene Identität, einen sogenannten Stadthabitus<sup>85</sup>, ebenso wie die in ihr lebende Bevölkerung eine Identität und einen Habitus haben. Beides prägt sich in einem Wechselspiel miteinander, weshalb die britische Sozialwissenschaftlerin Doreen Massey von der „relationale(n) Konstruktion der Identität“ (ebd.) spricht: „Identitäten konstituieren sich in und durch die Beziehungen zu anderen“ (ebd.: 25), wobei die „relationale Konstruktion von Identität“ (ebd.: 26) auch Beziehungen einschließt, die über das sichtbar konkrete Örtliche hinausgehen (ebd.).

Von der Geschichte der Stadt ausgehend zu überlegen, was als Selektionskriterium in

---

<sup>85</sup> Stadt ist nach dem Kulturwissenschaftler Rolf Lindner ein „von Geschichte und Geschichten durchtränkter, kulturell kodierter Raum“ (Lindner 2008a: 86). Durch verschiedene historische Konstellationen und Faktoren entwickelt eine Stadt spezifische Dispositionen, die gleichsam dem personellen Habitus einen urbanen Habitus ergeben, der den Charakter einer Stadt ausmacht (ebd.). Ausgehend von dem Konzept des Stadthabitus hat die Kulturwissenschaftlerin Simone Egger die „kulturelle Textur“ (Lindner 2008b) Münchens nachgezeichnet. Wenngleich sie den Fokus auf die 1960er-Jahre legt, ist ihre Studie auch für die Geschichte der Stadt und die historisch verankerte Herausbildung eines spezifisch münchenerischen Habitus gleichsam aufschlussreich wie wertvoll (Egger 2013).

einem Sammlungskonzept dienen kann, bedeutet damit zweierlei: Einerseits geht es darum, Ergebnisse spezifisch Münchner stadthistorischer Forschungen einzubinden. Dies umfasst sowohl wissenschaftshistorische Aufarbeitungen, die sich mit migratorischen Fakten, Phasen, Phänomenen auseinandergesetzt haben; etwa in Form von Buchpublikationen, aber auch in (Ausstellungs-)Projekten und Veranstaltungen, im Rahmen derer ein solches Wissen vermittelt und zugänglich gemacht wurde. Auf diese Weise lassen sich Kapazitäten bündeln und vorhandenes Wissen einbringen.

Andererseits kann die derzeitige Dauerausstellung des *Münchner Stadtmuseums* herangezogen werden, die gleichsam die Schnittstelle zwischen institutions- und stadthistorischer Rückbindung darstellt. Da sie in chronologischer Reihenfolge die Geschichte Münchens in ihren einschlägigen historischen Fakten und Phasen als gewissermaßen offizielle regionale Geschichtsschreibung erzählt und zugleich von der These „Stadt ist Migration“ ausgegangen wird, kann geprüft werden, inwieweit in der Dauerausstellung die Thematik Migration implizit oder explizit bereits behandelt wird und an welchen Stellen sie gegebenenfalls erweitert oder auch um entsprechende Themen eigens ergänzt werden kann (oder sogar muss). Ich möchte zunächst auf die Ergebnisse spezifisch Münchner stadthistorischer Forschungen eingehen und im Anschluss auf die Dauerausstellung.

#### **4.2.3.1 Münchner Migrationsgeschichte in der kommunalen Kulturlandschaft**

Wenn man sich in der kommunalen Kulturlandschaft Münchens umsieht, stellt man fest, dass sich in der jüngsten Vergangenheit einzelne Ausstellungsprojekte durchaus mit dem Thema Migration auseinandergesetzt haben. Leider sind die Ergebnisse der Projekte, sofern sie geeignet gewesen wären, mehrheitlich nicht dauerhaft archiviert worden. Im Folgenden werden drei Ausstellungsprojekte herangezogen, die sowohl konzeptionell als auch inhaltlich hinsichtlich einer musealen Sammel- und Dokumentierbarkeit geprüft werden sollen. Als Beispiele habe ich die Ausstellungsprojekte „Für 50 Mark ein Italiener. Zur Geschichte der Gastarbeit in München“ (2000), „Xenopolis. Von der Faszination und Ausgrenzung des Fremden. Künstlerische Beiträge und historische Perspektiven“ (2005) und „Crossing Munich. Orte, Bilder und Debatten der Migration“ (2009) ausgewählt. Diese erscheinen als die wichtigsten kulturhistorischen Ausstellungen, die zum Thema Migration bisher in München gezeigt wurden.

Die Ausstellung „Für 50 Mark einen Italiener. Zur Geschichte der Gastarbeit in München“ (Dunkel/Stramaglia-Faggion 2000) war vom 10. März bis 7. Mai 2000 in München zu sehen. Sie fand an einem für die historische Überlieferung bedeutsamen und authentischen Ort statt, dem Münchner Hauptbahnhof, und war ein Projekt des *Kulturreferats*, welches der Münchner Stadtrat im Jahr 1997 beschlossen hatte. Die wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen, die mit der Konzeption und Durchführung des Projekts betraut wurden, waren die Historikerinnen Franziska Dunkel und Gabriella Stramaglia-Faggion. Es war die erste zentrale Aufarbeitung der Geschichte der Münchner Gastarbeit, die neben einer umfangreichen Publikation der Forschungsergebnisse auch eine visuelle Umsetzung der erarbeiteten Inhalte erfuhr und zudem aus der Perspektive der Gastarbeiter und Gastarbeiterinnen in Kombination mit entsprechendem Quellenmaterial erarbeitet wurde. Über 30 Interviews und weitere informelle Gespräche hatten die Forscherinnen erhoben und transkribiert und zusätzlich Quellenmaterial ausgewertet. Als Ausstellungsort wurde der Münchner Hauptbahnhof gewählt, da dieser als Weiterleitungsstelle für die Abwicklung und Umverteilung der aus Süd- und Südosteuropa nach Deutschland einreisenden Arbeitskräfte fungierte und damit für einen Großteil der einreisenden Menschen den ersten echten Halt in Deutschland darstellte.

Die Ausstellung fand an drei Orten innerhalb des Bahnhofs statt: Im ehemaligen Luftschutzbunker, in den die Angekommenen seit 1960 umgehend nach Ankunft gebracht wurden, um Unruhe zu vermeiden und aufgrund des großen Personenaufkommens den Verkehr nicht zu behindern; an den Gleisen 18 und 19, wo ein historischer Eisenbahnwaggon ausgestellt wurde, wie er als Transportmittel für die GastarbeiterInnen verwendet wurde; und schließlich am sogenannten „Starnberger Bahnhof“, an welchem die historischen Anfänge der Gastarbeit in München erzählt und die Hintergründe dargelegt wurden.

Die umfassende Begleitpublikation, die durchaus als eigenständiges wissenschaftliches Werk zu verstehen ist, war in zwei Teile gegliedert. Nachdem im ersten allgemeine Hintergründe und Auswirkungen des „Gastarbeiter“-Systems bearbeitet wurden, behandelte der zweite Teil ausgehend von den geführten Interviews und Gesprächen Themen, die nach der persönlichen Sicht der GastarbeiterInnen bedeutsam sind. Hier ging es unter anderem um den Prozess der Anwerbung, die anschließende Reise und die Ankunft sowie die ersten Tage in der neuen Stadt. Es ging um strukturelle Aspekte der „Ausländerbeschäftigung“ in München, die Wohnsituation, das Beratungsangebot und

die Möglichkeiten und Initiativen der ArbeiterInnen zur politischen Mitbestimmung sowie um Alltags-, Kulturleben und Religionsausübung, Ehe, Familie und die Situation der Kinder (seien sie bei Verwandten geblieben oder mit gereist), um die Sichtweisen der Gastarbeiterinnen sowie das Thema Diskriminierung und Vorurteile. Schließlich ging es um die Kontaktpflege der Menschen zu ihren Freunden, Bekannten und Verwandten im Herkunftsland sowie die Überlegungen zu Fragen der Rückkehr oder dem Bleiben.

Das Projekt ist zunächst aus zweierlei Gründen interessant, um es für ein Sammlungskonzept heranzuziehen: Wenngleich die Wissenschaftlerinnen, wie sie sagten, „kein wissenschaftliches Neuland betreten“ (ebd.: 15) und in ihrer Forschungsarbeit auch auf zahlreiche andere Projekte zurückgreifen konnten (ebd.: 15f.), wurde zum einen in diesem Projekt erstmals die Geschichte der Gastarbeit für München in einer Ausstellung aufbereitet und dies zudem auf der Basis einer ausführlichen sozialwissenschaftlichen Quellenrecherche in städtischen, staatlichen, privaten und Firmenarchiven vollzogen. Eine Recherche, die zahlreiches Material zu Tage förderte, meist „Behördenpapiere, Akten, Gesprächsnotizen, Briefwechsel zwischen Ämtern und Institutionen, die mit Gastarbeitern zu tun hatten“ (ebd.: 16), aber auch Statistiken der *Bundesagentur für Arbeit* oder dem *Planungsreferat*, Fotos aus den Archiven der Presse oder von Bildagenturen sowie aus dem Privatbesitz der Akteure, dass als Quelle einen Zugang zu der Zeit ermöglicht und einen hohen Zeugnis- und Dokumentationswert besitzt (ebd.). Zum anderen führen Dunkel und Stramaglia-Faggion die historischen Fakten und die Zeugnisse mit den Erfahrungen und den persönlichen Geschichten der ehemaligen GastarbeiterInnen zusammen und lassen sie so, wie sie sagen, lebendig werden lassen (ebd.). Indem sie die Makro- und die Mikroebene, die Erfahrungs- und Alltagswelt der Akteure, zusammenbringen, schaffen sie eine vielstimmige Ergänzung zur offiziellen Geschichtsschreibung, die durch die Aussagen und Perspektiven der Akteure auch ein Korrektiv erfährt.

Die im Rahmen dieser innovativen Vorgehensweise erzielten Materialfunde und erarbeiteten Wissensinhalte sind ein wertvoller Zugang zur Geschichte der Münchner Gastarbeit. Abgesehen von den wissenschaftshistorischen Erkenntnissen über diese bedeutsamen und spezifisch Münchner Aspekte der Zeitgeschichte, die aufgrund der zentralen Rolle, die München als Stadt im „Gastarbeiter“-System einnahm, allerdings auch deutschlandweit bedeutsam sind, besitzt das recherchierte Material einen hohen archivalischen wie musealen Dokumentationswert. Gleiches gilt für die Kontakte zu den

Zeitzeugen sowie die transkribierten und vermutlich nach wie vor vorhandenen Interviews mit diesen.

Für mich an dieser Stelle zentral sind die im Rahmen des äußerst gelungenen Konzepts, das eine Kombination von klassisch-archivalischer Forschung mit empirisch bei Zeitzeugen erhobenen Daten darstellt, Themenfeldern also, die ich in dieser Arbeit bereits angesprochen habe. Diese lassen sich nicht nur als für das „Gastarbeiter“-System spezifische Denk-, Erzähl- und Sammelkategorien betrachten, sondern können mit dem von uns in den Workshops erhobenen Datenmaterial, das zahlreiche Schnittmengen aufweist, zusammengedacht und damit die generell migrationsrelevanten Perspektiven, die es hinsichtlich einer Sammlung und Erzählung von Migration zu berücksichtigen gilt, weiter geschärft werden. Zu guter Letzt vergegenwärtigt die Wahl des Hauptbahnhofs als Ausstellungsort diesen als zentralen authentischen Geschichts- und Erinnerungsort und damit als ein für die Migration auch über das „Gastarbeiter“-System hinaus bedeutsamen Ort für die Münchner Migrationsgeschichte, dessen Relevanz es zu dokumentieren gilt.

Ausgehend von dem Quellenmaterial, das Dunkel und Stramaglia-Faggion recherchiert und ausgewertet haben und den auch im Zuge der Interviews gesetzten Themenfeldern, lassen sich Objekte eruieren, die für einen musealen Sammlungsbestand infrage kämen: Etwa Einrichtungsgegenstände aus den Wohnheimen, die Ausstattung eines Eisenbahnwaggons, Hinweise und Beschilderungen aus Firmen und Behörden, die auf die international angeworbenen Arbeitskräfte und entsprechend notwendig gewordene Regelungen verweisen, Banner mit den zentralen politischen Forderungen der Akteure wie sie die ArbeiterInnen auf entsprechenden Demonstrationen mitführten, Vermessungswerkzeuge und medizinisch-technische Gerätschaften wie sie im Rahmen der vorbereitenden Eignungstests zur Anwerbung verwendet wurden. Für das Stadtarchiv interessantes Material wären etwa Briefe und Korrespondenzen mit der Heimat, Fotos, Dokumente wie Anwerbe- und Arbeitsverträge oder behördliche Unterlagen.

Das zweite Projekt, das ich für die Erstellung eines Sammlungskonzepts auswerten und verwenden möchte, ist die Ausstellung „Xenopolis. Von der Faszination und Ausgrenzung des Fremden. Künstlerische Beiträge und historische Perspektiven“. Sie lief vom 27. April bis 12. Juni 2005 in der *Rathausgalerie* in München. Das Projekt, das ebenfalls von einem wissenschaftlichen Sammelband begleitet und dokumentiert wird, wurde von der Kulturwissenschaftlerin Angela Koch initiiert und wissenschaftlich



betreut. Die Themen, wie Fremdheit, Exotisierung, Diskriminierung und Stereotypisierung in der Geschichte und jüngeren Vergangenheit Münchens, welchen sich das Projekt gewidmet hat, sind mit der Migrationsthematik eng verbunden und können als historisch konstante Phänomene mit einer ebensolchen konstanten Relevanz bezeichnet werden. Dies zeigt das hier vorzustellende Projekt und wurde auch im Rahmen unserer Workshops immer wieder deutlich.

Ziel des Projektes war es, „die unterschiedlichsten Aspekte vom Leben der Minderheiten in München, vom Umgang mit ihnen sowie die Dimensionen von Fremdheit und Alterität zu verstehen und zu analysieren“, wie Koch in ihrem einleitenden Überblick formuliert (Koch 2005b: 22). Das Begleitbuch zur Ausstellung gliedert sich in insgesamt fünf Hauptkapitel, die sowohl chronologisch geordnet als auch innerhalb der historischen Zeitachse thematisch aufgefächert sind. Beginnend im frühen 19. Jahrhundert widmet sich das erste Kapitel der Konstruktion und dem Wandel von Stadtgrenzen mit ihren lebensweltlichen Implikationen wie etwa dem Erwerb eines Bürgerrechtsstatus und daran gekoppelte Rechte. Ebenfalls im 19. Jahrhundert angesiedelt wird im zweiten Kapitel die Faszination, Zurschaustellung und wissenschaftliche Instrumentalisierung von Menschen, thematisiert etwa im Kontext des Orientalismus, in den Völkerschauen oder im wissenschaftlichen Vermessen von Menschen als Forschungsobjekte.

Das folgende Kapitel widmet sich dem Aufbruch ins 20. Jahrhundert und den mit der „Hochindustrialisierung“ einhergehenden „ersten großen Immigrationen nach München zwischen 1880 und 1914“ (ebd.). Hier werden Themen und Personengruppen behandelt wie die aus dem italienischen Friaul stammenden SaisonarbeiterInnen, die in den Ziegeleien des Münchner Umlands beschäftigt wurden, KünstlerInnen, Studierende und Reisende, die München einen internationalen Großstadtflair verliehen und als pulsierende Fremdenverkehrsstadt in Erscheinung treten ließen. Behandelt werden aber auch die soziale Ausgrenzung und rassenideologisch begründete Stigmatisierung und Verfolgung von bestimmten Personengruppen, wie sie sich etwa in der Behandlung von Sinti und Roma seitens der Behörden und der Mehrheitsgesellschaft zeigt, sowie die zunehmende Radikalisierung zu Beginn des 20. Jahrhunderts und in der Weimarer Zeit, die eine neue Dimension der Gewalt und der öffentlichen Stigmatisierung offenbarte und schließlich im Terrorregime der Nationalsozialisten gipfelte. Migrationsgebundene Beispiele sind hier insbesondere die Beiträge zum Umgang mit SchwarzafrikanerInnen insbesondere im Rahmen des sogenannten „Deutschen Notbundes gegen die schwarze

Schmach“<sup>86</sup> oder zum skandalisierten Auftritt der Tänzerin und Sängerin Josephine Baker in München sowie zum Verhalten der Öffentlichkeit gegenüber der jüdischen Bevölkerung und zum Einsatz und zur Behandlung von ZwangsarbeiterInnen während des Zweiten Weltkriegs.

Im letzten Kapitel wird die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg bis in die jüngere Vergangenheit unter der These einer zunehmenden „Liberalisierung des Umgangs mit Minderheiten“ (ebd.) diskutiert. Hier geht es um Flüchtlinge und Vertriebene nach 1945, die sogenannten „Besatzungskinder“<sup>87</sup>, GastarbeiterInnen, aber auch Fremdenhass, wie er bei dem Attentat an israelischen SportlerInnen während der Olympischen Spiele 1972 zutage trat. Ebenfalls behandelt werden hier die Flüchtlingsthematik in der jüngeren Geschichte oder die „changierende(n) Identitäten“ (Yoksulabakan 2005) von MigrantInnen am Beispiel der Münchner Bevölkerung türkischer Herkunft (Koch 2005b: 37-41).

Im Gegensatz zu der zuvor herangezogenen Forschungsarbeit von Dunkel und Stramaglia-Faggion über die Geschichte der Gastarbeit in München, deren Stärke insbesondere im akteurszentrierten Ansatz, den ethnografischen Methoden der Datenerhebung und darin, sich einer konkreten zeithistorischen Epoche und deren Phänomen zu widmen, lag, zeichnet sich diese Forschungsarbeit in der durch mehrere WissenschaftlerInnen geleisteten Fokussierung auf unterschiedliche historische Phasen und Phänomene, die mit dem Thema „Fremdheit“ in Verbindung stehen sowie den meist verwendeten historisch-archivalischen Methoden bei der Auswertung der Quellen. Darüber hinaus setzt sich die Ausstellung nicht mit einer historischen Epoche, sondern mit einer migrationsrelevanten Thematik über die Jahrhunderte hinweg am Beispiel Münchens auseinander: Wenn Menschen sich bewegen, bewegen sich mit ihnen auch ihre Denk- und Handlungsweisen, materielle Güter, kulturelle Werte und lebensweltliche Gewohnheiten, die in anderen Kontexten im Vergleich zum Gewohnten

---

<sup>86</sup> Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs zogen alliierte Besatzungskräfte in das Rheinland ein. Frankreich setzte hierbei auch Einheiten aus seinen Kolonien in Afrika ein, was im besiegten Deutschland mit dem rassistischen Kampfbegriff der „Schwarzen Schmach“ betitelt wurde (Vollhardt 2005: 230). In diesem Kontext florierte eine aggressive rassistische Propaganda: „Im Zentrum der Agitation und eine der schrillsten Stimmen war der im September 1920 in München gegründete ‚Deutsche Notbund gegen die Schwarze Schmach‘“ (ebd.: 232).

<sup>87</sup> Als afro-deutsche Besatzungskinder wurden Kinder bezeichnet, deren leiblicher Vater ein schwarzer US-amerikanischer Besatzungssoldat war. Als 1952 der erste Jahrgang dieser Kinder eingeschult wurde, setzte eine engagierte Aufklärungskampagne in München ein, die zwischen rassistischen Vorurteilen und positiver Diskriminierung schwankte – es gab etwa Informationsblätter für die Schulen zum Umgang mit afro-deutschen Kindern im Unterricht, Aufklärungsbücher für LehrerInnen oder einen Kinofilm, der die Thematik romantisiert aufgriff. Die Kinder waren in doppelter Hinsicht einer sozialen und rassistischen Diskriminierung ausgesetzt: Einerseits, da sie meist unehelich geboren wurden; andererseits, wegen der rassistischen Stigmatisierung, die sie erfuhren (Kuller 2005: 319-334).

als fremd erscheinen können und dadurch eine negativierende ebenso wie positivierende oder exotisierende Bewertung und Behandlung erfahren können. Derartige Befremdungen bzw. (Selbst-)Erfahrungen von Fremd- und Andersartigkeiten können aber auch auftreten, ohne dass ein (un-)mittelbarer Bewegungsvorgang stattfinden muss(te). Wie auch bei dem vorherigen Projekt können ausgehend von dem bearbeiteten Quellenmaterial, das die WissenschaftlerInnen hier herangezogen haben, Objekte für einen musealen Sammlungsbestand eruiert und zudem das teilweise aus dem *Stadtarchiv München* und dem *Münchner Stadtmuseum* stammende Material registriert werden.<sup>88</sup>

Das jüngste Ausstellungsprojekt zur Münchner Migrationsgeschichte, das an dieser Stelle herangezogen werden soll, ist „Crossing Munich. Orte, Bilder und Debatten der Migration“ (Bayer/Engl/Hess/Moser 2009). Die Ausstellung ging im Jahr 2009 aus einem interdisziplinären Forschungs- und Ausstellungsprojekt von Studierenden und DoktorandInnen der *Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU)* hervor und wurde vom 10. Juli bis 15. September 2009 ebenfalls in der städtischen *Rathausgalerie* gezeigt. Es handelte sich um eine Kooperation des *Kulturreferats* der Landeshauptstadt München mit dem *Institut für Ethnologie*, dem *Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie* und dem *Historischen Seminar* der *Ludwig-Maximilians-Universität*. Die Forschungsergebnisse der Teilnehmenden wurden schließlich durch KünstlerInnen aufbereitet und in einer Begleitpublikation festgehalten (ebd.).

Der Ausstellungsort in der *Rathausgalerie* wurde bewusst gewählt, um der Thematik den ihr zustehenden Platz im Zentrum der Stadt und der Politik zu geben. Die Ausstellung war insgesamt in 14 Stationen gegliedert, die wiederum vier

---

<sup>88</sup> Zu diesen, sich im *Münchner Stadtmuseum* und *Stadtarchiv München* befindlichen Quellen zählen etwa: *Münchner Stadtmuseum* – Fotografien mit Studierenden in exotisierender Selbstdarstellung im Rahmen des Künstlerfestes „Reise um die Welt“ 1881; Plakate und Fotografien von Völkerschauen in München zwischen 1870 und 1940; Fotografien sogenannter „Fahrender“ um 1900; Archiv (Dokumente, Figuren) des „Marionetten-Theaters Münchner Künstler“ von Paul Brann, u.a. Direktor des Marionettentheaters, der infolge antisemitischer Hetze 1933 seine Konzession abgeben musste und 1934 nach Oxford emigrierte; Materialien zum Thema „Besatzungskinder“ (Filmplakat, Informationsbroschüre, Aufklärungsbuch); Fotografien und Dokumente zur US-amerikanischen Besatzung; *Stadtarchiv München* – Urkunden zur Verleihung des Heimat- bzw. Bürgerrechts um 1900; Materialien zur Beschäftigung italienischer ArbeiterInnen in den Münchner Ziegeleien wie zweisprachige Arbeitsanweisungen, Fotografien, Anträge zum Schulbesuch und Stundenpläne der mitgeführten Kinder; das von Polizeidirektor Alfred Dillmann 1905 herausgegebene „Zigeuner-Buch“, das die Ergebnisse der Arbeit der, ebenfalls durch diesen eingerichteten, „Zigeunerzentrale“ zusammenfasste, welche die ordnungspolitische Erfassung und Verfolgung von Sinti und Roma sowie „nach Zigeunerart“ Umherziehenden zur Aufgabe hatte; Fotografien und Dokumente zur Geschichte der (osteuropäischen) jüdischen Münchner Bevölkerung; Flugblätter, Propagandapostkarten, Karikaturen des „Deutschen Notbunds gegen die Schwarze Schmach“; Fotografien und Dokumente zum Zwangsarbeiterereinsatz zwischen 1933 und 1945; Dokumente und Fotografien zur Flüchtlingsthematik nach dem Zweiten Weltkrieg; Fotografien zum Thema „GastarbeiterInnen“.

Hauptthemenkomplexen zuzuordnen waren: „Kultur“, „Ökonomie“, „Politik“, „städtischer Raum“ (ebd.:13). Thematisiert wurden die in München geführten politischen Debatten und öffentlichen Diskussionen über die Thematik Migration sowie die Auseinandersetzung mit ihr im kulturellen Bereich. Im Fokus standen die Transnationalisierung und Transnationalität des städtischen Raumes und der kulturellen Praxen sowie ihren hybriden Resultate. In ihrer Erzählstruktur kritisierte die Ausstellung den herkömmlichen Blick auf Migration, der sich in der Erzählung von Migrationsgeschichte niederschlägt, die Perspektive der Mehrheitsgesellschaft, die als vorgestelltes „Wir“ auf die „Anderen“ schaut.

Ziel der Ausstellung war es, die wissenschaftlich fundierte Perspektive auf Migration als einen zentralen und selbstverständlichen Teil gesellschaftlicher Entwicklungen sowie die Lebensrealitäten und Perspektiven von MigrantInnen sichtbar zu machen. Zudem sollten die etablierten Bilder und Sichtweisen auf Migration und MigrantInnen hinterfragt und gegebenenfalls dekonstruiert werden. Auf diese Weise sollten Stereotype ausfindig gemacht und deren (Re-)Produktionsmechanismen vor Augen geführt werden. Der zeithistorische Rahmen, den das Forschungs- und Ausstellungsprojekt untersuchte, beschränkte sich auf Entwicklungen seit 1955, also dem Jahr, in dem die Bundesrepublik das erste Anwerbeabkommen für „Gastarbeiter“ mit Italien unterzeichnete (Engl/Hess 2009).

Die Zusammenarbeit von Universität und Stadt sowie die Kombination von wissenschaftlicher studentischer Forschung und künstlerischer Umsetzung stellte in München einen gänzlich innovativen Ansatz dar (ebd.: 13)<sup>89</sup>. Auch die Forschungsperspektive sowie die Art der Präsentation kann als positives Alleinstellungsmerkmal des Projektes aufgefasst werden. In dieser Hinsicht diente es unserem Forschungsprojekt „Migration bewegt die Stadt“ auch als konzeptionelles Vorbild für den kooperativen Forschungsansatz und die Forschungsperspektive.

Für die Erarbeitung eines musealen Sammlungskonzeptes zum Thema Migration ist „Crossing Munich“ in zweierlei Hinsicht dienlich: Zum einen wurden auch in diesem Fall wieder Münchner Migrationsgeschichten erforscht und aus der Perspektive der Migration bedeutsame Themenfelder der Münchner Geschichte seit 1955 bis in die Gegenwart erarbeitet, die herangezogen werden können. Zum anderen wurde umfangreiches Forschungsmaterial wie etwa Filmausschnitte, Presseartikel, Fotografien u. ä. recherchiert, zusammengetragen und ausgewertet und Interviews mit

---

<sup>89</sup> Vergleichbar war die Herangehensweise, wenn auch in quantitativ geringerem Umfang, mit dem bereits thematisierten „Projekt Migration“ (2005) in Köln.

unterschiedlichsten Akteuren der Migration geführt. Konkret erweist sich „Crossing Munich“ jedoch als für die Arbeit am musealen Sammlungskonzept weniger befruchtend, da das Projekt bewusst eine konzeptionell verankerte Abkehr von einem objektzentrierten Zugang wählte, die sich in einem weitgehenden Verzicht auf dreidimensionale Objekte in der Ausstellung niederschlug. Eine Materialisierung der Inhalte und Themen blieb jenseits von (meist in Reproduktion vorliegenden) Archivalien, Zeitungsausschnitten, Fotografien und sonstigen Medien aus. Objekte, welche die gezeigten Themen repräsentieren, müssten und könnten aber von den Erzählinhalten von „Crossing Munich“ ausgehend recherchiert werden.

Neben diesen kommunal geförderten und initiierten Projekten zur Münchner Migrationsgeschichte, sind eine Reihe weiterer Forschungen zur Münchner Migrationsgeschichte publiziert worden, denen allerdings keine Vermittlung durch Formate wie etwa das der Ausstellung voran ging. So gibt es von der Stadt München geförderte wissenschaftliche Publikationen zur Geschichte Münchens, welche auch relevant für die Münchner Migrationsgeschichte sein können. Diese können hier nicht näher behandelt werden, sollten in der musealen Arbeitspraxis aber Berücksichtigung erfahren, da sie einen wertvollen Zugang zu bereits erarbeitetem Wissen bieten, das im Kontext der Sammlung der Münchner Migrationsgeschichte verwendet werden kann. Zudem empfiehlt sich für die Projektarbeit grundsätzlich der Aufbau eines entsprechenden Bibliotheksbestands, der neben wissenschaftstheoretischen Beiträgen oder Ausstellungsbegleitpublikationen anderer Museen auch mit entsprechender für die Geschichte Münchens relevanter Literatur ausgestattet sein sollte.<sup>90</sup>

---

<sup>90</sup> Einige zu nennende Titel sind etwa: Albrecht, Ulrike/Kang, Chong-Sook (1998): Türkei in München. München (hrsg. von der LHM, Direktorium, AusländerInnenbeauftragte); Çevik, Ergün/Wimmer, Stefan (2012): München und der Orient. Lindenberg i. Allgäu; Heusler, Andreas (1996): Ausländereinsatz. Zwangsarbeit für die Münchner Kriegswirtschaft 1939 – 1945 (= Quellen und Forschungen für die Geschichte der Stadt München 1). München; Sedghi, Leila/Wagner, Ernst/Wimmer, Stefan (2012): Isar-Arabesken. Spuren des Orients in München. München; Pfeiffer, Zara (2011) (Hg.): Auf den Barrikaden. Proteste in München seit 1945. München (hrsg. von der LHM, Kulturreferat); LHM (1995) (Hg.): Jüdisches Leben in München in zwei Jahrhunderten. Geschichtswettbewerb 1993/94 (= Lesebuch zur Geschichte des Münchner Alltags). München 1995; Baumann, Angelika/Heusler, Andreas (2004): München „arisert“. Entrechtung und Enteignung der Juden in der NS-Zeit. München. Wilhelm, Hermann (2000): Die Schüleins. Aufstieg, Enteignung und Flucht. Zur Geschichte einer jüdischen Brauerei Familie in München. München; Stüber, Irene (2004): Hingerichtet in München-Stadelheim. Opfer nationalsozialistischer Verfolgung auf dem Friedhof am Perlacher Forst. München; Wilhelm, Hermann (1993): „Ich wußte, es wird schlimm“. Die Verfolgung der Sinti und Roma in München 1933 bis 1945. München; Heusler, Andreas (1991): Zwangsarbeit in der Münchner Kriegswirtschaft 1939 bis 1945. München; Werner, Constanze (2000): Kiew – München – Kiew. Schicksale ukrainischer Zwangsarbeiter. München; LHM (2002) (Hg.): Fremde Heimat. Zur Geschichte der Ausländer in München. Geschichtswettbewerb 1999/2000. (= Lesebuch zur Geschichte des Münchner Alltags). München; LHM (Hg.) (1991): In München geboren, von München angezogen, nach München verschlagen. Geschichtswettbewerb 1989/90 (= Lesebuch zur Geschichte des Münchner Alltags). München.

#### 4.2.3.2 „Typisch München!“ – Die Dauerausstellung des *Münchner Stadtmuseums*

Zuletzt soll bei der stadthistorischen Rückbindung des Sammlungskonzepts die Dauerausstellung des *Münchner Stadtmuseums* herangezogen werden. Für die Untersuchung der Dauerausstellung wurden sowohl Teile der entsprechenden konzeptuellen Literatur des hauptverantwortlichen Kurators der Ausstellung, Thomas Weidner – Leiter der Sammlung Grafik/Gemälde/Plakat und seit 2015 stellvertretender Direktor des *Münchner Stadtmuseums* – als auch die Ergebnisse der gemeinsamen Ausstellungsbegehung mit dem von uns gegründeten Fachgremium, welches das Forschungsprojekt beratend begleitet, herangezogen:

Mit dem Abschluss der Sanierungsarbeiten des Zeughauses, wurde anlässlich des 850. Stadtgeburtstages im Jahr 2008 die Dauerausstellung „Typisch München!“ eröffnet. Mit der baulichen Sanierung ging eine inhaltliche Neuausrichtung einher: Das Selbstverständnis des *Münchner Stadtmuseums*, das Weidner seinen Überlegungen zu einer stadthistorischen Präsentation zugrunde legte, ist „erstens (...) ein auf München und zweitens auf eine Stadt wie München bezogenes Museum, in dem neben lokalen auch weiterhin kulturgeschichtliche Themen aufgerufen werden, die für alle Großstädte einer globalisierten Welt von Bedeutung sind“ (Weidner 2007: 46). Auf vier Ebenen, die insgesamt 2400 Quadratmeter Fläche umfassen, wird seither anhand von rund 400 Objekten – primär aus den eigenen Sammlungen – die Geschichte der Stadt seit ihrer Gründung bis in die jüngere Vergangenheit in fünf wesentlichen Einheiten erzählt: „Das alte München“, „das neue München“, „die Stadt München“ sowie „Weltstadt München“ (Till/Weidner 2008).

Im Zentrum steht entsprechend dem Titel der Ausstellung die Frage, was als typisch für München gilt, und warum, sowie der historische Hintergrund dieser Zuschreibungen. Zu den einzelnen historischen Bereichen wurde jeweils ein Konzeptteam, bestehend aus den übrigen Sammlungsleitenden ins Leben gerufen. So konnte die Expertise und das Wissen aus den jeweiligen Sammlungsbereichen integriert werden. Die Grundidee der Ausstellung ist, neben der Präsentation historischer Fakten zur Geschichte der Stadt München, das vermeintlich Typische der Stadt und ihres Habitus’ als Mythen zu dekonstruieren und im Sinne einer Erfindung der Tradition<sup>91</sup> (Hobsbawn 1983) durch

<sup>91</sup> Der britische Historiker Eric Hobsbawn definiert die erfundene Tradition wie folgt: „Invented tradition’ is taken to mean a set of practices, normally governed by overtly or tacitly accepted rules and of a ritual or symbolic nature, which seek to inculcate certain values and norms of behaviour by repetition, which automatically implies continuity with the past. In fact, where possible, they normally attempt to establish continuity with a suitable historic past. (...) However, insofar as there is such reference to a historic past, the peculiarity of 'invented' traditions is that the continuity with it is largely factitious. In short, they are responses to novel situations which take the form of reference to old situations, or which establish their own past by quasi-obligatory repetition“ (Hobsbawn 1983: 1f.)

entsprechende Kontextualisierungen als historisch gewachsene Fiktionen zu entlarven, die in einem gegenwärtigen, jeweils zeitgenössischen Kontext gebildet, aber auf eine vergangene Epoche, Ereignis oder Phänomen als authentisch bezogen werden (Weidner 2007: 46).<sup>92</sup> Den konzeptionellen Dreh- und Angelpunkt, den Leitgedanken des Konzepts der damals neuen Dauerausstellung, fasste Weidner folgendermaßen zusammen: „Will man der drohenden Nostalgiefalle entgehen, wird das Publikum jetzt zur Auseinandersetzung mit solchen Projektionen der Geschichtserfindung und deren noch immer abzutragenden Hypotheken zu ermutigen sein“ (Weidner 2007: 50). Die Gefahr der unhinterfragten Reproduktion seitens der BesucherInnen von als ahistorisch wahrgenommenen, stereotypen Denkmustern und Klischees eines Münchner Stadthabitus' sowie ihre Konsolidierung als objektiver Tatsachenbestand bleibt natürlich letztlich trotzdem gegeben.

Zu dem konzeptionellen Leitfaden, für München als typisch bekannte Phänomene teilweise als jeweils zeitgenössische Erfindung durch die Jahrhunderte hinweg aufzuzeigen und hierfür die für die Stadtbiografie bedeutsamen Einschnitte als Grundstruktur der stadthistorischen Erzählung zu wählen, kommen zwei weitere Aspekte hinzu, die die Auswahl von Themen und Erzählschwerpunkten in der Ausstellung bestimmen: Die ausstellungsgeeignete Darstellbarkeit von Themen sowie das Heranziehen des hauseigenen Sammlungsbestands (ebd.: 49f.) als „visuelle Argumente“ (ebd. 50), denn der Erkenntnisgewinn, der durch das ausgestellte Exponat erreicht wird, ist nach Weidner die „eigentliche Sensation eines jeden Museums“ (ebd.). Geht man von der These aus, dass Stadtgeschichte und Migrationsgeschichte untrennbar miteinander verbunden sind, stellen sich die Fragen: Wo kann in der Dauerausstellung, die schließlich die historische Entwicklung der Stadt München erzählt, Migrationsgeschichte greifbar gemacht werden, oder wo wird sie, wenn nicht explizit, so vielleicht implizit, bereits greifbar? An welchen der historischen Stationen ließen sich mit Blick auf das Themenfeld Migration oder aus der Perspektive der Migration migrationsgeschichtlich relevante Erzählungen ergänzen und der Blick dahingehend

---

<sup>92</sup> Thomas Weidner zieht drei Fallbeispiele aus der Geschichte Münchens heran, die er als eine solche real wirkmächtige Erfindung der Tradition darstellt und zu denen es entsprechende Objekte in den Sammlungen des *Münchner Stadtmuseums* gibt, die in der Dauerausstellung zu sehen sind: die Moriskentänzer des Erasmus Grasser von 1480, die erst Jahrzehnte nach ihrer Fertigung als stadthistorische Identifikationsfigur Bedeutung erlangten; eine Kopie (das Original hat das Bayerische Nationalmuseum) des von Jakob Sandtner um 1570 gefertigten Stadtmodells von München, welches unerklärlicherweise den Status des authentischen Modells in der Wahrnehmung der BesucherInnen wie der Stadtbevölkerung erlangte; sowie ein von 1864 von Konrad Knoll angefertigter der Zinkguß von Heinrich dem Löwen, um den erst im Zuge der 700-Jahrfeier der Gründung der Stadt München als Gründungsfigur ein regelrechter Kult entstand (Weidner 2007: 46-49).

erweitern? Und: An welche gegebenenfalls noch zu recherchierenden oder auch bereits vorhandenen Exponate sind diese Geschichten anzuknüpfen?

Dies zu untersuchen und damit eine sowohl stadt- als auch institutionsgeschichtliche Rückbindung der Thematik im Sinne eines integrativen Ansatzes, Migration zu sammeln und zu erzählen, zu erreichen, ist durch die akteurszentrierte Erarbeitung im Kontext des Fachgremiums untersucht worden. Damit ist auch eine Verknüpfung des emischen und etischen Zugangs geschaffen, die ein gegenseitiges Korrektiv darstellt und eine polyphone Geschichtsdarstellung möglich machen kann. Auf den Hintergrund und die Ergebnisse der gemeinsamen Begehung der Dauerausstellung mit dem Fachgremium gehe ich im Folgenden ein.

Bereits beim ersten Treffen des Fachgremiums wurde der Wunsch, der in den folgenden Sitzungen konsequent bekräftigt wurde, geäußert, Zwischenergebnisse und erste Konkretisierungen des Projektes rasch für die Öffentlichkeit sichtbar zu machen. Nach dem Verständnis der Teilnehmenden musste dies nicht unbedingt im Sinne der konventionellen Möglichkeiten der städtischen Institutionen erfolgen – etwa Ausstellungsprojekte und Publikationen. Interventionistische Eingriffe in die Dauerausstellung und anderweitige Veranstaltungs- und Vermittlungsformate (z.B. Audioguides, Tagungen, Vorträge) schienen, wenngleich ein pragmatisches, so doch probates Mittel zu sein, um erste Schritte in Richtung dieser Forderung zu gehen.

Die Dauerausstellung wurde dabei, abgesehen von der symbolischen Bedeutung einer Verortung der Migrationsgeschichte in der stadtgeschichtlichen Ausstellungspräsentation, als konkreter sowie ideeller Möglichkeitsraum betrachtet, migrationsrelevante Themen im Kontext der in der Ausstellung angestrebten Erzählung der Münchner Stadtgeschichte zu definieren, entsprechend gezielt Geschichten und Objekte zu sammeln und diese schließlich in der Ausstellung sichtbar zu machen. Vor diesem Hintergrund wurde in einer der Sitzungen des Fachgremiums beschlossen, gemeinsam die Dauerausstellung zu begehen und nach Aspekten der Münchner Migrationsgeschichte sowie auf Anknüpfungs- und gegebenenfalls Vertiefungsmöglichkeiten hin zu untersuchen.

Zu Beginn der gemeinsamen Begehung wurden die Teilnehmenden kurz in die Geschichte des Museums, die Entwicklung und Schwerpunkte der Sammlungsbestände sowie das der Dauerausstellung zugrunde liegende Konzept eingeführt. Im Anschluss sollte sich die Gruppe nach persönlichen Interessenschwerpunkten auf einen der die Ausstellung chronologisch strukturierenden Bereiche konzentrieren. Die



TeilnehmerInnen wurden dabei gebeten, ihre Ideen, Anmerkungen und Eindrücke festzuhalten. Im Anschluss an die etwa 90 minütige Begehung des ausgewählten Ausstellungsbereichs kamen wir zur gemeinsamen Besprechung der Ergebnisse zusammen.

Für die Ausstellungsbereiche, welche historisch die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts bis in die jüngere Stadtgeschichte umfassen, wurde befunden, dass sich Migrationsaspekte sehr gut anknüpfen und ergänzen ließen. Gerade, da die jüngere Stadtgeschichte im Vergleich zu den historisch weiter zurückgreifenden Ausstellungseinheiten nur schlaglichtartig und auch hinsichtlich der gezeigten Exponate sehr reduziert erzählt wird, könnten hier verstärkt Migrationsaspekte thematisiert werden. Die Medienrotunde etwa, die populärkulturelle Ereignisse seit den 1970er-Jahren bis zur Eröffnung der Ausstellung 2008 in Medienbildern zeigt – Material, Drehbuch und Realisation fand durch den *Bayerischen Rundfunk* statt – könnte genutzt und die dort aufgegriffenen Themen vertieft werden: Etwa das Thema Rassismus, die politische Diskussion unter dem bayerischen Ministerpräsidenten Franz-Josef Strauß (CSU, 1961 bis 1988) und das Aufstreben der 1983 in München gegründeten rechtskonservativen *Republikanischen Partei*, in den darauf folgenden Jahren anlässlich der Bilder zur „Münchner Lichterkette“<sup>93</sup> im Jahr 1992; das Thema Sport und Migration beispielsweise anhand migrantisch organisierter Sport- und Fußballvereine (z.B. *SV Türkücü-Ataspor München e.V.*) oder mitunter städtisch geförderter Projekte wie „Bunt kickt gut“<sup>94</sup>; anlässlich des gezeigten Wutausbruchs des ehemaligen *FC-Bayern* Trainers Giovanni Trapattoni; anlässlich des Olympia-Attentats 1972, den rassistisch-antizionistischen Kontext und die politischen Konsequenzen für MigrantInnen wie beispielsweise Ausbürgerungen oder Schwierigkeiten bei binationalen Eheschließungen. Solche Erzählungen könnten der ohnehin knapp gehaltenen

<sup>93</sup> In Reaktion auf die Übergriffe auf asylsuchende Flüchtlinge in Deutschland organisierten die Münchner Gil Bachrach, Giovanni di Lorenzo, Christoph Fisser und Chris Häberlein eine Lichterkette, die die Solidarität der MünchnerInnen mit den Opfern demonstrieren und ein Zeichen gegen Rassismus, Rechtsradikalismus und Fremdenfeindlichkeit setzen sollte. Am 6. Dezember 1992 fand in München die erste Lichterkette mit über 400.000 Menschen (mehr als ein Drittel der damaligen Gesamtbevölkerung der Stadt) in Deutschland statt. Infolge wurde der gemeinnützige Verein *Lichterkette e.V.* gegründet, der bis heute besteht und sich mit Projekten und Aktionen für den interkulturellen Austausch engagiert. Zusammen mit dem *Ausländerbeirat* der Stadt München vergibt der Verein den Förderpreis „Münchener Lichtblicke“ ([www.lichterkette.de](http://www.lichterkette.de)).

<sup>94</sup> *bunkicktgut* ist eine Straßenfußball-Liga. Die Initiative entstand 1997 infolge eines Betreuungsangebots für Kinder und Jugendliche aus den Gemeinschaftsunterkünften für Asylsuchende und Bürgerkriegsflüchtlinge der Stadtteile Neuhausen und Sendling in München. Seither wurde die Projektidee zur interkulturellen Verständigung konzeptionell ausgebaut und gilt heute als Pionierprojekt für Integration und präventive Sozialarbeit hinsichtlich Gewaltanwendung und Kriminalität von Kindern und Jugendlichen. Organisiert und realisiert wird *bunkicktgut* in Kooperation städtischer Referate, Ämter und freier Träger. Die Straßenfußball-Liga findet mittlerweile auch in anderen Städten Deutschlands, der Schweiz und in Sokodé in Togo statt ([www.bunkicktgut.de](http://www.bunkicktgut.de)).

Darstellung ergänzend und korrigierend zugute kommen, so die Aussagen.

In den Ausstellungseinheiten zur „Hauptstadt der Bewegung“ könnte, so die Sicht der Mitglieder des Fachgremiums nach dem Besuch, aus migrationshistorischer Sicht angeknüpft werden und etwa die Erzählung über die rassistisch orientierte Verfolgungs- und Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten, kriegsbedingte Zwangsmigrationen, Flucht und Exil zur Zeit des Nationalsozialismus oder nach dem Krieg schließlich die Flucht der Nationalsozialisten selbst etwa in die Türkei oder nach Argentinien erzählt werden. Auch die Geschichte der Nachkriegszeit in München, der Einfluss der amerikanischen Besatzung und ihre alltagshistorischen, lebensweltlichen Auswirkungen (z. B. Kaugummi, englischsprachige Spiele und Schulbücher, „Besatzungskinder“) und die Spuren, die sie im öffentlichen Raum hinterließen (z. B. Bars, Kino, auf dem Oktoberfest), könnten hier thematisiert werden.

Gerade den Themen Flucht und Vertreibung wurde generell ein hoher Stellenwert zugeschrieben. So etwa Migrationsbewegungen im Kontext der Nachkriegszeit oder wegen Kriegen in anderen Ländern, die politisch-ideologisch motivierte Flucht aus der ehemaligen UDSSR, nach dem Zerfall der Sowjetunion und solche seit den 1980er-Jahren aus den ehemaligen sogenannten Ostblockländern, der Zusammenhang der Griechisch-Türkischen Geschichte mit der Einwanderung nach München und die Debatten zu Asylunterkünften in den 1980er- und 1990er-Jahren, die stadthistorisch wichtig sind. Gerade das Thema Flucht und Vertreibung ist aktueller denn je für die Stadtgeschichte und die Gesellschaft und könnte bis in die Gegenwart erzählt werden. Als relevante Orte in diesem Zusammenhang wurden etwa das *Kreisverwaltungsreferat (KVR)* und die *Ausländerbehörde* genannt. Neben der Thematik Flucht und Vertreibung wurde darauf verwiesen, die Isar nicht nur als gesellschaftlichen Erfahrungs- und Freizeitraum darzustellen, sondern auch ihre Bedeutung als historischer Handelsweg und den damit verbundenen Austausch von Waren und Menschen stärker hervorzuheben. In diesem Kontext wurde auch die *Münchner Großmarkthalle* angesprochen und auf ihre Rolle als Umschlagplatz für internationale Waren und Ausgangs- wie Zielpunkt internationaler Verbindungen verwiesen.

Auch die Ausstellungsbereiche, die das 19. Jahrhundert umfassen und bis zum Beginn des 20. Jahrhundert reichen, bieten den TeilnehmerInnen zufolge zahlreiche und unterschiedlichste Anlässe, Migrationsaspekte einzuarbeiten. So fänden es einige Teilnehmenden angebracht, die architektonische Stadtentwicklung hinsichtlich ihrer hellenistischen Orientierung („Isar-Athen“) sowie der Bedeutung von internationalen

KünstlerInnen in diesem Kontext zu thematisieren. Erzählerische Anhaltspunkte könnten hier etwa in der Ausstellung gezeigte Gemälde sein. Die kolorierte Fotografie von Hans Grässel aus dem Jahr 1907, welche die Volksschule am Gotzinger Platz in München zeigt, bot etwa einem Teilnehmer Anlass das Thema Schule bzw. Bildung und Migration in der Gegenwart aufzugreifen. Und in Anlehnung an eine Ausstellungsinstallation, die eine Handkarre mit Mobiliar zeigt und das mit dem Wohnungselend im 19. Jahrhundert verbundene häufige Wechseln von Unterkünften in München thematisiert, wurde die Idee geäußert, generell auf die durch Zu- und Abzug von MigrantInnen beeinflusste Entwicklung von Stadtvierteln wie etwa das Westend zu verweisen und gleichzeitig die mit der Wohnungssuche verbundenen Problematiken für MigrantInnen zu zeigen, die bis in die Gegenwart fort dauern. Ein historisches Plakat des *Sportvereins FC Wacker* aus dem Jahr 1909 könnte Anlass bieten, das Thema Sport und Migration im Allgemeinen zu thematisieren oder auch die Geschichte dieses Vereins bis in die Gegenwart zu erzählen, der sich heute als integrationsfördernde Bildungseinrichtung versteht und mit seiner multikulturellen Ausrichtung wirbt.

Neben diesen gegenwartsorientierten Ideen für migrationsrelevante Erzählungen, zu denen jeweils historische Exponate den Anlass boten, wurden auch Vertiefungsmöglichkeiten von historischen Erzählungen in der Ausstellung genannt, die migrationshistorische Aspekte in sich tragen. So wurde etwa im Kontext eines Gemäldes, das anlässlich des ersten Oktoberfestes im Jahr 1810 von Wilhelm von Kobell mit dem Titel „Hochzeit des Thronfolgerpaares mit Pferderennen“ gefertigt wurde, empfohlen, zusätzlich zu dem Hinweis, dass es sich bei dem dargestellten Pavillon um ein türkisches Audienz zelt und Beutegut aus den sogenannten „Türkenkriegen“ handelt, die Geschichte der Zwangsarbeiter („Türkengraben“) und Kriegsgefangenschaft („Türkentaufen“) ebenso wie die zu der Zeit grassierende Begeisterung zu Hof und in der adeligen Gesellschaft für das Orientalische zu thematisieren. Anlässlich des Plakats „Grand Café Impérial am Hauptbahnhof“ von Johann Baptist Maier aus dem Jahr 1908 sowie Handpuppen des Grafen von Poggi aus dem Kasperltheater, die stereotype Darstellungen von Ethnien präsentieren, wurde angeregt, Fragen nach den Inszenierungen und Definitionen von „Fremdheit“ und „dem Anderen“ sowie ihre gesellschaftlichen und politischen Implikationen in der Ausstellung zu diskutieren. In diesem Kontext fielen vor dem Hintergrund des Kolonialismus auch die Themen Völkerschauen und die Begeisterung für „Exotisches“ in München, insbesondere um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, die vertiefend

und kritischer erzählt werden sollten.

Was schließlich die Ausstellungsbereiche betrifft, die in den Kontext des sogenannten „Alten Münchens“ fallen, wurde konstatiert, dass mit einer entsprechenden Perspektivenverlagerung nahezu alle Aspekte in diesem Abschnitt, Erzählanlässe zu mit Migration assoziierten Themen bieten würden. So könnten etwa anhand des Stadtmodells das Thema Grenze und Grenzziehungen mit ihren Auswirkungen auf Migrationsbewegungen oder damit zusammenhängende Konstruktionen von Bürgerschaftlichkeit bzw. Bürgerrechtsstatus mit ihren jeweiligen lebensweltlichen Implikationen gezeigt sowie auch der Konstruktionscharakter von „Fremdheit“ und die politischen Definitionen dessen, was, wer, wann als „fremd“ galt, thematisiert werden. Die Moriskentänzer könnten einen Erzählanlass bieten, über Exotismus und Fremdheits-Konstruktionen kritisch zu diskutieren. Die im Kontext eines Gemäldes von Joseph Stephan, das eine Ziegelei bei München um 1770 zeigt, erwähnte Thematik der SaisonarbeiterInnen aus dem Friaul, sollte vertieft werden und etwa die Stigmatisierungen der ArbeiterInnen seitens der Münchner Bevölkerung, ihre lebensweltlichen Bedingungen, die formalen Prozesse der Werbung um ArbeiterInnen oder die infrastrukturellen Auswirkungen, wie etwa die Schaffung eines Schulunterrichts für die mitreisenden Kinder, aufgreifen. Und schließlich wäre es auch hier möglich im Kontext von Salzhandel und Handwerk, die grundsätzliche Mobilität von Gesellschaften nicht als ein Phänomen der Gegenwart oder jüngeren Vergangenheit zu sehen, sondern die Mobilität von Menschen und Waren mit ihren lebensweltlichen und stadtgeschichtlichen Implikationen als historische Normalität zu begreifen.

Lässt man die TeilnehmerInnen ausgehend von der im *Münchner Stadtmuseum* gezeigten Dauerausstellung potentielle Themenfelder der Münchner Migrationsgeschichte eruieren, so zeigt sich erneut die unglaubliche Vielfalt und Breite an Zugängen, die dabei zustande kommt. Interessant ist, dass die meisten der genannten Themen, wenngleich sie zunächst in einem bestimmten historischen Abschnitt der Ausstellung verortet wurden, von so allgemein bedeutsamer Natur sind, dass sie zu jeder Zeit der Geschichte ihre Gültigkeit haben, sich nur jeweils unterschiedlich intensiv zeigen und sich ihrem jeweiligen Kontext entsprechend anders auswirken. Themen wie die eines ideellen und materiellen Austauschs von Personen und Gütern (etwa durch Handel, Reise und Tourismus), Fragen nach der Konstruktion und Stereotypisierung von Fremdheit, welche die Themen Rassismus und Diskriminierung implizieren, und Themenfelder, die den alltagskulturellen Bereich umfassen (etwa Ernährung, Religion,

Sprache, Bildung oder Arbeit) und schließlich Themen, die sozialpolitische Dimensionen aufweisen (etwa kriegsbedingte Flucht, Vertreibung oder Armut und damit verbundene Migrationsbewegungen), haben der stadthistorischen Erzählung folgend ihre Bedeutung und sind auch anschlussfähig hinsichtlich aktueller Entwicklungen.

Die genannten Bereiche ziehen sich konsequent durch die Stadtgeschichte und ließen sich an unterschiedlichen Stellen in der Dauerausstellung einbringen und vertiefen. Mit einer entsprechenden Perspektivenverschiebung und -ergänzung ließe sich die Prägung der Geschichte und des Alltags der Stadt durch Migration bis in die Gegenwart sehr gut in die Dauerausstellung integrieren. Bei einem Großteil der Ausstellungsthemen ließen sich Migrationsaspekte einflechten, wenn diese auch zunächst nicht offensichtlich erkennbar sind. Auch könnten die historischen Objekte und Sachverhalte genutzt werden, um Bezüge zu gegenwärtigen migrationsrelevanten Themen herzustellen.

Angesichts der erneuten Vielfalt sowie Komplexität jeder der genannten Bereiche besteht allerdings die Gefahr, der Thematik im derzeitigen Dauerausstellungsformat nicht gerecht werden zu können und stattdessen womöglich den Charakter einer „Fußnoten- oder Parallelerzählung“ zu bewirken. Wann wird der Rahmen der Dauerausstellung auf diese Weise womöglich gesprengt? Und wird man der Bedeutung der Thematik auf diese Weise (noch) gerecht? Welche Einzelthemen müssen symbolisch in die Dauerausstellung aufgenommen und welche eventuell im Rahmen von Wechselausstellungen vertieft werden? Oder muss es zusätzlich zur stadthistorischen Dauerausstellung auch eine Dauerpräsentation zur Münchner Migrationsgeschichte – wie dies etwa zum Nationalsozialismus auch der Fall ist – geben, auch wenn damit das Credo der notwendigen symbolischen Verankerung in der Stadtgeschichte so nur teilweise eingelöst werden würde?

Das sind Fragen, die gestellt werden müssen, aber an dieser Stelle nicht mein Thema sind. Für mich ist an dieser Stelle primär von Bedeutung, dass grundsätzlich jedes einzelne angeschnittene Themenfeld ein Sammlungsfeld aus der Perspektive der Migration sein kann und sich in eigenen Ausstellungen vertiefen und in der Dauerausstellung an ausgewählten Stellen anknüpfen ließe. Die meisten der genannten Themen entsprechen dabei, ähnlich wie in den Workshops, großen Themenblöcken wie Politik und Infrastruktur, Daten, Fakten, Formen, Phasen, Routen und Motiven von Migrationen, lebens- und alltagsweltlichen Konsequenzen sowie soziokulturellen Problematisierungen durch Diskriminierung, Rassismus und stereotype Wertsetzungen.

#### 4.2.4 Musealisierung der Gegenwart

Der in den vorherigen Abschnitten thematisierte emische und etische Zugang für das Themen- und darauf basierende Objektsetting muss durch einen weiteren ergänzt werden: Der gegenwartsorientierte Zugang bei der musealen Erzählung und Sammlung. Diesen Aspekt als Selektionskriterium bei der Frage, was zu sammeln ist, heranzuziehen, hat unterschiedliche Gründe. In der Museumsfachwelt gibt es seit geraumer Zeit einen entsprechenden Diskurs über die Notwendigkeit und den Anspruch gerade an kulturhistorische Museen wie Stadtmuseen, Heimat- oder Freilichtmuseen, sich zunehmend aktuellen Themen zu öffnen: „Die Musealisierung der Gegenwart nimmt in der aktuellen theoretischen Museumsdebatte sowie in der praktischen Museumsarbeit eine gewichtige Rolle ein“ (Elpers/Palm 2014b: 7), konstatieren die Kulturwissenschaftlerinnen Sophie Elpers und Anna Palm. Sie stellen fest, dass sich gerade kulturhistorisch arbeitende Museen sowohl bei der Sammlungs- als auch der Vermittlungs- und Ausstellungsarbeit in Ergänzung der bisherigen Vergangenheitsfokussierung zunehmend in der Gegenwart bedeutsamen und aktuell in der Gesellschaft verhandelten soziokulturellen Themen zuwenden (Elpers/Palm 2014c: 9).

Diesen derzeitigen Musealisierungstrend der Gegenwart sehen sie in den Aspekten „Demokratisierung, Kontextualisierung, Kommerzialisierung und Besucherorientierung“ (ebd.: 15) begründet: Die Hoffnung ist, auf diese Weise dem Museum neue Besuchergruppen zuzuführen und der Museumsarbeit verstärkt politisches Gewicht zu verleihen. Auch ließe sich so eine gesellschaftliche Re-Legitimierung der in die Kritik geratenen und manchmal als verstaubt wahrgenommenen historischen Museen erreichen. In der Hinwendung zu aktuellen Themen sehen kulturhistorisch arbeitende Museen die Chance sich angesichts schwindender Besucherzahlen gegenüber konkurrierenden Institutionen abgrenzen zu können. Wie kaum ein anderer Museumstyp können sie aktuelle Fragestellungen im Kontext historischer Zusammenhänge beleuchten und damit die gesellschaftliche Auseinandersetzung anregen. Indem sie auf historische Entwicklungen und Erfahrungen zurückgreifen, lässt sich ein konstruktiver Beitrag zu aktuellen Debatten und Fragen der Gesellschaft liefern und die Diskussion durch eine Erweiterung der Perspektive bereichern (Korff 2005c: 12; Elpers/Palm 2014c: 13).

Die Motivation, sich zunehmend Gegenwartsthemen in der Museumsarbeit zuzuwenden, ist außerdem im Kontext der repräsentationskritischen *New Museology* zu

sehen, die eine Demokratisierung der Wissenskultur fordert und dementsprechend Partizipation und Polyphonie als Leitsätze der Museumsarbeit formuliert (Elpers/Palm 2014c: ebd.). Dies erklärt auch den im Museum zu verzeichnenden Trend, sogenannte Stadtlabore einzurichten, die der Etablierung neuer Erzähl- und Vermittlungsstrukturen – teilweise als Ergänzung der herkömmlichen Ausstellungserzählung –, der Einbringung von Meinungsvielfalt sowie einer Politisierung der Museumsarbeit dienen und der Institution durch das Aufgreifen aktueller Themen wieder eine gesellschaftliche Relevanz verleihen sollen. Hier ist das von Clifford in die Diskussion eingeführte Konzept des Museums als „contact zone“ (Clifford 1997) zu nennen, demzufolge Museen als im Hier und Jetzt verankerte Orte der Begegnung von Menschen und Geschichte begriffen und entsprechend gestaltet werden müssen (Elpers/Palm 2014c: 13). Durch das Öffnen für die Gegenwart und die Einbindung unterschiedlicher Erfahrungshorizonte können „soziale Kohäsion und Inklusion geschaffen werden und zugleich Bildungsarbeit geleistet und die Identifikation der Partizipierenden mit Museen gefördert sowie ihr Alltagswissen für museale Zwecke gesammelt werden“ (ebd.: 13f.). Die Fragen aber, was unter Gegenwart zu verstehen ist, wie diese zeitlich zu definieren ist und mit welchen Konsequenzen für die museale Arbeit dies einhergeht, sind komplexer, als der Begriff zunächst vermuten lässt und werden im Museumsfeld auch unterschiedlich aufgefasst und umgesetzt: „Auf die Frage, was Gegenwart ist und wo sie beginnt, finden sich bei einem Streifzug durch kulturhistorische Museen verschiedene Antworten“, schreiben Elpers und Palm (ebd.: 9). Unter Gegenwart werden solche historischen Vorgänge und Prozesse verstanden, die aufgrund ihrer politischen, sozialen, kulturellen oder auch wirtschaftlichen Dimensionen eine besondere, bis in die Gegenwart reichende und diese prägende Tragweite haben, so dass sie als Bestandteil ebendieser aufgefasst werden (ebd.: 9f.). So können nicht nur vergangene Ereignisse oder Phänomene ob ihrer Jetzt-Relevanz als Gegenwart verstanden werden. Gleiches, so argumentieren sie in Anlehnung an den Historiker Reinhart Koselleck, gilt für entsprechende Visionen und Szenarien, die in der Gegenwart verankert sind, aber auf die Zukunft projiziert werden: „Gegenwart lässt sich nur mit Vergangenheit und Zukunft, zwischen denen sie liegt, denken“ (ebd.: 11). Damit wird Gegenwart immer auch zu einem für die Zukunft bedeutsamen, wenngleich noch offenen Prozess, der es schwer macht, im Objekt eingefangen und in der musealen Erzählung formuliert zu werden (ebd.: 10).

Der Aspekt, dass der Prozess der Musealisierung selbst als eine zwischen

Vergangenheit und Gegenwart verankerte Praxis zu begreifen ist, und die Tatsache, dass das Museumsfachpersonal ebenso wie die BesucherInnen in ihrem Zugang und ihrem Blick auf Vergangenheit wie auf Zukunft grundsätzlich von den sie umgebenden Strukturen geprägt werden, spielt in die Frage „was (...) Gegenwart im und für das Museum“ bedeutet zudem mit hinein (ebd.: 10): „In der Gegenwart sind die Erfahrung aus der Vergangenheit und die Erwartung an die Zukunft enthalten; die Grenzen zwischen den Zeitabschnitten sind durchlässig und fließend“ (ebd.: 11), argumentieren Elpers und Palm in Anlehnung an Koselleck und die Soziologin Helga Nowotny. Der Soziologe Hartmut Rosa wiederum begreift Gegenwart als den im kollektiven Bewusstsein verankerten gemeinsamen Wissens- und Erfahrungshorizont einer Gesellschaft (Rosa 2013: 23). Elpers und Palm beschreiben sie in Anlehnung an Rosa folglich als „Stabilitätsraum (...), (als) Periode des Gültigen, (die) eine relative Orientierungs-, Bewertungs-, Planbarkeits- und Erwartungssicherheit“ (Elpers/Palm 2014c: 11f.) bietet.

Im Kontext eines gesellschaftlichen „Selbstverständigungsdiskurses“ (Imhof 2012: 66), der in der Gegenwart verhandelt wird und verankert ist, kommt dem Historischen eine besondere Rolle zu. Zum einen kann die Vergangenheit, wie bereits erwähnt, Orientierungs- und Erfahrungsraum sein, zum anderen übernimmt sie eine kompensatorische Funktion im Kontext gesellschaftlicher Gegenwartsbewältigung, indem sie neben Orientierung auch die Möglichkeit der (Selbst-)reflexion und -vergewisserung bietet (ebd.: 62). Gegenwart wird damit zum „Gestaltungszeitraum“ (Elpers/Palm 2014c: 13) mit den Konsequenzen der „Gestaltungsnotwendigkeit“ (ebd.) sowie der „Gestaltungsmöglichkeit“ (ebd.). Damit wird deutlich, dass die Dimension der Gegenwart facetten- und weitreichender ist als lediglich die chronologische Festlegung einer spezifischen, an historischen Zäsuren orientierten Zeitspanne.

Je nach Schwerpunktsetzung und Leitbild eines Museums wird dem Sammeln der von Gegenwart unterschiedlich viel Bedeutung zugeschrieben. In der Regel wird unter Gegenwart dabei das gefasst, worunter in der Geschichtswissenschaft die Zeitgeschichte fällt: die Zeitspanne ab der Nachkriegszeit, etwa das Jahr 1950 bis hin zur Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert (ebd.). Die „zeitliche Begrenzung von Gegenwart“ (ebd.) wird damit zur Periode, die geprägt ist von einer relativen Flexibilität zwischen vergangener Gegenwart und gegenwärtiger Zukunft.

Wie in vielen anderen kulturhistorischen Museen, wird auch für das *Münchener Stadtmuseum* eine Öffnung hin zu gegenwärtigen Themen zunehmend von Bedeutung



und als Wunsch für künftige Ausstellungsprojekte sowie für die aktuell geführte Planung zur Sanierung des Gebäudes mit der zugleich stattfindenden konzeptionellen Neuausrichtung formuliert. Die aktuelle Dauerausstellung zur Münchner Stadtgeschichte wird gegen Ende der chronologisch aufgebauten Erzählung zunehmend dürftiger – sowohl was die gezeigten Objekte wie auch die inhaltliche Dichte angeht. Diesen Mangel an gegenwärtigen Themen in der Dauerausstellung haben neben den Museumsfachleuten auch die Teilnehmenden des Fachgremiums erkannt.

Hier kann eine Chance für die Einbringung von migrationsrelevanten Themen gesehen werden. Für das *Münchner Stadtmuseum* sollte eine Hinwendung zu gegenwärtigen Themen verstärkt aus der Perspektive der Migration erfolgen. Dies liegt an der gesellschaftshistorisch argumentierten Relevanz der Thematik Migration für die städtischen Entwicklungsprozesse sowie darin begründet, dass sich aus der Perspektive der Migration die gegenwärtigen gesamtgesellschaftlichen Trends und Themen der Stadt gleichsam wie in einem Brennglas sichtbar machen lassen. Migration kann als eines der zentralen Themen der Gegenwart gelten: Wohnungsmangel, gesellschaftliche Diversität, religiöse Vielfalt, Rassismus und Diskriminierung, soziale Armut und Ausgrenzung sind etwa Themen die einen zentralen Stellenwert im stadtsoziologischen und politischen Geschehen einnehmen, sich aus der Perspektive der Migration betrachtet verschärfen. So erzählt können etwa die genannten Themen nochmals verdeutlicht und in ihren Konsequenzen konkretisiert werden.

Das Vorgehen, die Migrationsgegenwart Münchens zu erarbeiten, sollte dabei auf einem doppelten Zugang beruhen, der sich schließlich in einer entsprechenden Sammlungsaktivität niederschlagen hat. Einerseits bietet sich die Möglichkeit, die historische Erzählung an spezifischen Stationen der Dauerpräsentation durch aktuelle Perspektiven zu ergänzen und zu erweitern.<sup>95</sup> Gleichzeitig muss die Fortsetzung der stadthistorischen Erzählung insbesondere für die Zeit ab dem Zweiten Weltkrieg fortgeführt werden und eine entsprechend intensive Sammlungsakquise stattfinden. Dieser Aspekt muss meines Erachtens aus haus- wie aus gesellschaftspolitischen Gründen entsprechende Priorität erfahren.

Die Themensetzung für eine gegenwartsorientierte Erzählung der Münchner

---

<sup>95</sup> Dies ist in der Vergangenheit insbesondere im Kontext des studentischen Forschungsprojektes „Mein München. Interventionen im Münchner Stadtmuseum“ (Eymold/Moser 2012) erprobt worden, das als Kooperationsprojekt zwischen dem *Münchner Stadtmuseum* und dem *Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie* der *Ludwig-Maximilians-Universität (LMU)* realisiert wurde. Die Präsentation der Ergebnisse in der Dauerausstellung des Stadtmuseums fand von 16. November 2012 bis 12. Mai 2013 statt. Teile der damaligen Installationen wurden in die ständige stadthistorische Ausstellung „Typisch München!“ dauerhaft übernommen.

Stadtgeschichte und die entsprechend durchzuführende Sammlungsarbeit sollte, wie in den vorangegangenen Abschnitten hergeleitet, sowohl auf einem emisch-partizipatorischen Zugang beruhen, als auch einen etischen Zuschnitt erfahren. Der emisch-partizipatorische Zugang kann hinsichtlich der Themen wie der Objektarbeit im Kontext von offenen wie geschlossen Veranstaltungen wie Worskshops und (spezifischen wie offenen) Sammlungsaufrufen geschehen. Der etische Zuschnitt ist dabei neben der zuvor dargestellten institutions- und stadtgeschichtlichen Rückbindung durch eine intensive Beobachtungs- und Wahrnehmungsarbeit gegenwärtig relevanter Themen durch die zuständigen Sammlungsleitenden zu leisten und umfasst etwa die aufmerksame Beobachtung des tagespolitischen wie gesellschaftskulturellen Geschehens im Stadtraum und eine entsprechende diskursanalytische Auswertung städtischer Themen und Trends. Auf diesen Punkt werde ich im zweiten Teil nochmals zurückkommen.

### **4.3 Sonderfall Migrationsobjekt?**

Im Kontext der Diskussion um die Implementierung von Migrationsgeschichte in die Kulturinstitutionen – insbesondere in kulturhistorische Museen –, wie sie in Deutschland „in Teilen von Politik, Wissenschaft und Zivilgesellschaft“ (Bluche/Gerbich/Kamel/Lanwerd/Miera 2013b: 11) sowie im Museumsfeld geführt wird, wird stets nach den Konsequenzen für die zentralen Aufgabenbereiche eines Museums gefragt. Die Auseinandersetzung darüber, was und wie gesammelt werden soll und wer personell in die zugehörigen Prozesse eingebunden sein muss, ist im Museumsfeld bisher nicht abschließend geklärt (ebd.: 12). Wenngleich eine allgemein verbindliche Lösung nicht zielführend ist angesichts der Heterogenität der einzelnen Häuser, ihres Selbstverständnisses, ihrer Vermittlungsziele und ihrer Sammlungspolitiken, so gibt es mittlerweile einen ersten Leitfaden, erarbeitet und herausgegeben vom *Deutschen Museumsbund (DMB)*, der grundsätzliche konzeptionelle Überlegungen für Museen zum Umgang mit der Thematik anstellt und zusammenfasst.

Diesen Leitfaden ergänzen mittlerweile zudem zahlreiche, zur Orientierung für den Sammlungsbereich wertvolle, meist ausstellungsbezogene Projekte (Bluche/Miera 2013: 26f.) einzelner Institutionen, die sich konkret mit der Frage, was und wie Sammeln, auseinandergesetzt und konstruktive, praxisnahe Zugänge erprobt und

durchgeführt haben. Trotz der Variabilität der Zielsetzungen und Herangehensweisen lässt sich festhalten, dass es als erstrebenswert gilt, das museale Sammeln von Migrationsgeschichte auf zwei Ebenen durchzuführen: 1. Historisch gewachsene Bestände sollen unter die Lupe genommen und nach migrationsrelevanten Gegenständen durchforstet werden. 2. Die Neuakquise von Objekten soll unter Verfolgung partizipativer Strategien und unter Beteiligung unterschiedlicher, museumsexterner Akteure wie ZeitzeugenInnen, BesucherInnen und ExpertInnen stattfinden (Deuser 2012: 7-9; Bluche/Gerbich/Kamel/Lanwerd/Miera 2013: 13f.)<sup>96</sup>.

Nachdem in den vorangegangenen Kapiteln bereits Selektionskriterien für das Setzen von Sammlungsthemen und -schwerpunkten genannt wurden, sollen diese im Folgenden auf die zu sammelnden Objekte bezogen erweitert werden. Grundsätzlich stellt sich die Frage, ob es tatsächlich so etwas wie eine „migratorische Ästhetik“ (Lanwerd 2013) gibt, die eine besondere Stellung der Thematik und entsprechende Prozesse für das Vorhaben, Sammlungsbestände aus- und aufzubauen, erfordern, oder, ob es sich allgemein um neue Arbeitsgrundsätze in der musealen Praxis handelt, die sich im Kontext der Debatte um die Aufarbeitung und Repräsentation von Migrationsgeschichte herauskristallisieren.

Fakt ist, wie in den vorherigen Kapiteln behandelt, dass es gerade bei der Migrationsthematik spezifische Aspekte in der Art der Thematisierung und Auseinandersetzung zu berücksichtigen gilt. Dies ist einerseits die Forderung, „aus der Perspektive der Migration“ selbst heraus zu forschen, zu sammeln und zu vermitteln. Andererseits die dargelegte Forderung hinsichtlich des Objekt- und Themensettings die Trias emisch-etisch-jetzt zu berücksichtigen. Im Anschluss daran, soll im Folgenden überlegt werden, was Objekte qua ihrer Materialität zu leisten haben, um als migrationsgeschichtlich und migrationsphänomenologisch geeignet und kulturhistorisch sowie sozialgeschichtlich als wertvoll eingestuft zu werden. Stellt die Thematik „Migration sammeln“ einen „Sonderfall“ musealer Sammlungsarbeit dar, der einer besonderen Behandlung von Migrationsobjekten bedarf, oder handelt es sich um allgemein verbindliche Ansprüche an ein zeitgemäßes Sammlungskonzept?

---

<sup>96</sup> Mit dem Verfahren des „Revisiting Collections“ erarbeiteten der britische *Museums, Libraries and Archives Council (MLA)* und die *Collection Trust* von 2005 bis 2008 eine Handreichung für Museen und Archive zur konzeptuellen Einbindung von Laienwissen zu einzelnen Objekten musealer Bestände. Ziel ist „to open up their collections for reinterpretation and knowledge capture by community groups and external experts to build and share a new understanding of the multi-layered meaning and significance of objects and records“ (<http://collectionstrust.org.uk/resource/revisiting-museum-collections/>).

### 4.3.1 Polysemie und Polyvalenz

Im Sinne des Ziels der Erarbeitung eines repräsentativen Sammlungskonzepts veranstalteten wir in der Vorprojektphase im Anschluss an unsern Themen- und Geschichten-Workshop auch einen Workshop mit dem Titel „Objekte und Geschichten der Migration“. Er fand am 21. Juli 2012 im Studio des *Münchner Stadtmuseums* statt. Angesichts des Anspruchs und der dargelegten Notwendigkeit, aus der Perspektive der Migration heraus zu sammeln, sollten unterschiedliche Akteure mit dem Ziel eingebunden werden, gemeinsam potentielle Objektkategorien und -kriterien zu erarbeiten und Kontakte zu für den geplanten Sammlungs Aufbau hilfreichen Personen herzustellen.

Die Annäherung an die Thematik sollte nach dem Vorbild eines Erzählcafés auf individueller Ebene über die (inter-)subjektiven Erfahrungen mit dieser stattfinden. Auf diese Weise sollte ein materieller Zugang zum Thema Migration aus der lebensweltlichen Perspektive der Akteure ermöglicht werden. Den Ausgangspunkt bildeten selbst ausgewählte Objekte, Lieblingsdinge oder Erinnerungsstücke, die wir die Teilnehmenden im Vorfeld baten mitzubringen.

Rund 19 Personen nahmen das Veranstaltungsangebot wahr. Nicht alle Beteiligten hatten aber ein Objekt mitgebracht. Nach einer kurzen Einführung und einer gemeinsamen Vorstellungsrunde waren die Teilnehmenden als Experten ihres Lebens eingeladen, nacheinander ihre Geschichte zu erzählen und dabei die Rolle des ausgesuchten Gegenstandes und seine Bedeutung zu reflektieren. Eine bestimmte Reihenfolge oder ein thematischer Schwerpunkt waren nicht vorgegeben.

Nach der gemeinsamen Erzählrunde wurden alle gebeten, ihre mitgebrachten Objekte zusammen zwei selbst gewählten Stichworten, die ihrer Ansicht nach ihre Geschichte und das mitgebrachte Objekt charakterisierten, zu präsentieren. Die Objekte waren in Bezug auf ihre Materialität sehr heterogen: biografische Zeugnisse, Dokumente, Fotografien und Gebrauchsgegenstände, die als Erinnerungs- und Symbolträger fungierten und erst über die Erzählung einen Bezug zum Thema Migration offenbarten (Bayer/Koschnick 2013: 26f.).

Ähnliche Erfahrungen bezüglich der notwendigen Kontextualisierung der Objekte durch die Geschichten der Akteure, um die Migrationsrelevanz der Gegenstände überhaupt erst zu offenbaren, sind in dem Sammel- und Ausstellungsprojekt „Auspacken: Dinge und Geschichten von Zuwanderern“ (Eisenrieder/Tschofen 2010) gemacht worden. Das Projekt war eine Kooperation zwischen dem *Ludwig-Uhland-Institut für Empirische*

*Kulturwissenschaft der Universität Tübingen, dem Referat für Migrationsfragen, dem Stadtarchiv Reutlingen und dem dortigen Heimatmuseum* (ebd.: 9). Ziel war eine Ausstellung über die Zuwanderungsgeschichte nach Reutlingen seit den 1950er-Jahren, die einen Beitrag zur Aufbereitung der lokalen Migrationsgeschichte leisten sollte.

Das Projekt hatte nicht den Anspruch einer nachhaltigen Integration der Perspektive Migration in die Sammlungs- und Vermittlungspraxis der beteiligten Institutionen Stadtarchiv und Museum. Der starke partizipatorische Ansatz insbesondere im Hinblick auf den Sammlungsaufbau (Tschofen 2010: 219f.), ist aber für das Ziel der Erarbeitung eines Sammlungskonzeptes nach den Ansprüchen des Projekts „Migration bewegt die Stadt“ durchaus methodisch sowie konzeptuell fruchtbar. Ich möchte dies im Folgenden kurz erläutern.

Der Ausgangspunkt der Recherche und Akquise sowie schließlich der Erzählung in der Ausstellung sollten die individuellen Geschichten der Reutlinger Bevölkerung sein, die dann in den Kontext der strukturgeschichtlichen Entwicklung entsprechend der metahistorischen Daten gestellt wurden (Eisenrieder 2010: 16). Die projektbetreuende Kulturwissenschaftlerin Claudia Eisenrieder entschied sich dafür in einem ersten Schritt einen Sammlungsaufbau zu starten, da die Reutlinger Migrationsgeschichte in den entsprechenden Institutionen bislang nicht gesammelt worden war. Zu diesem Zweck wurde in der Reutlinger Fußgängerzone ein temporäres Sammlungsbüro in einem Container errichtet, der zur Kontaktaufnahme mit Interessierten und Zeitzeugen diente. Hier wurden Interviews durchgeführt und Objekte mit ihren dazugehörigen Geschichten von über 100 Personen gesammelt und ausgewertet und in einer eigens hierfür eingerichteten Datenbank dauerhaft dokumentiert (Eisenrieder/Tschofen 2010: 10).

Die auf diese Weise zusammengetragenen Objekte umfassten Fotografien, Erinnerungsstücke, Habseligkeiten, Textilien, Dokumente – verwaltungstechnische, biografische, berufliche – oder auch Gegenstände aus Arbeitsbetrieben (wie etwa ein Steckbrett der Firma *Bosch*, das beim Einstufungstest der Bewerber eingesetzt wurde), gesellschaftliches Leben im Rahmen von Vereinskulturen, Arbeitsutensilien, Religiosa oder kulturhistorische Dokumente wie Lieder, Gedichte, Bücher. Die gesammelten Objekte und Geschichten der Akteure wurden in einem zweiten Schritt ausgewertet und zu Themenkomplexen und Geschichten gebündelt, welche schließlich die Grundlage der Erzählstruktur der Ausstellung bildeten. Die konzeptionelle Gliederung ergab Themenfelder wie etwa „Sprache, Liebe, Andenken“ und „Heimatvorstellungen“. Es wurde die Geschichte der „Gastarbeit“, der „Aussiedler und Spätaussiedler“ sowie die

von „ausländischen Flüchtlingen und Asylsuchenden“ thematisiert. Vereinzelt wurden auch andere Migrationsformen wie Bildungsmigration, Au-Pair oder auch Heiratsmigration beleuchtet (Eisenrieder 2010: 17).

Als weitere Grundlage für die Auseinandersetzung mit der Frage nach den Objektkriterien und einer materiellen Ästhetik der Migration im Sinne objektiver Erkennungsmerkmale von Migrationsobjekten lässt sich die Sammlung des Vereins *Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland e.V. (DOMiD)* heranziehen. Der auf Engagement von MigrantInnen gegründete Verein kann auf eine lange Erfahrungsgeschichte verweisen, die in Deutschland bis heute einzigartig ist, sowohl was die Konstanz und Breite des Sammelns als auch die über die Jahre zusammengetragene Menge an gesammelten Objekten zur Migrationsgeschichte anbelangt.

Die Akquise, Ablage und Erschließung von Flachware, Objekten sowie Medienmaterial (Ton- und Filmdokumente) sind die Haupttätigkeiten des Vereins. Der Fokus liegt auf Zeugnissen des Alltagslebens von Einwanderern, so dass die einzelnen Sammlungsschwerpunkte entsprechend die Themen Alltag, Arbeit und Politik umfassen. Die zusammengetragenen Bestandsobjekte reichen von Mobiliar, Wohnheimausstattung, privaten und/oder religiösen Erinnerungsstücken, Konsumartikeln, Objekten und Dokumenten aus dem Arbeitsleben von Personen oder dem Vereinsleben und privaten und behördlichen Korrespondenzen bis hin zu persönlichen Dokumenten wie Ausweisen und Arbeitsverträgen und allgemeinem Schriftgut wie beispielsweise Tagebücher oder Flugblätter.

Die Akquise erfolgt über Dauerleihgaben, Schenkungen und Nachlässe von Privatpersonen, von bekannten migrantischen Persönlichkeiten und von Institutionen und Vereinen. Der generelle Ausgangspunkt scheint hinsichtlich des Sammlungsaufbaus ein biografischer Zugang zu sein. Im Kontext von Ausstellungsprojekten, die *DOMiD* in der Regel in Kooperationen mit unterschiedlichen Institutionen und zu unterschiedlichen Themen primär im Bereich der Geschichte der Gastarbeit in der Vergangenheit durchgeführt hat, überschneidet sich der biografische Zugang mit einem konkreten historischen Thema (<http://www.domid.org/de/exhibitions>).

Neben unserem eigenen Projektworkshop und den externen Sammlungsprojekten, wie sie in Reutlingen und als fester Bestandteil der Arbeitspraxis von *DOMiD* durchgeführt wurden, können auch die Erfahrungen, die wir bei unserer Begehung der

Dauerausstellung mit dem Fachgremium gemacht haben, hinsichtlich der Frage nach den Objekten herangezogen werden. Was die Dauerausstellung und die von den TeilnehmerInnen des Fachgremiums gemachten Angaben anbetrifft, zeigte sich, dass – abgesehen von der ohnehin nur gering vertretenen Gegenwart – in den Fällen der meisten relevanten Themenaspekte kaum oder nur wenige Objekte notwendigerweise hinzuzufügen wären, um migrationsgeschichtliche Phänomene an die BesucherInnen zu vermitteln. Objekte können mit Erzählungen, Erfahrungen, Wahrnehmungen, Assoziationen und dergleichen mehr verknüpft werden und auf diese Weise eine andere, neue Relevanz bekommen. Oftmals wäre ein entsprechender erläuternder Text oder ein Audioguide ausreichend, um eine weitere Perspektive und Interpretation des bereits Gezeigten zu bieten. So kann etwa das Gemälde einer Ziegelei in der Dauerausstellung die Abläufe der Lehmziegel-Produktion in gleicher Weise erzählen wie die Geschichte der italienischen Saisonarbeiter aus dem Friaul in München und die entsprechende Infrastruktur, die sie in der Stadt hinterlassen haben.

Insgesamt lässt sich bei der Auswertung der Beispiele feststellen, dass der Großteil der herangezogenen Objekte seine migratorische Aussagekraft nicht per se besitzt, sondern diese sich erst im Kontext der Erzählung entfaltet. Dieser Aspekt ist auf die Objekten allgemein zugeschriebene potentielle Vieldeutigkeit, ihre Polysemie zurückzuführen. Die auch eingangs im theoretischen Teil dargelegte Fähigkeit zur Mehraussage von Objekten liegt einerseits in der Eigenschaft begründet, dass ihre Bedeutung sich stets erst in ihrem jeweiligen Verwendungskontext entfaltet. Die Kontexte und damit auch die Objekte sind historisch, sozial, kulturell, wirtschaftlich verfasst und ihre Aussagekraft steht in unmittelbarem Wechselverhältnis zu weiteren Akteuren.

Andererseits liegt die Fähigkeit gerade von Museumsobjekten zur Bedeutungsvielfalt darin begründet, dass sie, wenn sie ihres originären Verwendungskontextes oder Funktionszusammenhangs enthoben wurden, wie dies im Museum grundsätzlich nach ihrer Überführung in den Sammlungsbestand der Fall ist, als ein Fragment von Wirklichkeit durch einen Informationsmangel gekennzeichnet sind, der keine offensichtliche oder eindeutige Festlegung in der Aussage zulässt. Als Quelle und Zeugen erinnern und verweisen sie auf vergangene Erfahrungs- und Lebenswelten und Ereignisse. Dadurch lassen sie sich nur mittels einer Rekontextualisierung, etwa durch Zeitzeugen oder im Kontext der Ausstellungsgestaltung entsprechend den allgemein gültigen Regeln historischer Quellenkritik, entschlüsseln und im Hinblick auf ihre in diesem Fall migratorische Aussagefähigkeit zum Sprechen bringen. Auch hier kommt

hinzu, dass ein und dasselbe Objekt bei unterschiedlichen Menschen verschiedene Assoziationen hervorrufen kann.

Diese Polysemie, die potentielle Vieldeutigkeit der Objekte, die eine eindeutige Zuschreibung und Identifikation von Objekten, die Migrationsgeschichte erzählen, erschwert, ist es zugleich, die ihr Potential als Zeugen und Vermittler historischer Zusammenhänge und Erlebniswelten ausmacht. Gerade ihre Vieldeutigkeit, die abhängig von dem jeweiligen Bedeutungszusammenhang, der historischen Kontextualisierung sowie der subjektiv gefärbten Interpretation der BetrachterInnen und InterpretInnen ist, macht Objekte neben ihrer Anschaulichkeit und der in ihrer Materialität und Symbolkraft begründet liegenden Ausstrahlung besonders geeignet, um in Ausstellungen zur Ergänzung historischer Quellen wie Fotografien oder Archivalien eingesetzt zu werden. Die Eigenschaft der Vieldeutigkeit macht es außerdem möglich, mit unterschiedlichen Fragestellungen an einen Gegenstand heranzutreten und sein Aussagepotential für unterschiedliche Kontexte zu prüfen und heranzuziehen.

Diese generelle Qualität von Objekten, möchte ich hinsichtlich der Überlegungen zur Bestimmung ihrer Eignung zur musealen Bestandsaufnahme nutzen, um ein weiteres Selektionskriterium zu benennen. Die Polysemie, die Mehrdeutigkeit der Dinge, ist dahingehend zu prüfen, inwiefern ein Objekt eine kumulative Signifikanz vorweisen kann und nicht nur in Bezug auf migrationsrelevante Themen polyvalent ist. Es geht dabei nicht um eine grundsätzliche potentielle Flexibilität und möglichst breite Einsatzfähigkeit von Objekten im Sinne einer quantitativen Vieldeutigkeit. Es geht um ein in ebendieser allgemeinen Mehraussagefähigkeit begründet liegendes Potential der Komplexitätsvermittlung im Sinne einer Intensivierung und Erweiterung von Erfahrung durch Perspektivenvielfalt, die ein Objekt aufgrund seiner Ambiguität in der Lage ist, zu einem Phänomen in sich zu tragen. Gemeint ist nicht, dass ein Objekt nur dann geeignet wäre, sollte es für möglichst viele Themen in Frage kommen. Gemeint ist eine bedeutungskumulierende Polyvalenz, welche sich zu einem Phänomen im Objekt konzentriert, das dadurch eine aussageverstärkende Kraft gewinnt und im Sinne einer „dichten Beschreibung“<sup>97</sup> (Geertz 1983) eine Erzähl- und Zeugnisintensität ermöglicht.

---

<sup>97</sup> Mit dem Konzept der „dichten Beschreibung“ hat der US-amerikanische Anthropologe Clifford Geertz in Anlehnung an den britischen Philosophen Gilbert Ryle die theoretische Grundlage einer adäquaten ethnologischen Erforschung, Interpretation und Darstellung soziokultureller Phänomene erarbeitet (Geertz 1983: 7-43). Eine dichte Beschreibung berücksichtigt bei der Interpretation die verschiedenen, sich grundsätzlich überlagernden Ebenen der beobachteten Phänomene: die empirische, unmittelbar wahrnehmbare Ebene, die symbolkommunikative Ebene, die den konkreten Kontext der empirischen bildet sowie die beiden Ebenen zugrunde liegenden Metanarrative, die Einfluss nehmen, ohne dass sie den Akteuren bewusst wären. All dies bildet eine „geschichtete Hierarchie bedeutungsvoller Strukturen“ (ebd.: 12), die die Grundlage jeden ethnologischen Verstehens bilden. Zudem sind „ethnologische



In Anlehnung an die Mehrfachaussagefähigkeit von Objekten ist der Aspekt der Polyvalenz als Selektionskriterium bei der Objektakquise zentral. Eine bewusst durch die Sammlungsleitenden in Zusammenarbeit mit unterschiedlichen Akteuren kalkulierte und geprüfte qualitative Vieldeutigkeit und polyvalente Relevanz von Objekten ist neben museumsspezifischen Standards wie Zustand, Erwerbskosten, Alleinstellungsmerkmal etc. als wichtiges Selektionskriterium festzuhalten.

#### **4.3.2 „Show and tell“ – Erzähl- und Visualisierungspotential**

Neben dem Anspruch einer in der Polysemie der Dinge begründeten qualitativen Polyvalenz als Selektionskriterium potentieller musealer Sammlungsobjekte, sind weitere Objekteigenschaften zu benennen, die zusätzliche Auswahlkriterien darstellen. Da ein musealer Sammlungsbestand nicht ausschließlich als Speicher historischer Erkenntnis und Erfahrung dient, sondern in regelmäßigen Abständen jenseits wissenschaftlicher Forschungsarbeit zu unterschiedlichen Fragestellungen insbesondere die Aufgabe hat, im Rahmen sinnlich-visueller Erfahrungswelten als Akteur und Zeuge vergangener oder gegenwärtiger Lebenswelten eingesetzt zu werden, ist neben dem auch schon im Kontext von Polysemie und Polyvalenz thematisierten Erzählpotential das Visualisierungspotential eines Objekts ein zentrales Kriterium bei der Entscheidung über seine Aufnahme in die museale Sammlung.

Dies wurde insbesondere in Gesprächen mit KollegInnen der Sammlungen deutlich, insbesondere aber in Interviews mit AusstellungskuratorInnen und SammlungsleiterInnen des *Münchner Stadtmuseums*. Hintergrund der Gespräche war die Überzeugung, dass, sollte der Konzeptgrundsatz, Migration als Querschnittsaufgabe der Museumsarbeit im *Münchner Stadtmuseum* zu begreifen und eine entsprechende Verankerung zu gewährleisten, eingelöst werden, auch „das Wissen, die Wünsche und die Ziele“ (Bayer/Koschnick 2014: 40) der Verantwortungstragenden des Hauses berücksichtigt und die vorhandene „Expertise und Berufserfahrung für das Projekt nutzbar (...) und in die Konzeptionen gewinnbringend“ (ebd.) eingebracht werden muss. Hierfür mussten Interviews mit entsprechenden ExpertInnen des Hauses geführt werden.

Ausgewählt wurde der damalige stellvertretende Direktor des *Münchner Stadtmuseums*, der Volkskundler Florian Dering (beendete seine Tätigkeit am *Münchner Stadtmuseum*

---

Schriften selbst Interpretationen“ (ebd.: 22), weshalb es notwendig ist die Rolle und die spezifische Herangehensweise des Forschenden bei der Auswertung der Ergebnisse zu berücksichtigen.

durch Renteneintritt im Herbst 2015), der durch seine langjährige Sammlungstätigkeit am Haus und durch seine Position als stellvertretender Direktor/Sammlungsdirektor mit dem umfassenden Bestand des Museums, seiner Genese sowie der Praxis des institutionellen Sammelns wie kein anderer vertraut war. Darüber hinaus wurde auch ein Gespräch mit dem ehemaligen Leiter der Sammlung Grafik/Gemälde/Plakat (und heutigem stellvertretenden Direktor/Sammlungsdirektor des Museum), dem Kunsthistoriker Thomas Weidner, geführt. Letzterer, da die von ihm ehemals betreute Sammlung den sogenannten historischen Kernsammelungsbestand umfasst und damit gleichsam den historischen Grundstock des Hauses bildet. Thomas Weidner prädestinierte sich als Interviewpartner außerdem durch seine Position als der leitende Kopf bei der damaligen Konzeptionierung und der heute geplanten Aktualisierung der Dauerausstellung.

In unserem Gespräch betonte Florian Dering die grundsätzlich zentrale Bedeutung von Objekten für die Museumsarbeit, da diese auch ein Alleinstellungsmerkmal von Museen gegenüber anderen Institutionen der Wissensvermittlung darstellten. Da durch die Akquise von Objekten für den Bestand des Museums über die Jahrzehnte eine stets wachsende Masse entsteht, für deren Verwahrung und Pflege auch stets zunehmende Kosten für Depotflächen, Betreuungs- und Verwaltungspersonal, Materialien zur Konservierung und ähnliches mehr anfallen, muss seines Erachtens nach eine strenge und kritische Auswahl getroffen werden, um dennoch eine exemplarische und zugleich aussagekräftige Konzentration von einzelnen Themen- und Objektgruppen zu erzielen. Eine solche Kosten-/Nutzenbetrachtung sei bei der Entscheidungsfindung stets gewissenhaft abzuwägen, wobei sich der Nutzen eines Objekts in den Dimensionen Aussagekraft und Ästhetik im Sinne von Forschung und Vermittlung im Rahmen von Ausstellungsprojekten erklärt. Eine Münchner Provenienz gelte zudem als allgemein verbindliches Selektionskriterium.

Gerade für neue Sammlungsschwerpunkte wie etwa Migration empfahl er, den Fokus auf gegenwärtige Phänomene zu legen, die zudem im Sinne der konkreten Sammelbarkeit gut operationalisierbar seien wie etwa die Bereiche Gewerbe, Gastronomie oder Sport. Da neben den genannten Aspekten für ihn, wie er mehrfach betonte, in erster Linie die Ausstellungsrelevanz und -eignung zu bedenken sei, sollte ein entsprechender Themenkatalog entwickelt werden, mit dem Migration als Thema „greifbar“ und somit sammeln- und ausstellbar wird. Hiervon ausgehend könnte auch der komplexe und höchst heterogene historische Sammlungsbestand sinnvoll untersucht

werden.

Bei jeder Akquise stehe zudem der Objektkontext im Vordergrund. Nicht nur hinsichtlich der Entscheidung darüber, ob ein Objekt für die museale Sammlung als geeignet eingestuft werden kann. Auch im Fall der Aufnahme in die Sammlung müsse zu jedem Objekt – sofern (noch) möglich – eine Dokumentation seines Verwendungszusammenhangs und Hintergrunds stattfinden, der nicht zuletzt auch maßgeblich zu der Entscheidung der Sammlungsaufnahme beigetragen hat (ebd.: 40f.).

Thomas Weidner ist seit 1995 am *Münchner Stadtmuseum* beschäftigt. In Zusammenarbeit mit den übrigen Sammlungsleitenden hat er federführend das Konzept für die Dauerausstellung „Typisch München!“ entwickelt und ist derzeit auch mit der Konzeptentwicklung für die im Rahmen des Umbaus geplante Überarbeitung der Dauerausstellung zuständig. Hinsichtlich des Neuaufbaus oder der Ergänzung einer Sammlung, auch zum Thema Migration, betonte auch er die Wichtigkeit, im Kontext der Akquise die Eignung eines Objekts hinsichtlich seiner Aussagekraft und Ästhetik auf eine potentielle Ausstellungspräsentation hin zu prüfen.

Zudem müsse eine Entscheidung über die Aufnahme von neuen Objekten immer vor dem Hintergrund des historischen Bestands getroffen werden. Die Überlegungen zum Neuerwerb müssten immer die gewachsenen Sammlungstraditionen berücksichtigen, wenngleich diese nicht zwangsläufig als einschränkend verstanden werden sollten, sondern vielmehr soll eine Integration in oder ein Bruch mit diesen bewusst vollzogen werden. Zudem sah er es als eine Aufgabe musealer Arbeit, Geschichte und historische Erfahrungen, zu denen der historische Bestand einen Zugang darstellt, für aktuelle Fragen und gesellschaftliche Diskurse heranzuziehen.

Weiter befand er Sammlungsprojekte mit Zeitzeugen, bei denen letztere aus ihrer Sicht relevante Geschichtsobjekte benennen, für die Museumssammlung vorschlagen und dem Museum bringen können, etwa auch im Kontext von laufenden Ausstellungsvorbereitungen geeignet, sich einer Thematik zu nähern.<sup>98</sup> Er sprach sich dafür aus, gerade beim Thema Migration angesichts der für manche Migrationsthemen noch greifbaren Zeitzeugenschaft die Möglichkeit zu nutzen, sich den Inhalten biografisch anzunähern und auf diese Weise Objekte für die Sammlung zu gewinnen – wobei er ausdrücklich darauf verwies, dass ein partizipatives Vorgehen professionelle

---

<sup>98</sup> Thomas Weidner selbst realisierte einen solchen Zugang als Mitarbeiter der Ausstellung „Der Krieg ist aus. Erinnern in München 1945 – 2005“ (Kotteder/Wolf 2005), die im *Münchner Stadtmuseum* vom 30. April bis 31. Juli 2005 gezeigt wurde. Das Projekt wurde vom *Kulturreferat* der Stadt München in Kooperation mit dem *Münchner Stadtmuseum* initiiert. Auf Basis von Interviews und von Sammlungsaufrufen wurden Objekte der Nachkriegszeit eruiert und in einer Ausstellung präsentiert.

KuratorInnen bei der Ausstellungskonzeption wie beim Sammlungsausbau nicht ersetzen kann (ebd.: 41f.).

Beide Interviewpartner unterstreichen die bei der Auswahl von Objekten zu berücksichtigende Eignung als Ausstellungsexponate. Das visuelle Potential für die Ausstellungserzählung steht gleichwertig neben anderen Kriterien wie etwa der angesprochene Münchenbezug. Ihre ebenfalls angesprochene Empfehlung einer biografischen Herangehensweise steht dabei auch in Zusammenhang mit der von Dering thematisierten, zusätzlich vorzunehmenden Dokumentation des Objektkontextes. Beide Aspekte verweisen auf die im vorherigen Abschnitt behandelte Fragmentarik und gleichzeitige Polysemie von Objekten.

Um Objekte zum Sprechen zu bringen, wird in der Regel mehr als das bloße Objekt benötigt. In Ausstellungen können Texte, gestalterische Effekte wie Licht oder spezifische Präsentationsweisen sowie der allgemeine Ausstellungskontext genutzt werden, die von den KuratorInnen einer Ausstellung implizierte Aussagekraft eines Objektes zu unterstützen und den BesucherInnen zu verdeutlichen. Es muss in diesem Kontext aber auch nicht immer die naheliegende oder zu erwartende Aussage sein, die es mit szenografisch-gestalterischen Mitteln aufzuzeigen gilt. Durch den erzählerischen – oder ästhetischen – Bruch und die dadurch mögliche Irritation könnte eine spezifische Aufmerksamkeit bei den BesucherInnen erreicht und Impulse gegeben werden, sich mit eigenen Vorannahmen aktiv und reflektierend auseinanderzusetzen und sich etwa auf polyseme Objektaussagen und entsprechende Wirklichkeitsinterpretationen einzulassen. Abgesehen von von ZeitzeugInnen generierten Objekten und einer allgemeinen Dokumentation der Objektkontexte, besteht auch die Möglichkeit, die einerseits wünschenswerte Polysemie, andererseits aber die im Sinne des Vermittlungspotentials notwendige Konkretisierung der Aussageabsicht zu forcieren, indem man erklärende Objekte eigens generiert. Begleitende Interviewaufnahmen von ZeitzeugInnen mit oder ohne Kamera – wie etwa das Zeitzeugenprojekt des *Hauses der Bayerischen Geschichte* –, oder in Auftrag gegebene künstlerische Arbeiten als Aufbereitung von komplexen Sachverhalten oder als begleitender Kommentar zu Objekten und Phänomenen – wie etwa in dem Ausstellungsprojekt „Crossing Munich“ – sind nicht nur ein probates Mittel, Aussagen zu verdichten, Bestandsobjekte zu kontextualisieren und zugleich ihren ursprünglichen Verwendungskontext zu dokumentieren, sondern ebenso eine Möglichkeit, die eigene Aussageabsicht, die zur Übernahme der Objekte geführt hat, zu dokumentieren und transparent zu halten.

Das Forschungsziel einer polyvalenten, multiperspektivischen Sammlung zum Thema Migration, die das Nacherzählen von Migrationsgeschichten auf emischer wie etischer Ebene gleichermaßen zulässt und Einblicke in den Konstruktionscharakter von Geschichte(n) und ihrer Kontexte zulässt, muss sich auch in den Objekten selbst widerspiegeln. Deshalb sollte ein Konzept und insbesondere die sich anschließende Sammlungstätigkeit immer auch ein möglichst breites Spektrum an Dingkategorien im Blick haben. Hierbei lassen sich zunächst nach Form und Inhalt Unterscheidungen treffen, die sich dann jeweils weiter ausdifferenzieren lassen. Das würde etwa bedeuten, nach der materiellen Dimension von Objekten zu trennen – etwa Fotos, Film, Audiomaterial, Dokumente, Gegenstände und ähnliches –, nach inhaltlichen-funktionalen Gesichtspunkten und Aussagemöglichkeiten zu unterscheiden – etwa persönliche Erinnerungsstücke, Lieblingsdinge, Alltagsgegenstände, Gebrauchsgegenstände, Kunstgegenstände, Informations- und Dokumentationsmaterialien –, und schließlich nach der Herkunft, dem Handlungsrahmen und Aktionsfeld von Objekten – wie zum Beispiel privat oder öffentlich.

#### **4.3.3 „Die Welt in 100 Objekten“ – Stellvertreterobjekte**

Bei meiner Recherche in der Sammlung des *Münchener Stadtmuseums* stoße ich auf Objekte, die mir als besonders wertvoll in Erinnerung bleiben, was ihre objektimmanenten Eigenschaften anbelangt. Da sind zum Beispiel der aus einer Dachrinne gefertigte Kartoffelstampfer aus dem Jahr 1945 und eine Zuberwanne aus dem selben Jahr gefertigt aus einer Dachsimmsverkleidung sowie das handgenähte Spielpüppchen aus dem Jahr 1946, das auf dem *Münchener Christkindlmarkt* verkauft wurde und einen Afroamerikaner darstellt – der Hersteller war vermutlich von der Präsenz der US-amerikanischen Besatzungstruppen in München inspiriert worden. In diesen Objekten verdichtet sich die Thematik ihrer Zeit, in diesem Fall der unmittelbaren Münchner Nachkriegszeit. Es findet eine Konzentration historischer Erfahrung statt und die genannten Objekte können stellvertretend für diese Zeit herangezogen und zum Sprechen gebracht werden. Objekte mit einer ähnlichen Wirkung für die Münchner Migrationsgeschichte ausfindig zu machen, wird eine Aufgabe für die Sammlungstätigkeit für diesen Bereich sein.

Folgende Projekte unterstreichen die potentiell fokussierende erzählerische Macht von

Objekten, indem sie Stellvertreterobjekte zur Erläuterung und Visualisierung historischer Ereignisse und Erfahrungen heranziehen: Im Jahr 2010 hat der damalige Direktor des *British Museum*, der Kunsthistoriker Neil MacGregor, in Kooperation mit dem Radiosender *BBC Radio 4* das Projekt realisiert, eine Weltgeschichte anhand von 100 ausgewählten Objekten zu erzählen. Die Ausstrahlung der Radiosendung war so erfolgreich, dass im Anschluss ein Buch zur Sendung publiziert wurde (MacGregor 2011). Mit seiner Zusammenstellung einer „Deutschen Geschichte in 100 Objekten“ knüpft der Historiker und Museumsfachmann Hermann Schäfer an das Konzept MacGregors an. Die größte Herausforderung seines Buchprojekts, das ohne weiteres in eine Ausstellung überführbar wäre, sah Schäfer dabei nicht in dem umfassenden historischen Umfang seines Unterfangens begründet, sondern darin für die einzelnen Epochen stellvertretende, aussagekräftige, erinnerungswürdige und geschichtsträchtige Objekte zu bestimmen, die in ihrer Summe dazu geeignet sind, sich zu einem Gesamtbild deutscher Geschichte zusammenzufügen (Schäfer 2015: 12).

Zur eingrenzenden Orientierung dienten lediglich die Kriterien der Gesamtzahl von 100 Objekten, die Dreidimensionalität der Dinge und das Abdecken der historischen Epochen von der Antike, über das Mittelalter, die Frühe Neuzeit, die Neuere und Neueste Geschichte bis hin zur Zeitgeschichte. Zudem sollte sich die objektbasierte Erzählung regional auf Deutschland in seinen heutigen Grenzen beschränken (ebd.: 12-14). Mit der Schwierigkeit, repräsentative Objekte für die Deutsche Geschichte auszuwählen, geht Schäfer transparent um und konstatiert einerseits die notwendigerweise subjektive Färbung der Auswahl sowie die zwangsläufig entstehenden Leerstellen in der Erzählung (ebd.: 14f.). Dennoch könnten manche der Objekte bei den LeserInnen individuelle Erinnerungen wecken und als Leitobjekte der Geschichte verstanden werden wie etwa der „Käfer, die Pille, ein Carepaket oder ein Westpäckchen“ (ebd.: 13). Objekte, die vielleicht als fehlend in der Auswahl empfunden werden, könnten zur eigenen Reflexion und weiterführenden Kommunikation anregen. Die ausgesuchten Objekte werden in ihren historischen Kontext gestellt, Provenienz und Objektbiografie werden dargestellt. Ziel des Autors ist es, „neugierig (zu) machen auf die Auseinandersetzung mit der Geschichte und dem Leser durch das emotionale Erfahren der Objekte einen weniger abstrakten, konkreteren Zugang zu unserer Vergangenheit (zu) eröffnen. (...) Wenn der Leser hinschaut, hinterfragt, Zusammenhänge nachvollzieht und auf diese Weise aus den Objekten und ihren Kontexten eine Art Netz von Erinnerungen zu spannen vermag, dann fügen sich Zusammenhänge zu einem Gesamtbild, und das Buch hat eines seiner

Ziele erreicht. (...) Denn die Vergangenheit ist ja nicht gänzlich vergangen, sondern bleibt immer auch Entstehungsgeschichte, also Grundlage unserer Gegenwart“ (ebd.: 14f.).

Für die Entwicklung eines Sammlungskonzepts können beide Projekte herangezogen werden. Sie verweisen auf einen zentralen, in einem Sammlungskonzept zu berücksichtigenden Aspekt: sich konfrontiert mit einer potentiell unendlichen Masse an möglichen Objekten auf eine spezifische Auswahl zu beschränken, die gleichsam repräsentativ und stellvertretend für die Gesamtheit möglicher Objekte steht. Es geht um eine qualitative Reduktion angesichts der Quantität möglicher, wenngleich nicht immer auch verfügbarer Objekte. Eine Auswahl und Reduktion von Objekten ist im Museum nicht nur aus logistischen, wirtschaftlichen oder pragmatischen Gründen notwendig, sondern auch im Sinne der bereits argumentierten und erstrebenswerten Qualität einer Sammlung.

In Bezug auf die Dokumentation und Erzählung der Münchner Migrationsgeschichte bedeutet das: Wurden Themenfelder und historisch bedeutsame Epochen bestimmt, die wie zuvor deutlich wurde, durchaus sehr breit gefächert sein können und auch müssen, sollte der erste Schritt sein, nicht ein Feld durch eine Masse möglicher Objekte abzudecken, sondern reflektiert Objekte unter Berücksichtigung der bereits genannten Kriterien zu eruieren und zunächst als inhaltliche Stellvertreter, gegebenenfalls als Symbol eines ganzen Phänomens für die Sammlung zu gewinnen. Dies bedeutet nicht, dass die Sammlung dadurch eine oberflächliche wird. Schließlich schließt ein solches Vorgehen nicht aus, zu einer Thematik im Sinne der zuvor geschilderten Polysemie, Objekte zu gewinnen oder in ebendort dargestellter Absicht auch selbst zu generieren und damit auch eine dichte Beschreibung, Auseinandersetzung und Dokumentation eines Themenfeldes durch eine breite Sammlung zu ermöglichen. Dennoch sollte das Prinzip „weniger ist mehr“ im Sinne des Aufbaus einer qualitativ hochwertigen, historischen Sammlung gelten.

Stellvertreterobjekte sollten intersubjektiv nachvollziehbar und erkennbar sein. Spätestens eine Kontextualisierung sollte beim Betrachtenden einen Wiedererkennung- und Identifikationseffekt ermöglichen. Das bedeutet nicht, dass Objekte, die einen solchen Symbolcharakter besitzen, nicht trotzdem auch auf individueller Ebene recherchiert und durch biografische Erzählungen erläutert werden können. Es sollte nur nicht beim Alleinstellungsmerkmal für eine persönliche Geschichte bleiben. Biografische, objektbasierte Interviews können vielmehr durchaus Parallelen aufzeigen

und ähnliche Objektkategorien oder auch konkrete Objekte erkennen lassen, um die herum sich die individuellen Erfahrungen bilden.

Die Gefahr, die sich hinter diesem Vorgehen verbirgt, ist auf diese Weise möglicherweise stereotype Objekte zu generieren, die zu fest stehenden Bildern und Klischees werden, bis sie kaum noch flexible Interpretationsmöglichkeiten zulassen oder negativ besetzte Interpretationen und Bilder hervorrufen, die eine unangemessene Reduktion komplexer Wirklichkeiten nach sich ziehen – wie etwa das Beispiel des Koffers in Ausstellungen zur Migrationsgeschichte zeigt (Bayer 2014: 71), der als beliebtes Ausstellungsexponat „zum verdichteten Zeichen geworden (ist), wenn es um ein Leben in Zwischenräumen geht“ (Wonisch 2012: 23) und einseitig „die Aufmerksamkeit vor allem auf den Ortswechsel (lenkt)“ (ebd.).

Um dem etwas entgegenzusetzen, möchte ich eine weitere Einschränkung dessen vornehmen, was unter Stellvertreterobjekten zu verstehen ist. Hierfür ziehe ich das bereits 1989 von den US-amerikanischen SoziologInnen Susan Star und James Griesemer entwickelte Konzept der sogenannten „boundary objects“<sup>99</sup> (Star/Griesemer 1989) heran. „Boundary objects are both plastic enough to adapt to local needs and constraints of the several parties employing them, yet robust enough to maintain a common identity across sites. They are weakly structured in common use, and become strongly structured in individual-site use. They may be abstract or concrete. They have different meanings in different social worlds but their structure is common enough to more than one world to make them recognizable, a means of translation“ (ebd.: 393). In diesem Sinne gilt es Objekte nach dem beschriebenen Vorgehen zu eruieren und hinsichtlich ihrer Eignung durch unterschiedliche Akteure zu prüfen. Ein komplexes und aufwendiges Vorgehen, das aber ebenfalls komplexen, soziokulturell höchst ausdifferenzierten und heterogenen Lebenswirklichkeiten angemessen ist.

Um solche Objekte zu recherchieren und für die Sammlung gewinnen zu können, ist – jenseits der geschilderten Kontextdokumentationsaufgaben und potentiellen Generierung und Dokumentation von Zusatzmaterialien oder -objekten – ein hoher Zeitaufwand zur Beobachtung und Recherche von historischen und gegenwärtigen Phänomenen und ihren sozialpolitischen, medial geführten Diskursen seitens der Sammlungsleitenden von Nöten. Neben biografischen, offenen Interviews kann auch eine aufmerksame Beobachtung und Auswertung der Gegenwart auf Basis qualitativer

---

<sup>99</sup> Die Kulturwissenschaftlerin Kerstin Poehls zieht das Konzept des „boundary objects“ für den gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Diskurs um die museale Repräsentation von Migrationsphänomenen heran (Poehls 2010).



Methoden eine Möglichkeit sein, symbolträchtige Stellvertreterobjekte zu eruieren, zu recherchieren und für die Sammlung zu gewinnen. Hinzu kommt die Möglichkeit ein offenes Objektmapping oder einen Sammlungsaufwurf durchzuführen und die Akteure selbst zu fragen, welche Objekte sie als stellvertretend für ein historisches oder gegenwärtiges Phänomen begreifen und vorschlagen. Auch bei diesem Vorgehen können intersubjektive Erfahrungen herausgearbeitet und entsprechende Objekte bestimmt werden. In allen Fällen sind entsprechende wissenschaftliche ethnografisch-qualitative Methoden notwendig, um geeignete und treffende Objekte zu definieren, worauf ich im nächsten Kapitel näher eingehen werde.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Objekte, die Migrationsgeschichte dokumentieren und erzählen, unterscheiden sich in ihren Qualitätsmerkmalen, die sie als „gute“ Museumsobjekte definieren, nicht von anderen historischen Objekten, die als Quelle und Zeugen spezifischer Phänomene, Sachverhalte, Ereignisse oder Erfahrungen dienen. Die Frage der Signifikanz, Selektion und Repräsentation gilt generell für die museale Sammlungspraxis. Dennoch wirft gerade die Thematik der Migration ein besonderes Licht auf die Problematiken des Sammlungserwerbs in Vergangenheit und Gegenwart hinsichtlich der mit einer spezifisch perspektivierten historischen Erzählung verbundenen Ein- und Ausschlussmechanismen und die damit notwendigerweise zu realisierenden Anpassungen und Veränderungen. Dies umfasst sowohl die mit dem Sammeln verbundene Akquisition, den Bereich der Vermittlung etwa in Form von Ausstellungen und nicht zuletzt auch Aspekte der Objektverwaltungspraxis wie etwa Inventarisierung, Verschlagwortung, Dokumentation und Konservierung, die im folgenden Kapitel thematisiert werden.

Die Frage nach Migrationsobjekten allgemein umkreist die Frage, welche Themen zur Dokumentation der Münchner Migrationsgeschichte konkret gewählt werden müssen und in einem zweiten Schritt durch Objekte illustriert werden können. Bei der Auswahl von Themen und Objekten sollten die drei Hauptkriterien sein: a) die Fragen nach der Aussagekraft von Themen und Objekten (was wird erzählt, was wird weggelassen in einem Themenbereich und was bedeutet das übertragen auf das Themenset) b) die Machbarkeit und Präsentationseignung (Zugang, Objekthaftigkeit, Anschaulichkeit, Haptik) und c) die Frage nach der Repräsentativität sowohl der Objekte als auch des Entscheidungsfindungsprozesses bei der Themen- und Objektauswahl selbst. Generell muss hierbei eine Rückkopplung an die in den vorherigen beiden Kapiteln genannten Selektionskriterien stattfinden. Darüber hinaus sollte angesichts der Dringlichkeit und

Zugänglichkeit hinsichtlich der historischen und phänomenologischen Schwerpunktsetzung eine Konzentration auf die Lebensalterszeit der ältesten Akteursgeneration vorgenommen und anlassbezogen oder nach Bedarf historische Themenfelder integriert und aufbereitet werden.

## **5. SAMMELN – ABER WIE? PARADIGMA DER SELEKTION UND REPRÄSENTATION**

Wurden im ersten Teil die Parameter zur möglichen Bestimmung signifikanter Objekte der Münchner Migrationsgeschichte in Bezug auf Signifikanz und Repräsentativität dargelegt, so werde ich im folgenden zweiten Teil Aspekte erörtern, die es bei der Erwerbungspraxis zu berücksichtigen gilt, und mögliche Herangehensweisen aufzeigen, eine Sammlung aufzubauen. Die Frage nach dem „Wie“ des Sammelns umfasst dabei zweierlei: 1. Die auf der Basis des historischen Bestands sinnvolle Erweiterung der Sammlung um die Perspektive Migration sowie die teilweise auch damit einhergehende, teilweise parallel stattfindende Recherche bereits vorhandener, migrationsrelevanter Objekte. 2. Den Neuaufbau einer migrationsgeschichtlich relevanten Sammlung, die sich insbesondere an der jüngeren Geschichte Münchens und der Gegenwart orientieren sollte und auf der Erarbeitung entsprechender relevanter Themenfelder basiert. Für den ersten Punkt ist es wichtig, in der vorhandenen Sammlung die Verwaltungsstrukturen der Objekte und die dahinter stehenden Prozesse und Akteure zu kennen. Für den zweiten Punkt gilt es darzulegen, welche die zentralen durchzuführenden Maßnahmen für den Aufbau einer Sammlung sind und welche Aspekte es bei dem jeweiligen Prozedere hinsichtlich der im ersten Teil der Arbeit dargelegten Parameter zu berücksichtigen gilt.

Nachdem bisher primär Fragen zur Bestimmung von signifikanten Themenfeldern diskutiert wurden, sollen nun verstärkt die Fragen nach der Selektion vor dem Hintergrund des Anspruchs einer Repräsentativität auf der konkreten Objektebene thematisiert werden (wenngleich diese Aspekte auch hinsichtlich der Signifikanzbestimmung eine Relevanz haben und deshalb bereits zumindest angeschnitten wurden). Es geht folglich um das konkrete Prozedere des Objekterwerbs und damit verbundene Aspekte und Entscheidungsfindungen im Auswahlverfahren.

Dies sollte vor dem Hintergrund und unter Berücksichtigung der Erfahrungen und Prozesse bei den üblichen Akquiseverfahren des *Münchner Stadtmuseums* geschehen. Zu diesem Zweck soll zunächst die konventionelle Praxis des musealen Sammelns, wie sie in der Abteilung Stadtkultur/Volkskunde aktuell gehandhabt wird, sowie die beteiligten Akteure und Abteilungen angeschaut werden, um das Verfahren im Anschluss dahingehend zu prüfen, ob und wenn inwiefern es hinsichtlich der Thematik Migration anzupassen ist. Hierbei ist auch die an die Selektion anschließende Thematik der Objektverwaltung und -dokumentation zu berücksichtigen. Deshalb werde ich im folgenden Abschnitt das Wichtigste hierzu zusammenfassen, um darzulegen inwieweit das Feld strukturiert ist – auch um das Wissen darüber für potentiell nächste Schritte festzuhalten.

## **5.1 Netzwerkarbeit – Modell Stadtlabor**

Die Begriffe Stadtlabor oder Laborausstellung sind in der Museumslandschaft seit geraumer Zeit in aller Munde und ein viel gerühmter Modus zur Ergänzung herkömmlicher Ausstellungs- und Sammelpraxen. Zeitlich fallen diese Bestrebungen in das Einsetzen der Orientierung kulturhistorischer Museen in Richtung Gegenwart sowie auch damit einhergehende Bestrebungen, partizipative Ansätze in die Ausstellungs- und Sammlungspraxis zu integrieren (Gesser/Handschin/Jannelli/Lichtensteiger 2012; Elpers/Palm 2014a). Die Intensität und Konsequenz mit der diese Ansätze in der musealen Praxis aufgegriffen und umgesetzt werden, ist sehr unterschiedlich und verweist zumeist auf das divergierende Selbstverständnis der jeweiligen Institutionen sowie der qualifizierten MuseumsmitarbeiterInnen hinsichtlich ihres professionellen Alleinstellungsmerkmals.

Die Notwendigkeit einer partizipativen Herangehensweise als Möglichkeit zur Bestimmung signifikanter Objekte wurde als grundsätzliches Kriterium bereits im ersten Teil aufgegriffen. Im Folgenden werden Aspekte der konkreten Umsetzung thematisiert, um die Dimensionen partizipativer Ansätze als Sammlungsstrategie zu erörtern. Dabei wird deutlich werden, dass eine konsequente, seitens der MuseumsmitarbeiterInnen zu betreibende Netzwerkarbeit ein wesentlicher Aspekt heutiger Museumsarbeit sein muss, insbesondere wenn es um die repräsentative Sammlung und Darstellung von neueren geschichtlichen und zeitgenössischen Themen geht, zu denen Migration – wenngleich nicht auf die jüngere und jüngste Geschichte

beschränkt – wesentlich zu zählen ist.

### **5.1.1 Objekte und Geschichten der Migration: Teilhabe nötig – Teilhabe möglich**

In der fachspezifischen und wissenschaftstheoretischen Literatur wird Partizipation als *die* Möglichkeit betrachtet, um dem oftmals verstaubten Image von kulturhistorischen Museen vor dem Hintergrund der Flut an potentiellen kulturellen Vergnügungs- und Unterhaltungsangeboten entgegenzuwirken. Gleichzeitig wird darin aus repräsentationskritischer Sicht eine Möglichkeit gesehen, die dominante Perspektive musealer Geschichtsdarstellungen aufzubrechen und neue Formen des Erzählens zu finden, die der Heterogenität und Diversität historischer Erfahrungen und gegenwärtiger Lebenswirklichkeit einer urbanen Gesellschaft gerecht werden (Gesser/Handschin/Jannelli/Lichtensteiger 2012). Oftmals wird in diesem Kontext die Umsetzung partizipativer Projekte als ein Angebot an die Bevölkerung und zumeist an gesellschaftliche Rand- und Minderheitengruppen betrachtet, ihrer Stimme – die auch in sich wiederum sehr heterogen sein kann – einen Raum zu geben und Perspektiven jenseits einer Geschichtserzählung der Mehrheitsgesellschaft einzubringen.

Dabei geht es für kulturhistorische Museen um mehr als darum, aus welchen Motiven auch immer Partizipation als ein Angebot an die Bevölkerung zu verstehen und gleichzeitig neue, potentielle Besucher- und Besucherinnen zu gewinnen. Gerade in kultur- und alltagsgeschichtlichen Sammlungsbereichen ist angesichts der konstatierten Heterogenität und Diversität eine partizipative Sammlungsstrategie nicht nur angemessen, sie ist unumgänglich. SammlungsleiterInnen sind kaum in der Lage, die notwendige Perspektivenvielfalt ohne das Engagement und die Beteiligung der entsprechenden Akteure und ZeitzeugInnen zu bewerkstelligen. Insbesondere in qualitativer Hinsicht ist es notwendig, sollen verschiedene Perspektiven auf Phänomene erzählt und repräsentiert und die reine metageschichtliche Faktenlage erweitert und gegebenenfalls korrigiert werden, partizipatives Arbeiten als festen Bestandteil musealer Praxis zu etablieren.

Wie bereits erwähnt sind im Museumsfeld diesbezüglich sehr unterschiedliche Herangehensweisen zu finden. Und auch innerhalb der Institutionen gibt es meist verschiedene Projekte, die unterschiedliche Strategien und Modi der Kooperation aufweisen und ausprobieren. Manche Häuser nutzen etwa partizipative Projekte nahezu

ausschließlich anlass- und projektbezogen.<sup>100</sup> Andere wiederum inkludieren partizipative Strategien als festen Bestandteil in ihre Museumsarbeit, wie etwa das *historische museum frankfurt* (Gerchow/Gesser/Jannelli 2012). Das *Auswandererhaus Bremerhaven*, das allein schon wegen seines stark biografisch orientierten Ansatzes im Ausstellungskonzept auf die Zusammenarbeit und Unterstützung durch ZeitzeugInnen angewiesen ist und, um die notwendigen Kontakte zu knüpfen, Geschichten zu recherchieren und Objekte zu erwerben, auf die Bewerbung dieses Zugangs über seine Internetseite setzt und dazu aufruft, die persönliche Aus- und Einwanderungsgeschichte oder auch die der Vorfahren zur Verfügung zu stellen (<http://www.dah-bremerhaven.de/sammlung/>). Oder das im Aufbau befindliche *Stadtmuseum Stuttgart*, das die Migrationsgeschichte konsequent als Teil der Stadtgeschichte Stuttgarts umsetzen will und zu verschiedenen Anlässen bereits in partizipativen Projekten Ausstellungen in externen Räumlichkeiten verwirklicht hat (Dauschek/Gritschke 2008; Dauschek 2012; Speidel/Dauschek 2012).

Gerade die Beiträge anlässlich der Tagung „Das partizipative Museum. Zwischen Kooperation und user generated content – eine Arbeitstagung zur gegenwartsorientierten und partizipativen Ausrichtung der Museumsarbeit“ (Gesser/Handschin/Jannelli/Lichtensteiger 2012), die bereits im November 2010 vom *historischen museum frankfurt* veranstaltet wurde, verweisen darauf, dass das partizipative Arbeiten als Kooperation von professionellen MuseumsmitarbeiterInnen und Laien im Museumsfeld ein fester wenngleich noch nicht selbstverständlich etablierter Bestandteil einer als zeitgemäß verstandenen Museumsarbeit gesehen wird (ebd.).

Gerade im Kontext der sich jährenden Jubiläen der Vertragsabkommen zwischen Deutschland und den verschiedenen Ländern zum Anwerben von GastarbeiterInnen konnte man diese Vorgehensweise im Museumsfeld im Kontext der Thematisierung von Migration als probates Mittel beobachten (Bluche/Gerbich/Kamel/Lanwerd/Miera 2013b: 12). Oftmals als Angebot an die Bevölkerung verstanden wurde dabei immer auch deutlich, dass es sich um eine Maßnahme der Museen handelte, um mit den thematischen Leerstellen in der Sammlung und oftmals auch dem fehlenden Spezialwissen umzugehen und durch externe Experten sowie ZeitzeugInnen

---

<sup>100</sup> Als deutschlandweiter Verband für die Belange von Museen hat der *Deutsche Museumsbund* ein Verbundprojekt initiiert, das zwischen 2012 und 2014 unter dem Motto „Alle Welt im Museum“ in unterschiedlichen Häusern Projekte durchführte und dabei verschiedene Strategien erprobte, in den Sammlungen der Museen nach Migrationsobjekten zu recherchieren, in Kooperation mit verschiedenen Akteuren Sammel- und Ausstellungsprojekte zu realisieren oder die bestehende Sammlung um Perspektiven von ZeitzeugInnen zu ergänzen (Deutscher Museumsbund 2015b).

auszugleichen (Bluche/Miera 2013: 27f.). Partizipation als Schlagwort ist vor diesem Hintergrund nicht nur ein im besten Fall auf Augenhöhe eingebrachtes ehrliches Angebot der Teilhabe an Geschichtsbildungsprozessen, sondern wird im Sinne des „inkluisiven Museums“ (ebd.: 27) zur konstitutiven Säule herkömmlicher musealer Sammlungs- und Erzählpraxen (ebd.: 28).

Eine gute Möglichkeit ist es dabei, offizielle Gedenktage, Jahrestage, Jubiläen oder aktuelle Ereignisse, die in im medialen und gesellschaftlichen Diskurs thematisiert werden und bewusst sind, als Anlass zu nutzen, partizipative Sammlungs- und Ausstellungsprojekte zu realisieren. Auf diese Weise kann an die öffentliche Aufmerksamkeit und das allgemeine gesellschaftliche Interesse bei der Netzwerkarbeit angeknüpft werden und die öffentliche Debatte als Multiplikator für die Verbreitung des Anliegens, der Gewinnung von Akteuren und schließlich von BesucherInnen für die Museen genutzt werden. Gleichzeitig kann eine spezifische Dichte in der Auseinandersetzung erreicht werden, die nur durch die unterschiedlichen Modi der Erarbeitung und Auseinandersetzung machbar ist, welche in den jeweiligen Diskussions- und Reflexionsorganen geleistet werden und die eine effektive wie gleichermaßen verdichtende Ergänzung klassischer Museumsarbeit darstellen.

Jenseits des Angebots seitens der Institution Museum an die Bevölkerung (im Sinne ihrer ethischen Verantwortung vor dem Hintergrund von Geschichtsbildungsprozessen) ist der Nutzen für die Institution selbst unbestreitbar sowohl hinsichtlich des Auf- und Ausbaus fester und größerer BesucherInnenkreise, als auch hinsichtlich der Sammlungsarbeit. Im *Münchener Stadtmuseum* kann dies die Arbeit der Sammlung Puppentheater/Schaustellerei belegen, die eine langjährige Erfahrung mit fest etablierter, kooperativer Projekt- und Veranstaltungsarbeit im Kontext des *Figurentheaters* hat. Als spezifische Öffentlichkeitsarbeit hat die Arbeit eine starke Multiplikatorenfunktion und entspricht einer nachhaltigen Netzwerkarbeit. Auf diese Weise wird Kontakt zu Spezialisten und PuppenspielerInnen hergestellt und gepflegt, was nicht nur eine konsequente Wissenserweiterung für den bestehenden Objektbestand bedeutet, sondern auch einen wichtigen Faktor in der Objektakquise darstellt. Durch die regelmäßige, fest etablierte Kooperation mit Akteuren aus der Puppenspiel- und Figurentheaterszene sowie dem daraus resultierenden breiten Angebot an das Publikum entstehen konstruktive Synergieeffekte, die auch für die Sammlungs- und Vermittlungsarbeit genutzt werden können, wie in einem Interview mit dem Sammlungsleitenden Manfred Wegner deutlich wurde (Bayer/Koschnick 2014: 43).

Zusätzlich dazu, offizielle historische oder aktuelle Anlässe zu nutzen<sup>101</sup>, um partizipative Sammlungs- und Ausstellungsprojekte umzusetzen, ist es unabdingbar, in Eigeninitiative der Institution Anlässe zu schaffen, die einer partizipativen Ergänzung der Sammlung oder der Vorbereitung und Realisation unterschiedlicher Vermittlungsprojekte dienen sowie entsprechende regelmäßig stattfindende Formate aufzubauen. Zum einen sollte dies gerade hinsichtlich des Aspektes, Migration als Querschnittsthema zu verstehen, grundsätzlich in Verbindung mit sämtlichen museumsintern veranstalteten Projekten geschehen. Sie sollten einer entsprechenden Prüfung zur Eignung der Auseinandersetzung mit der Migrationsthematik unterzogen werden sollten und in einem weiteren Schritt gegebenenfalls entsprechende Projekte geplant und umgesetzt werden. Zum anderen sollten – auch in grundsätzlicher Kooperation mit Akteuren der Migration – Projekte initiiert und damit Anlässe der Auseinandersetzung und Thematisierung geschaffen werden. Im Rahmen des Projektes „Migration bewegt die Stadt“ fand beides statt – etwa durch das Fachgremium, das für eine kontinuierliche Netzwerkarbeit und inhaltliche Auseinandersetzung sorgte, sowie durch die Workshops, in deren Rahmen auch ein Sammlungsauftrag gemacht wurde.

Um ein solches Vorgehen quantitativ und auch qualitativ leisten, dauerhaft einen flexiblen und schlagfertigen Ausstellungsapparat sowie ein dichtes Rahmenprogramm bieten und so die material- und sammlungsbezogene Forschung in einen größeren Kontext stellen zu können, um die Sammlungsbestände mit neuen Perspektiven und innovativen Forschungsfragen zu konfrontieren und entsprechend der Ergebnisse gegebenenfalls zu modifizieren, müssen strategische Kooperationen mit anderen Forschungseinrichtungen eingegangen, regelmäßig auch externen WissenschaftlerInnen der Zugang zu den Beständen ermöglicht und die entsprechende Aus- und Weiterbildung wissenschaftlichen Nachwuchses gefördert werden. Nur auf diese Weise kann sichergestellt werden, dass die Ziele und gesellschaftspolitischen wie soziokulturellen Aufgaben eines historischen Museums erreicht werden.

Auf institutioneller Ebene etablierte Partner des *Münchener Stadtmuseums* sind etwa das *Stadtarchiv München*, das *Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie* der *Ludwig-Maximilians-Universität (LMU)* München oder das städtische Literaturarchiv

---

<sup>101</sup> Hinsichtlich der Migrationsthematik wurde etwa ein Aktionswochenendes, das im November 2011 im Rahmen der Feierlichkeiten bzgl. des Anwerbeabkommens Deutschlands mit der Türkei unter dem Titel „Tipik München?!“ im *Münchener Stadtmuseum* veranstaltet. Es war Teil einer stadtweiten Veranstaltungs- und Programmreihe der Stadt München, an der sich zahlreiche, nicht nur städtische, Kulturinstitute mit verschiedenen Beiträgen einbrachten. Das Stadtmuseum bot in diesem Kontext ein vielfältiges Programm von Führungen, Workshops, Musik- und Theateraufführungen über Gesprächsrunden bis zu einem Infomarkt migrantischer Vereine an.

*Monacensia*. Temporäre Kooperationsprojekte sind beispielsweise die Kooperation des *Münchener Stadtmuseums* mit der *Arbeitsstelle für Provenienzrecherche/-forschung* beim *Institut für Museumsforschung* in Berlin zur Überprüfung des Sammlungsbestandes sowie der Ankaufspolitik des Hauses in den Jahren 1933 bis 1945 oder das dreisemestrige Lernforschungsprojekt „Mein München!“ (Eymold/Moser 2012) für Studierende am *Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie*, das Ursula Eymold, Leiterin der Sammlung Stadtkultur/Volkskunde, zusammen mit Professor Johannes Moser, Leiter des Instituts, mit dem Ziel einer interventionierenden Auseinandersetzung mit der Dauerausstellung und musealen Ergebnispräsentation durchgeführt hat .

Alle Kontakte, die neben der Sammlungs- und Ausstellungsarbeit aus den unterschiedlichen Kooperationsprojekten resultieren, können abgesehen von ihrem wissenschaftlichen Ertrag erfahrungsgemäß über das jeweilige Projekt hinaus für die Sammlung und deren Weiterentwicklung fruchtbar gemacht werden. Zumeist hat sich in der Praxis der Sammlungserweiterung eine Kombination unterschiedlicher Verfahrensweisen bewährt. Ist ein Thema in der Sammlung erst einmal etabliert und wird über längeren Zeitraum durch Ausstellungen oder eine aktive Sammeltätigkeit gepflegt und kommuniziert, entsteht zumeist ein Netzwerk, das die Sammlungstätigkeit durch Angebote seitens Privatpersonen, die wiederum als Multiplikatoren fungieren, ergänzt und erleichtert.

Das partizipative Vorgehen beim musealen Sammeln muss dabei projekt- und anlassbezogen angewandt werden. Gleichzeitig müssen feste Sammlungsformate entwickelt und etabliert werden, die einerseits den partizipativen Neuerwerb unter Berücksichtigung der zuvor genannten Kriterien sichern und sich zudem auch auf den historisch gewachsenen Objektbestand beziehen und ihn mit der Perspektive und dem Wissen von Akteuren konfrontieren und zur Diskussion stellen (Bluche/Gerbich/Kamel/Lanwerd/Miera 2013a).

### **5.1.2 „Bin ich jetzt museumsfähig?!“ Vertrauen erarbeiten – Bewusstsein schaffen**

Ziel unseres ersten Workshops war es, das Projekt „Migration bewegt die Stadt“ bekannt zu machen, das geplante Vorgehen von Anbeginn an zur Diskussion zu stellen, Transparenz zu schaffen und die Möglichkeit der Einbringung zu bieten. Gleichzeitig sollten Daten erhoben werden: Im Rahmen des empirisch-ethnografischen Zugangs



sollten aus dem Wissens- und Erfahrungsschatz der Anwesenden migrationsrelevante Themen entwickelt und Wünsche und Forderungen berücksichtigt werden.

Nach unseren Erfahrungen aus zwei sehr schlecht besuchten Workshops im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Tipik München?!“, die 2011 im Rahmen der Feierlichkeiten bzgl. des Anwerbeabkommens Deutschlands mit der Türkei im *Münchner Stadtmuseum* stattfand, kamen zu dieser Veranstaltung wider Erwarten sehr viele Personen, was vermutlich unserer intensiven Bewerbung der Veranstaltung im Vorfeld geschuldet war. Die inhaltlichen Ergebnisse dieses Workshops habe ich bereits im ersten Teil erörtert. Der Verlauf der Veranstaltung machte aber noch eine andere bei der Arbeit grundsätzlich zu berücksichtigende Dimension deutlich, die ich im Folgenden kurz auf der Basis meiner damaligen Eindrücke und den Äußerungen der Teilnehmenden darlegen möchte:

In unserer Position als (externe) wissenschaftliche Projektmitarbeiterinnen wurden wir als die Verantwortlichen im Museum und auch als Stellvertreter der Stadt München betrachtet, die es lange versäumt hatten, sich der Thematik Migration zu widmen. Die Teilnehmenden waren skeptisch, womit sie es bei unserem Projekt nun zu tun hatten. Zu oft wurden sie aufgrund ihrer Expertise und ihres Erfahrungsschatzes schon aufgefordert, Auskunft zu geben und Material zur Verfügung zu stellen. Ihrer Erfahrung nach blieb es aber meist bei diesen Einzelprojekten und ihre Unterstützung und ihr Arbeitsaufwand hatten keine weiteren Konsequenzen, anfängliches Interesse seitens der Institutionen verlor sich schnell wieder. Zwei Teilnehmerinnen waren so empört über die vergangenen Versäumnisse der Stadt, dass sie demonstrativ die Veranstaltung verließen. Es gab aber auch andere Stimmen und Akteure mit weniger schlechten Erfahrungen oder anderer Einstellung. Was uns insgesamt deutlich gemacht und mitgegeben wurde, war das Bewusstsein, eine große Verantwortung gegenüber den Akteuren zu tragen. Wir haben unser Wort gegeben, uns entsprechend zu engagieren und nicht durch leere Versprechungen zu enttäuschen. Ein Einstellen des Projekts hätte fatale Konsequenzen gehabt, was den Kontakt zu den Akteure betrifft, deren Unterstützung für ein Gelingen notwendig war.

Bereits zu diesem frühen Zeitpunkt der Vorprojektarbeit wurde uns ganz deutlich das Signal gegeben, dass unser Vorhaben begrüßt wurde, man gleichzeitig aber enttäuscht war, dass dieses so spät statt findet. Die Verärgerung über die bislang getätigten, als leer wahrgenommenen Versprechungen seitens der Stadt und städtischer Institutionen war deutlich spürbar. Zugleich zeigte uns die Gruppe der Interessenten auch, dass trotz der

Enttäuschungen in der Vergangenheit die Bereitschaft, der Wille und die Motivation, uns zu unterstützen, grundsätzlich vorhanden waren. Neben dem theoretischen und wissenschaftlichen Interesse entwickelte sich so auch unsere Verpflichtung gegenüber den Akteuren zu einer zusätzlichen Motivation bei der Bearbeitung des Themas.

Diese kurze Schilderung aus der Projektarbeit macht deutlich, eine wesentliche Voraussetzung für die partizipative Ausrichtung unseres Projekts bestand darin, das Vertrauen der Akteure zu erhalten. Dies konnte (und kann auch in der Zukunft) nur durch Zugeständnisse an die Akteure und die konsequente Umsetzung der kommunizierten Absichten seitens der Institutionen gelingen. Dies unterstreicht auch die Bedeutung des im Projektvorhaben konstatierten Ziels der langfristigen Aufbereitung und Verankerung der Migrationsgeschichte in der kommunalen Erinnerungslandschaft. Der Respekt vor den Geschichten und Erlebnissen der Akteure sowie vor ihren Standpunkten muss gewährleistet und bewiesen, ihre Kritik an der Gesellschaft, Politik und der Institution Museum muss angehört, ausgehalten und angenommen werden. Wie bereits angedeutet, wurde uns der Start in die Projektarbeit durch die zahlreichen Enttäuschungen erschwert, die die Akteure in der Vergangenheit wahrgenommen hatten. Das teilweise verlorene Vertrauen in die Institution muss daher erst wieder geduldig zurückgewonnen werden.

Das Misstrauen gegenüber der Institution Museum liegt noch in einem weiteren Aspekt begründet, der insbesondere in den Aussagen eines der zu einer Podiumsdiskussion eingeladenen Teilnehmer anlässlich der offiziellen Auftaktveranstaltung des Projektes „Migration bewegt die Stadt“ deutlich wurde. Er schilderte seine Erfahrungen mit Deutschland, dem Staat, der Münchner Stadtverwaltung, der Gesellschaft und den Wandel seiner gesellschaftlichen Position. Er kam als Asylsuchender nach Deutschland und nachdem sein Antrag abgelehnt wurde, lebte er jahrelang von der Gesellschaft ausgeschlossen mit unerlaubtem Aufenthaltsstatus in München. Mittlerweile hat er eine Familie in München gegründet und engagiert sich aktiv für die Belange von Menschen mit Migrationshintergrund. Für ihn war es nicht nur eine besondere Herausforderung, das Vertrauen in öffentliche Institutionen, denen er jahrelang gezwungen war mit Vorsicht und Skepsis zu begegnen, zurückzugewinnen und zuzulassen, sondern zunächst auch sehr irritierend und gewöhnungsbedürftig, wengleich positiv und begrüßenswert, den Wandel in der gesellschaftlichen Einstellung und bei den Kulturinstitutionen gegenüber der Thematik und den Belangen der Migration festzustellen. Besonders in der von ihm zweifelnd und zugleich herausfordernd

gestellten Frage, „Bin ich jetzt museumsfähig?“, kam dies zum Ausdruck.

Neben dem im Museumsfeld mittlerweile zu konstatierenden Diktum „Migration museumsreif!“ – dem ursprünglich ein Fragezeichen beigefügt war – gesellt sich eine seitens der Akteure geäußerte Skepsis darüber, nun als „museumsfähig“ deklariert zu werden. Dieser Aspekt unterstreicht nicht nur die hier konstatierte Bedeutung einer konsequenten und ehrlichen Vertrauensarbeit seitens der Institutionen und ihrer MitarbeiterInnen, sondern auch die zuvor geäußerte Bedeutung einer grundsätzlich verankerten partizipativen Teilhabe der Akteure an der Sammlung, Aufarbeitung und schließlich Präsentation „ihrer“ Geschichten.

## **5.2 Sammlungsdynamik – Dynamisch sammeln**

Entgegen der allgemein verbreiteten Vorstellung, Museen seien gewissermaßen ihrer Definition nach eher träge, langwierige und statische Angelegenheiten, erfordert die Praxis des Sammelns durchaus Flexibilität und muss als eine dynamische Angelegenheit verstanden werden. Eine Sammlung ist das Resultat des Zusammenspiels von Angebot und Nachfrage, welches die strukturellen Bedingungen für das Zustandekommen einer Sammlung bilden.

Eine maßgebliche Rolle bei der Gestaltung dieses Zusammenspiels spielt die Person des Sammlungsleitenden. Dies betrifft den Aufbau neuer Sammlungsbereiche sowie den Ausbau bestehender Sammlungsgebiete gleichermaßen. Die Wahl von Sammlungsschwerpunkten ist von den jeweiligen Interessen und Forschungsschwerpunkten der Sammelnden ebenso beeinflusst wie von zeitgenössischen Moden und aktuellen gesellschaftspolitischen wie kulturellen Entwicklungen im urbanen Raum, die sich auf die Sammlungspolitik auswirken. Zudem bestimmt das persönliche Netzwerk eines Sammlungsleitenden die Chancen und Möglichkeiten, Objekte für die Sammlung gewinnen zu können. Die Persönlichkeit des Sammelnden entscheidet auch darüber, ob die Sammlungsdynamik geprägt ist von einem aktiven, eigeninitiierten Engagement, oder einer eher passiv, abwartenden Haltung des Sammelnden.

Neben der Motivation und Persönlichkeit des Sammelnden wird die Sammlungsdynamik vom Markt der Dinge bestimmt, der – ebenso wie der Faktor Zufall oder gesellschaftliche und historische Entwicklungen und Diskurse – die Verfügbarkeit und den Wert von Dingen reguliert und Dingbedeutungen,

Objektbiografien und die Halbwertszeit von Dingen beeinflusst. Dies gilt, auch wenn ein solcher Markt für alltagskulturelle Güter als ein völlig anderer zu beschreiben ist als etwa der für kunsthandwerklich, kunsthistorisch und zeitgenössisch hochwertig eingestufte Kunst.<sup>102</sup> Der Markt der Dinge, der entsprechend den Gesetzen der Ökonomie durch Angebot und Nachfrage geprägt ist, bewirkt dass der Prozess des Sammelns ein dynamischer Vorgang ist, da er die Sammelnden in seine Bewegungen einbindet und flexible Reaktionen erfordert.

Sowohl der persönliche als auch der marktorientierte Aspekt charakterisieren das Sammeln als dynamischen Prozess und bestimmen maßgeblich den historisch gewachsenen Objektbestand eines Museums. Hinzu kommt aber noch ein dritter Aspekt, der das Sammeln bzw. den Umgang mit der Sammlung als dynamisch im Sinne einer perspektivischen Flexibilität kennzeichnet: die thematische Sammlungsarbeit im Kontext anlass- oder ausstellungbezogener Forschung und Objektrecherchen im hauseigenen Bestand sowie im öffentlichen Raum.

Diese Aspekte werden in den folgenden Abschnitten ausgehend von der Rolle und den Anforderungen an den Sammelnden ausgeführt. Dabei stehen die beiden zentralen Felder der Objektakquise im Sinne des Neuerwerbs von Objekten für die Sammlung sowie die Arbeit mit dem vorhandenen Bestand ausgehend von einer generellen thematischen Neusichtung sowie einer anlassbezogenen Bestandsrecherche im Kontext von hausinternen Ausstellungs- oder weiterführenden Vermittlungsprojekten im Vordergrund.

### **5.2.1 „Von der Straße ins Museum“ – Sammlungsleitende im Feld**

Das *Deutsche Historische Museum* sah sich zur Zeit der Wende von 1989, die sich mit dem Beitritt der DDR zur Bundesrepublik Deutschland 1990 in die deutsche Wiedervereinigung entwickeln sollte, mit der aufgrund der Dynamik der Ereignisse drängenden Frage nach einer Strategie konfrontiert, die Geschichte der ehemals zwei deutschen Staaten und des nun wiedervereinigten Landes repräsentativ in der musealen Sammlung abzubilden (Beier 1990). Angesichts des Mauerfalls am 9. November 1989 wurden bestimmte alltagskulturelle Dinge, die wie selbstverständlich das Leben und das Bild des geteilten Berlins prägten wie etwa die in Berlin-Ost allgegenwärtige Dederon-

---

<sup>102</sup> Es bleibt einzuräumen, dass die Bereiche alltagskultureller Güter und kulturhistorisch bedeutender Güter an vielen Stellen Überschneidungen aufzeigen, die eine Trennung dieser beiden Kategorien hinfällig werden lassen. So etwa im Bereich Design oder auch im Kontext religiöser und kunsthandwerklicher Arbeiten, die oftmals zunächst für den alltagskulturellen Gebrauch gefertigt wurden.

Plastiktasche oder Ansichtskarten mit der Signatur „Viermächtestadt Berlin“ zu „Symbole(n) politischer Veränderung“ (ebd.: 271) mit ereignishistorischem Zeugnischarakter. Von heute auf morgen sind „die Dinge durch die politischen Veränderungen zu vergangenen geworden“ (ebd.: 272).

Zu diesem Zeitpunkt stellte es noch eine gewisse Neuheit dar, gegenwartsorientiert zu sammeln. Mittlerweile ist die Forderung nach einem Aufbau gegenwartsorientierter Museumssammlungen weit verbreitet. Aktuelle gesellschaftskulturelle Entwicklungen aufzugreifen und in der Sammlung abzubilden, und Museen als Foren der Auseinandersetzung, als Kommentatoren historischer und aktueller Kontexte zu betrachten, fordert die Sammlungsleitenden dazu auf, zunehmend – nach dem von Rosmarie Beier-de Haan, Historikerin und seit 1989 Sammlungsleiterin für Alltagskultur am *Deutschen Historischen Museum*, formulierten Motto „von der Straße ins Museum“ (ebd. 1990) –sozusagen auch im Feld zu sammeln. Zeitgeschichte zu sammeln bedeutet, „die eben noch (...) benutzte ‚Karte für Ganz-Berlin‘ wird (...) der Sammlung einverleibt. Transparent, Flugblätter kommen nach der Demo, teilweise frisch aus der Presse, ins Museum“ (ebd.: 273). Selbstverständlich den Alltag prägende Objekte werden über Nacht „musea(be)l“ (ebd.: 272). Die Museumsmitarbeitenden zwingt ein solcher gegenwartsorientierter Zugang (teilweise) zu schnellen Reaktionen, nur mutmaßen könnend, „ob das, was uns heute als untrügliches Zeichen der Veränderung, der politischen Bewegung erscheint, diese auch noch in zwanzig, in fünfzig Jahren sein wird“ (ebd.: 274).

Auch aktuelle Entwicklungen und Ereignisse im Zusammenhang mit dem Thema Migration haben sich für Museen mit entsprechender thematischer Ausrichtung zu einem wichtigen Sammlungsfeld entwickelt. Ein Beispiel hierfür ist die deutschlandweite Streikwelle von Flüchtlingen<sup>103</sup>, die in München mit einem

---

<sup>103</sup> Seit 2012 kam es in unterschiedlichen Städten in Deutschland (u.a. Würzburg, München, Berlin, Hamburg) verstärkt zu Protestaktionen von Asylsuchenden, die sowohl einzelne als auch gemeinsame Aktionen umfassten. Insbesondere durch den Einsatz von Hungerstreiken und Protestmärschen sollte die Öffentlichkeit auf die prekäre Situation der Flüchtlinge und ihre Belange aufmerksam gemacht und die Politik unter Druck gesetzt werden, etwas an den Zuständen zu ändern. Auslöser der Aktionen war der Suizid eines Iraners Anfang 2012 in einer Gemeinschaftsunterkunft in Würzburg. Infolgedessen kam es zunächst zu mehreren Demonstrationen und einer Debatte um die Unterbringung und die Rechte von Asylsuchenden. Es folgte ein Protestmarsch von etwa 50 Flüchtlingen und UnterstützerInnen von Würzburg nach Berlin im September des gleichen Jahres. Im Sommer 2013 wurde unter dem Motto „Refugee Struggle for Freedom“ ein weiterer solcher Marsch durch Bayern veranstaltet, dessen Ziel München war. Anliegen der Flüchtlinge waren mitunter die Abschaffung der Unterbringung in Gemeinschaftsunterkünften, der Residenzpflicht, der Essenspakete, die Beschleunigung des Asylverfahrens, das Recht auf Sicherung des Lebensunterhalts durch Arbeit, Deutschkurse und eine erleichterte Familienzusammenführung – aus dem Ausland wie aus dem Inland (<http://gustreik.blogspot.eu/allgemein/langfassung-der-onlinepetition-an-den-bundestag-der-streikenden-iranischen-asylbewerber-in-wuerzburg-bayern-deutschland/>).

Hungerstreik am „Rindermarkt“, das Zentrum der Stadt 2013 erstmals topographisch und symbolisch in ihrer Mitte der Gesellschaft erreichte und sich intensiviert im Herbst 2014 ebenfalls am Rindermarkt sowie am Sendlinger Tor-Platz im Jahr 2016 fortsetzte. Die direkte räumliche Nähe des „Flüchtlings-Camp“ zum *Münchner Stadtmuseum*, es trennten das Haus keine 500 Meter von den Hungerstreikenden, verdeutlichte die Offensichtlichkeit nicht nur der menschlichen Notlage der demonstrierenden, hungerstreikenden Flüchtlinge und Asylsuchenden, sondern auch der raumgreifenden und gesellschaftshistorischen Bedeutung dieses Ereignisses.

Das *Münchner Stadtmuseum* versuchte sich unterstützend einzubringen, indem es zumindest Räume zur Verfügung stellte, in denen PolitikerInnen und InteressenvertreterInnen der Hungerstreikenden geschützt vor der Öffentlichkeit Gespräche über mögliche Lösungen führen konnten. Zugleich war es angesichts der offensichtlichen Bedeutung des Geschehens für die Münchner Stadtgeschichte und der aktuellen Entwicklungen in der Gesellschaft vor dem Hintergrund der Projektbestrebungen, Migrationsgeschichte zu sammeln, ein Anliegen das Ereignis zu dokumentieren. Die Leiterin der Sammlung Stadtkultur/Volkskunde trat wiederholt mit den InteressenvertreterInnen der Hungerstreikenden in Kontakt und sprach über die Möglichkeiten, die sich für die Museumssammlung diesbezüglich boten, vorausgesetzt eine museale Dokumentation des Geschehens sei auch im Interesse der Beteiligten.

Die Hungerstreikenden zeigten sich, trotz der Dramatik und Brisanz ihrer aktuellen Situation, dem Anliegen des Museums gegenüber nicht nur sehr offen und interessiert, sondern signalisierten über ihre InteressenvertreterInnen angesichts der auch von ihnen selber verstandenen Bedeutung des Geschehens ihre Absicht der Unterstützung zur Dokumentation, wenn der Streik beendet und eine politische Lösung gefunden sein sollte. Primär in Form von Dokumenten und Protesttransparenten sollten Objekte in die Museumssammlung übergehen. Darüber hinaus ließ das Museum selbst fotografisch das Geschehen dokumentieren und legte einen entsprechenden Akt mit Begleitmaterialien für das Sammlungsarchiv zur Dokumentation an, der zunächst etwa schriftliche Stellungnahmen und Forderungen der Protestierenden sowie die begleitende Medienberichterstattung beinhaltete.

Als entgegen der mit der Politik getroffenen Vereinbarungen das Camp über Nacht durch einen Polizeieinsatz geräumt wurde, zerschlugen sich sowohl die Hoffnung auf eine konstruktive Lösung als auch darauf, Objekte zur Dokumentation des Geschehens für die Museumssammlung zu gewinnen. Wenngleich das Museum am nächsten Tag

umgehend mit den zuständigen Behörden in Kontakt trat, die sämtliche Habseligkeiten der Streikenden entwendet und für die Vernichtung vorgesehen oder zur Abholung durch die BesitzerInnen bereit gestellt hatten – wie etwa Isomatten, Schlafsäcke, Rucksäcke, Decken, Mobiltelefone und ähnliches – ließ sich die Kommunikation mit der zuständigen Kreisverwaltungsbehörde nicht konstruktiv führen. Das Stadtmuseum sollte aufgrund der Weigerungshaltung der städtischen Behörde kein einziges Objekt erhalten. Der einzige verbliebene Sammlungsgegenstand ist der entsprechende schriftliche Vorgang zwischen dem *Münchner Stadtmuseum* und den an der Räumung beteiligten Behörden. Nach diesen Ereignissen noch weitere Proteste in München an zentralen Plätzen teils erneut in der Form von Hungerstreiks statt.<sup>104</sup>

Im Zentrum des Protest stand immer häufiger die Diskussion um eine selbstbestimmte Ernährung von Asylsuchenden durch die Abschaffung der so genannten Essenspakete, die durch einen entsprechenden Wertausgleich in Form von Bargeld ersetzt werden sollten. Die Abschaffung der Essenspakete wurde zum verbindenden Symbol der verschiedenen Protestaktionen und sollte eine der letztlich erfüllten Forderungen sein. Ende des Jahres 2013 wurde in Bayern, als einem der letzten Bundesländer, die Vergabe Essenspakete eingestellt und durch den entsprechenden Wert in Form von Bargeld ersetzt. Dies geschah nicht zuletzt infolge des auf die Landesregierung gestiegenen Drucks durch die Protestaktion am Rindermarkt (<http://www.fluechtlingsrat-bayern.de/essenspakete-werden-abgeschafft.html>).

Aufgrund seiner Symbolkraft kann das Essenspaket als ein Stellvertreterobjekt im vorherig genannten Sinn aufgefasst werden. Als sich infolge der Proteste seine Abschaffung abzeichnete, sah ich es als gegeben, ein solches Standardpaket wie es den Flüchtlingen zur Grundversorgung angeboten wurde, für die Museumssammlung zu gewinnen. Ich nahm Kontakt mit der Erstaufnahmeeinrichtung für Asylsuchende in der Baierbrunner Straße in München auf, schilderte mein Anliegen und verabredete mich zur Abholung. Die Behörde stellte mir ein solches Paket zur Verfügung. Auf verderbliche Frisch- und Tiefkühlwaren wie etwa Gemüse, Obst oder tiefgefrorenes Fleisch musste ich aus konservatorischen verzichten. Diese Lebensmittel sind aber auch nicht Bestandteil der Grundausrüstung gewesen, sondern mussten von den Asylsuchenden anhand einer Angebotsliste, die mehrsprachig vorhanden war und die ich ebenfalls für die Sammlung mitnahm, ergänzt werden.

Ein gegenwartsorientierter Zugang, insbesondere in Fällen der sozialen Prekarität und

---

<sup>104</sup> Nachdem die Objektübernahme 2013 scheiterte, konnte das Stadtmuseum nach dem Protest 2016 am Sendlinger Tor-Platz Objekte in die Sammlung übernehmen.

menschlichen Notlage wie es im Fall der Flüchtlingsstreiks gegeben war, erfordert von den Sammelnden neben einer hohen soziale Kompetenz und einem ausgeprägten Empathievermögen ebenso eine ethnografisch versierte Beobachtungs- und Analysefähigkeit von medialen und gesellschaftlichen Diskursen, um nicht nur Räume und Orte, die Feldaufenthalte lohnen, zu eruieren, sondern auch, um schließlich vor Ort entsprechende Symbol- und Stellvertreterobjekte mit entsprechender Visualisierungsqualität – wie sie etwa die Transparente mit den Forderungen der Flüchtlinge dargestellt hätten – ausfindig zu machen oder solche Objekte auch gegebenenfalls durch die Auseinandersetzung mit den Akteuren zu kreieren – etwa durch Interviews, filmische oder fotografische Dokumentationen des Geschehens und ähnliches.

Die Anwendung eines entsprechenden ethnografischen Methodenspektrums ist dabei empfehlenswert. Darin spielen insbesondere die Methode der Wahrnehmungsspaziergänge, (Medien-)Diskursanalyse, teilnehmende Beobachtung oder die Führung qualitativer Interviews eine zentrale Rolle. Das Wissen um und die Anwendung von solchen Methoden ist angesichts der Notwendigkeit eines derart gestalteten dynamischen Vorgehens elementar und verdrängt gerade in alltags- und stadtkulturellen Sammlungsbereichen, die sich für die Gegenwart öffnen wollen, herkömmliche Strategien und Vorgehensweisen zum Objekterwerb wie etwa Materialstudien, Lektüre von Auktionskatalogen oder ein entsprechend erarbeitetes, auch objektbasiertes Spezialwissen zu Themen und Dingen.

Der Sammlung in ihrer Eigenschaft des dynamischen Zustandekommens gerecht zu werden beinhaltet, aufmerksamer Beobachter zu sein sowie entsprechend der gesetzten Prioritäten und Zugänge eine aktive Sammlungsstrategie zu verfolgen. Es beinhaltet aber auch, die dauerhafte Sensibilisierung von Akteuren durch die stete Bekanntmachung des Sammlungsvorhabens sowohl intern als auch extern, um die Chance auf einen selbstständigen Zulauf bzw. ein kontinuierliches Objektangebot zu erhöhen. Nicht selten führt ein solches Vorgehen gegenwartsorientierten Sammelns von Alltagskultur zu Irritationen bei den Akteuren: Das, „was aus der Perspektive musealer Sammlung bedeutsam erscheint, kann für jene, die mit den Gegenständen täglich umgehen, eine Marginalie sein“ (Beier 1990: 275). Hier gilt es wie geschildert, konsequent entsprechende Kontakte aufzubauen, zu pflegen und neue Möglichkeiten der Kooperation zu suchen. Dies bedeutet ein hohes Maß an Kommunikationsbereitschaft, die es im Sinne der Beständigkeit möglichst auch im



Rahmen fester Formate zu pflegen gilt.

Dynamisches Sammeln umfasst projekt- und anlassbezogene Aktionen und Vorgehensweisen, die an das zuvor bereits geforderte Argument der Kooperation mit hauseigenen Projekten anschließen, natürlich aber auch solche, die es selbst zu organisieren und durchzuführen gilt oder extern stattfinden. Der Begriff Dynamik ist bei diesem Vorgehen wörtlich zu nehmen: Es geht um eine möglichst rasche Sichtbarkeit im Sinne des Objekterwerbs, ein tatkräftiges Vorgehen, eine zu gewährleistende Beweglichkeit und Flexibilität was die Prozessentwicklungen betrifft und schließlich eine Lebendigkeit, sowohl was den Prozess der Akquise betrifft als auch das Ziel für die entstehende Sammlung anbelangt, Anschaulichkeit und Vielstimmigkeit abzubilden.

Wie in den vorherigen Kapiteln angesprochen, sollte dem Objekterwerb dabei grundsätzlich eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Thema oder der jeweiligen Objektgruppe vorangegangen sein, um die professionelle Entscheidung über die Signifikanz eines Objektes und eine entsprechende Selektion treffen zu können. Dies umfasst eine laufende historische Recherche und Aufbereitung von Themenfeldern sowie – insbesondere auch hinsichtlich einer Öffnung der Sammlung für zeitgenössische Themen – eine aufmerksame Beobachtung und Recherche zu aktuell in der Stadtgesellschaft verhandelten und diskutierten Themen. Da der Arbeitsalltag von zahlreichen Pflichten dominiert wird und nicht allein die Sammlungstätigkeit und -pflege eine Rolle spielen, müssen entsprechende Prioritäten gesetzt werden, um die Qualität der Sammlung sichern zu können und eine quantitative Beliebigkeit zu verhindern.

Der konsequente Wissenserwerb und damit einhergehende Spezialisierungsleistungen der Sammlungsleitenden sind für die Professionalität ihrer Arbeit unbedingt notwendig. Eine entsprechend der sammlungsrelevanten Themenschwerpunkte kontinuierlich erweiterte Fachbibliothek, neben der Zentralbibliothek des Hauses, unterstützt die Wissensvertiefung. Neben der wissenschaftlichen Forschung am Bestand und der Auseinandersetzung mit Fachliteratur und -debatten (objektbezogen, museumswissenschaftlich und museumspraktisch) sowie der Beobachtung des Diskurses in den Medien, können partizipative Ansätze etwa im Rahmen von Sammlungsaufrufen, Workshops oder dem Fachgremium als ergänzende Maßnahmen hinzugezogen werden und Sammlungsentscheidungen abrunden.

### 5.2.2 Sammeln im Bestand: Über das Querlesen und Querschnittsaufgaben

Objektbasierte Sammlungen, so auch die museale Sammlung des *Münchner Stadtmuseums*, sind Wissensarchive und Informationsspeicher (Korff 2000a; te Heesen/Spary 2001). Sie bilden die Grundlage wissenschaftlicher Informationsgewinnung, -vermittlung und Wissensproduktion infolge wissenschaftlicher Analyse und Auswertung. Korff verweist in diesem Kontext auf die duale Funktion einer Museumssammlung als „Speicher und Generator“ (Korff 2000a) potentieller Erkenntnis und Erfahrung. Ihr wissenschaftliches und erkenntnisgenerierendes Potential wird in der Regel in Publikationen, Ausstellungsbegleitbüchern und Ausstellungen sichtbar und der Öffentlichkeit in dieser mittelbaren Art und Weise zugänglich gemacht.

Museumsbestände haben damit konstitutive und zugleich innovative Bedeutung: Sie markieren einerseits den Horizont möglichen Wissens, andererseits führt die systematische Auseinandersetzung mit dem musealen Bestand zur Entwicklung und Beantwortung unterschiedlicher Forschungsfragen oder Methoden und liefert damit einen maßgeblichen Beitrag zu wissenschaftlichem Fortschritt. Der Wert einer Sammlung schöpft sich deshalb – neben ihrem materiellen Wert – wesentlich aus der von wissenschaftlichen Fragestellungen geleiteten Beschäftigung mit dieser. Die Sammlung ist aber nicht nur für den wissenschaftlichen Forschungsprozess eine zentrale Ressource. Die Forschung am Objektbestand und die Vermittlung der Ergebnisse schafft vor allem auch die Legitimation eines im öffentlichen Interesses etablierten, gepflegten und schließlich finanzierten musealen Bestands und letztlich Museumsbetriebs.

Als spezifischer, historisch gewachsener und historisch bedingter Wissensspeicher der Stadtgesellschaft, tragen Stadtmuseen wie das *Münchner Stadtmuseum* die Verantwortung für die Bestandspflege und seine laufende Re-Aktivierung im Kontext der vier zentralen Säulen musealer Arbeit: Sammlung, Forschung, Konservierung und Vermittlung. Dieser Aspekt stellte bereits die Argumentationsgrundlage für eine im ersten Teil der Arbeit ausgeführte Anforderung an ein Sammlungskonzept: die Rückbindung des Sammlungskonzeptes an den historisch gewachsenen Sammlungsbestand eines Museums sowie an die stadthistorische Überlieferung. Für den Museumsbetrieb bedeutet das die grundsätzliche Verantwortung zur konsequenten Auseinandersetzung mit dem vorhandenen Objektbestand, seiner Kenntnis sowie Bearbeitung nicht nur im Sinne der Vermittlung und Wertsteigerung durch die

Konfrontation mit neuen Fragestellungen und der damit einhergehenden Reaktualisierung der Dinge und von Themen, sondern insbesondere auch im Sinne seiner sinnvollen Erweiterung – nicht nur gemäß aktuellen gesellschaftspolitischen sowie alltagskulturellen Themen, sondern auch unter Berücksichtigung historischer Sammlungstraditionen und hauseigener Leitbilder und Sammlungsgrundsätze.

Hinsichtlich der Einbringung und Erweiterung der vorhandenen Sammlungsbestände um den neuen stadthistorisch, gesellschaftspolitisch wie alltagskulturell bedeutsamen Schwerpunkt Migration lauten die Fragen: Hat das Münchner Stadtmuseum in seinem Sammlungsbestand Objekte, die aus der Perspektive der Akteure und der Stadtgeschichte heraus Migrationsrelevanz beanspruchen können? Wenn ja, gilt es diese Objekte zu eruieren und zu prüfen, um welche Objektkategorien es sich handelt und wie deren Aussagekraft zu beurteilen ist. Wenn nein, gilt es nach den möglichen Gründen hierfür zu fragen und entsprechende sammlungspolitische Konsequenzen zu ziehen. Zudem ist der Anspruch neben partizipativ zu erarbeitenden thematischen Schwerpunkten und zu definierenden und akquirierenden Objekten auch auf Basis einer Analyse des Bestands zu fragen: Welche Migrationsgeschichten und -themen lassen sich anhand der bestehenden Sammlung erzählen und wie können diese gegebenenfalls ergänzt und ausgebaut werden? Wie kann man eine Sammlung ‚wie hinsichtlich der Migrationsthematik auch im wissenschaftlichen Diskurs immer wieder gefordert wird, „quer“ oder „neu“ lesen (Deuser 2013: 8-11; Bluche/Gerbich/Kamel/Lanwerd/Miera 2013b: 15f.; Bluche/Miera 2013: 27f.)? Wie kann systematisch vorgegangen werden und worauf ist das Augenmerk zu richten?

Museumsforschung basiert in der Regel auf zwei Vorgehensweisen: 1. Die objekt- und sammlungsbezogene Forschung anhand des Inventars unter wissenschaftlichen Fragestellungen sowie die Erfassung und Erschließung zur Schaffung von Zugängen (Primärforschung) (Hagedorn-Saupe/Rohde-Enslin/Ermert 2006). Dies findet zum Zweck der Schaffung einer Infrastruktur statt, die eine Wissensgenerierung erst ermöglicht, und der Erweiterung oder dem Aufbau von (neuen) Sammlungen und Sammlungsschwerpunkten dient. 2. Die auf Basis der Ergebnisse der Primärforschung „kompilierende Erforschung spezifischer Themen- und Sachverhalte“ (ebd.: o. S.) wie sie bei der Vermittlung und Präsentation von Wissensinhalten wie etwa in Ausstellungen zum Tragen kommt oder bei der systematisch-konzeptionellen Be- und Überarbeitung von (bestehenden) Sammlungskonzepten notwendig ist (ebd.). Die Recherche potentieller Migrationsobjekte, also solche die konkret Migrationsgeschichte

erzählen oder mit Migration assoziierte Themen abdecken, ist im wesentlichen der kompilierenden Forschung zuzuordnen, zugleich aber auch dem Bereich der Primärforschung, insofern eine Auseinandersetzung und Kenntnis der Infrastruktur die Voraussetzung einer kompilierenden Forschung darstellt.

Die Verwaltungsstrukturen der Sammlung und die bisherigen Akquiseprozesse zu kennen ist eine Grundvoraussetzung, um die Sammlung aus der Perspektive der Migration analysieren zu können. Zudem ist es, wie ausgeführt, Bestandteil der Forschungsziele, Migration als Themenschwerpunkt in der derzeitigen Sammlungsstruktur zu verankern, wodurch eine Überarbeitung des bisherigen Sammlungskonzeptes notwendig ist. Wie bei Objektrecherchen zu anderen Themen muss zudem auch in diesem Fall – neben der Grundvoraussetzung des Wissens um die bestehenden Ablage- und Dokumentationsstrukturen – mit Kreativität und Flexibilität vorgegangen werden. Denn wenn das Schlagwort Migration nicht besteht, muss man fragen, in welchen Themen der Sammlungssystematik und der bestehenden Sammlungsbereiche sich mit Migration assoziierbare Objekte verbergen können.

Im Sinne der Operationalisierbarkeit ist, wie bereits erwähnt, eine quantitative Einschränkung vorgenommen worden: Ausgangspunkt der Recherche ist die Sammlung Stadtkultur/Volkskunde. Die anderen Sammlungen sollen berücksichtigt werden, wenn dies der Forschungsprozess nahe legt oder es sich im Kontext der Recherchearbeit ergibt<sup>105</sup>.<sup>106</sup> Qualitativ bleibt der Blick zunächst offen, wenngleich die Problematik der damit verbundenen Breite mir bewusst ist. Bevor ich auf mögliche migrationsrelevante Objekte und Thematiken, die in der Sammlung Stadtkultur/Volkskunde zu finden sind,

---

<sup>105</sup> Der Gesamtbestand des *Münchener Stadtmuseums* ist ab den 1960er-Jahren nicht mehr zentral erfasst worden. Seither führen die einzelnen Sammlungen eigene Inventarbücher. Sämtliche Inventarbücher sind digitalisiert und stehen den SammlungsmitarbeiterInnen zu Recherchezwecken zur Verfügung. Ein großer Teil des Bestands ist auch im Kontext der Produktion von ausstellungsspezifischem Begleitmaterial (Presse, Flyer, Plakat, Katalog) im zentralen Bildarchiv dokumentiert und eine nach den Bedürfnissen und Schwerpunkten des Hauses angelegte Präsenzbibliothek, die laufend gepflegt und aktualisiert wird, schafft ebenfalls eine Möglichkeit zur themenspezifischen Recherche. Objekte anderer Sammlungen kamen insbesondere bei der Auswertung sammlungsübergreifender Ausstellungspublikationen in den Blick, so dass die übrigen Sammlungen, wenngleich nur in Ausschnitten und nicht systematisch, teilweise ebenfalls berücksichtigt wurden.

<sup>106</sup> Thomas Weidner hält die Sammlung Grafik/Gemälde angesichts der Schwerpunktsetzung auf München und des Mediums nur begrenzt geeignet und relevant, um Migrationsthemen zu erzählen. Auch im Kontext der Vorbereitung der Dauerausstellung befand er den Objektbestand des *Münchener Stadtmuseums* als ungeeignet und mangelhaft, um die Thematik adäquat einzubringen. Im Gegensatz zu Weidner erachtet Manfred Wegner die von ihm betreute Sammlung prinzipiell als ertragreich hinsichtlich der Migrationsthematik. Dies begründet er etwa mit der Sammlung zur Schaustellerei, die als mobiles Gewerbe per se Migration thematisieren könne, und mit der prinzipiell internationalen Ausrichtung der Puppentheatersammlung, die ebenfalls einer grundsätzlich international ausgerichteten Szene und kulturellen Praxis entspreche. Als konkretes Beispiel zieht er den in seiner Sammlung vorhandenen Nachlass des mittlerweile aufgelösten tschechischen Theatervereins „Pokrok“ heran, den Arbeitsmigranten Anfang des 20. Jahrhunderts in München gründeten (Bayer/Koschnick 2014: 43).

eingehende, gebe ich einen Einblick in die allgemeine Systematik der Sammlung des *Münchner Stadtmuseums*.

Wie auch die anderen Sammlungen des Stadtmuseums ist die Sammlung Stadtkultur/Volkskunde, bis 2010 nur unter dem Namen Sammlung Volkskunde geführt, erst seit den 1970er-Jahren als eigenständige Sammlung existent. In dieser Zeit kam es zu einer Ausdifferenzierung nach Themen und Materialien des historischen Inventars in die heutigen Sammlungen Grafik/Gemälde/Plakat, Möbel/Angewandte Kunst, Mode/Textil sowie Stadtkultur/Volkskunde. Zudem kam es um 1960 zur Neugründung von Sammlungen innerhalb des Hauses wie etwa 1958 die Sammlung Puppentheater oder die Sammlung Fotografie und Film (bis 1989 zusammen, seither gilt das Filmmuseum als eine eigenständige Sammlung).

Dass es Sammlungen gibt, die aus dem historischen Bestand hervorgingen, ist insofern von zentraler Bedeutung für eine Recherche, als sich der Kernbestand dieser Sammlungen aus dem Inventar des *Historischen Museums* zusammensetzt. Die entsprechenden Sammlungsleitenden bedienten sich sozusagen und wählten für sich als relevant betrachtetes Material in der bereits bestehenden Sammlung aus. Dies zog zwei verwaltungstechnisch relevante Verfahren nach sich: Zum einen wurden bis dato zentral in sammlungsübergreifenden Inventarbüchern registrierte Objekte jetzt oftmals erneut nach den Logiken der einzelnen Sammlungen inventarisiert. Zum anderen wurden zu diesem Zweck eigene Inventarbücher, Inventarnummernsysteme und Ablagesystematiken angelegt und eingeführt. Es fand also eine Dezentralisierung der Inventarverwaltung sowie der Sammlungsakquise statt.

Die Objektgruppen, die der Sammlung Stadtkultur/Volkskunde im Rahmen dieser historischen Ausdifferenzierung zugeordnet wurden, umfassten Themenfelder aus den Bereichen Religion, Volkskunst, Spiel, Haushalt (ohne Mobiliar), Zunft u. ä., waren aber insbesondere stark von der Interessenlage der damaligen Sammlungsleiterin berührt – was sich nicht zuletzt auch in dem damals eingeführten Inventarkürzel „A“ niederschlägt, das für „Angeletti“ steht, dem Nachnamen der Leiterin. Bis Ende der 1970er-Jahre war zudem die heute eigenständig agierende Sammlung Mode/Textil, zu der seit 1970 auch die externe Kostümbibliothek „von Parish“ gehört, in der Inventarisierungspraxis mit der Sammlung Stadtkultur/Volkskunde zusammengelegt, wenngleich von zwei, jeweils für einen Sammlungsbereich zuständigen Fachkräften betreut.

Die Sammlung Stadtkultur/Volkskunde hatte in der Vergangenheit stets mit

Abgrenzungsproblemen zu den übrigen Sammlungen zu kämpfen. Dies hält bis heute an, da die Sammlung Stadtkultur/Volkskunde seit jeher thematisch aufgestellt ist und nicht wie die meisten übrigen Sammlungen materialspezifisch definiert wird. Insbesondere die Sammlung Mode/Textil sowie die Sammlung Angewandte Kunst müssen hier historisch berücksichtigt werden. In der Gegenwart wird die Problematik zunehmend komplexer und umfasst heute nahezu alle übrigen Sammlungen – was neben der materiell bedingten Überschneidung insbesondere in der thematischen Öffnung hin zur Stadtkultur begründet liegt, die sämtliche Sammlungsbereiche eines kulturhistorisch orientierten Museums berührt.

Die historischen Sammlungsschwerpunkte wie Religion und Spiel/-zeug blieben im Grunde genommen die thematischen Schwerpunkte der Sammlung seit ihrer Abspaltung als eigenständige Sammlung und wurden mit unterschiedlicher Gewichtung – ohne schriftliches Sammlungskonzept – ausgebaut. Die Motive und Prozesse der einzelnen Entscheidungsfindungen über die Aufnahme von Objekten in die Sammlung Stadtkultur/Volkskunde können deshalb, wenn sie sich nicht aus dem Objekt und seiner Dokumentation erschließen lassen, schwerlich nachvollzogen werden. Lediglich eine grundsätzliche Interessenlage, die sich in Sammlungstendenzen niederschlägt wie etwa die gerade angesprochenen Schwerpunkte Religion und Spielzeug, ist eindeutig ausfindig zu machen. Auffällig ist grundsätzlich auch der Inventarzuwachs, der mit entsprechenden Ausstellungstätigkeiten der Sammlungsleiterinnen zusammenhängt und sich thematisch und chronologisch in der Sammlung niederschlägt.

Themenbereiche, die auch im Rahmen von Ausstellungen bearbeitet wurden, sind in der Regel im Vergleich zu den übrigen sehr gut aufbereitet, verschlagwortet, inventarisiert und recherchierbar. Aus dem Inventar, das dadurch verstärkt Aufmerksamkeit erfuhr, kristallisieren sich im Laufe der Jahre Hauptsammlungsschwerpunkte heraus, die entsprechend dem Verwendungszusammenhang und der Funktionalität der Objekte erneut thematisch, aber auch materialbezogen sortiert und untergliedert wurden. Diese Objekte der primären Sammlungsbereiche wurden dabei zusätzlich zu ihrer Registrierung im Inventarbuch auf Karteikarten aufgeführt und in einem analogen Zettelkasten abgelegt. Sollte ein Gegenstand für unterschiedliche Sachgruppen Relevanz aufzeigen, so wurde eine Kopie der Karteikarte angefertigt und diese entsprechend doppelt abgelegt. Innerhalb der Bereiche sind die Karteikarten nach laufender Inventarnummer sortiert.

Die große Schwierigkeit dieses Systems besteht darin, dass bei weitem nicht von jedem

Objekt eine Karteikarte angelegt wurde, lediglich eine gedächtnisbasierte Standortverwaltung ohne schriftliche Dokumentation bestand und zu guter Letzt auch nicht jedes Objekt, das Eingang in die Sammlung erfuhr, inventarisiert und damit überhaupt erfasst wurde. Es gibt folglich sowohl einen Objektbestand, der nicht inventarisiert und keine Karteikartenerfassung hat, sowie einen Objektbestand der zwar inventarisiert aber keine Karteikartenerfassung hat und schließlich den Bestand, der sowohl inventarisiert als auch eine Karteikartenerfassung hat. Das historische Inventar, dass in der Sammlung Stadtkultur/Volkskunde neu katalogisiert wurde, ist außerdem zusätzlich in den historischen, zentral geführten Inventarbüchern aufgeführt und entsprechendes objektbasiertes Wissen auch dort verzeichnet. Zu dem Bestand, der – gleich, ob mit oder ohne Karteikarte – inventarisiert ist, ist gegebenenfalls auch noch zusätzliche Objektinformation vorhanden, die in speziellen Aktenordnern nach laufender Inventarnummer abgelegt ist.

Zusätzlich zu dieser objektbasierten Verwaltungssystematik gibt es ein Archiv, welches zu sammlungsrelevanten Themenbereichen allgemeine Informationen beherbergt, die laufend anlassbezogen vertieft und erweitert werden. Die Themen, die hier zu finden sind, decken sich teilweise mit dem Schlagwortverzeichnis des Karteikataloges oder mit Ausstellungsthemen, die in der Vergangenheit bearbeitet wurden, und sind teilweise auch sehr ausdifferenziert bearbeitet worden, so dass sich innerhalb eines Themas auch weitere Unterkategorien finden können. Generell ist dieses Archiv bei weitem umfangreicher in der Themensetzung als das Karteiverzeichnis mit den aktiv gesammelten Themenschwerpunkten der Sammlung. Die Themensetzung im Archiv als auch in der Verschlagwortung der Karteikarten entspricht sowohl einer funktionalen, inhaltlich-thematischen und epochalen Kategorisierung mit teilweise weiteren Untergliederungen: etwa SPIEL/SPIELZEUG > Puppen > Puppen-Herde > Holzspielzeug > Blechspielzeug etc. oder RELIGION > Krippen > Gebetbücher > Rosenkränze etc. oder FESTE > Weihnachten > Adventskalender > Fasching > Faschingsplaketten > Ostern etc.

Diese Sammlungsschwerpunkte können keine ontologischen Kategorien bilden. Ein und dasselbe Objekt ließe sich häufig unterschiedlichen Bereichen zuordnen und jede Schwerpunktsetzung produziert wiederum neue Perspektivierungen in der Kategorienbildung. So kann beispielsweise ein „Schwarzer Peter“-Kartenspiel nicht nur wie in der Sammlungsstruktur herkömmlich dem Bereich SPIEL/SPIELZEUG > Spielkarten > Quartett *funktional* zugeordnet werden, sondern ebenso

*inhaltlich/thematisch* Aussagen über stereotype Bilder und ihre nachhaltige Konstruktion etwa durch die Verwendung und damit einhergehende Etablierung in einem Kartenspiel für Kinder treffen. Daraus resultiert auch die Tatsache, dass es thematisch ausgerichtete Sammlungsbereiche wie etwa Oktoberfest gibt, die sich je nach Perspektive und von den Objekten aus gesehen auch auf andere Bereiche verteilen ließen – etwa FESTE oder INDUSTRIE/GEWERBE > Bier/Brauereien. Der Sammlungsschwerpunkt Oktoberfest illustriert auch den Fall, dass innerhalb der Hauptfelder eine Unterkategorie im Laufe der Zeit einen derartigen Objektzuwachs erfuhr, dass aus der Unterkategorie, in diesem Fall Oktoberfest, eine eigenständige Hauptkategorie wurde. In der späteren Verschlagwortung tauchen diese Bereiche schließlich als eigenständige Sachgruppen auf.

Aufgrund dieser tendenziell unsystematischen Sammlungsstruktur ist bei Recherchefragen – sofern nach Inventarnummer vorgegangen werden kann – grundsätzlich an jedem möglichen Ort nachzusehen, um Informationen zu erhalten: Der Weg führt von der Karteikarte, dem Aktenordner mit Objektinformation sowie gegebenenfalls dem Akt aus dem Archiv zum Inventarbuch. Bei thematischen Rechercheanfragen, etwa ob zu einem Thema Objekte in der Sammlung vorhanden sind oder ein spezifisches Objekt zur Ausleihe (hausintern wie extern) zur Verfügung steht, ist ebenfalls grundsätzlich das Vorgehen über die Schlagworte des Karteikatalogs und die Akten aus dem Archiv notwendig. Liegt keine Inventarnummer vor, ist die Recherche über die Inventarbücher aussichtslos – bzw. allzu langwierig – und jenseits des Karteikatalogs und der Akten im Archiv nur noch über die im Depot gelagerten Objekte selbst und das gedächtnisbasierte, durch die Arbeitserfahrung gemachte Wissen möglich. Die Museumsmitarbeitenden einer Sammlung sind damit selbst Teil der Organisations- und Wissensstruktur und erfahren in Recherchefragen einen zentralen Stellenwert (gegebenenfalls werden sogar ehemalige MitarbeiterInnen konsultiert). Prinzipielle Lückenhaftigkeit und annähernd strategischer Zufall sind infolgedessen feste Größen in der täglichen Arbeitspraxis der Sammlung Volkskunde (was trotz der offensichtlichen Nachteile auch stets überraschende Informationen und Wissenserweiterungen ermöglicht und neue Perspektiven bereithält – nach dem Motto: Irgendwas findet man immer).

Mit den empirisch erhobenen Daten zu bedeutsamen Themenfeldern der Migration in München, die oft nicht nur auf München alleine zutreffen können, sondern vielmehr auch allgemeiner, grundsätzlicher Natur sind, habe ich den Objektbestand untersucht.



Ich habe hierfür nicht nur die Ausstellungskataloge der letzten Jahrzehnte durchgearbeitet, die mich aufgrund der sammlungsübergreifenden Ausstellungsarbeit häufig auch in Berührung mit Objekten der anderen Sammlungen kommen ließen, sondern bin auch textbasiert die Inventarbücher der Sammlung Stadtkultur/Volkskunde seit der zuvor dargelegten Dezentralisierung der Sammlungspolitik des Hauses in den 1960er-Jahren sowie den Karteikarten-Zettelkasten und das Archiv durchgegangen. Hinzu kam die rein visuelle Recherche von Objekten im Kontext von Depotaufenthalten ebenso wie Zufallstreffer, die sich während meines Arbeitsalltags in der Sammlung ergaben. Alles in allem verschaffte ich mir so einen sehr guten und systematischen Überblick über den allgemeinen Charakter der Sammlung und ihrer spezifischen Objekte, der unabdingbar ist bei der Überlegung, inwieweit sich die Thematik Migration aus dem Bestand heraus erzählen und an diesen anknüpfen lässt.

Meines Erachtens lassen sich potentielle Objekte der Migration für nahezu sämtliche der erarbeiteten Themenschwerpunkte in der vorhandenen Sammlung ausfindig machen. Und es finden sich auch Objekte in der Sammlung, die im Kontext Migration eine gewisse Relevanz versprechen und sich einem der migrationsassoziierten Themenfelder, wie sie im Rahmen der empirischen und diskursiven Datenerhebungen herausgearbeitet wurden, zuordnen ließen.

Die vorhandenen Objekte und Objektgruppen, die migrationsrelevante Themen abbilden, sind etwa solche die sich in den Bereichen Nahrung/Ernährung, Konsum(-güter) oder Werbung finden lassen. So existiert in der Sammlung Stadtkultur/Volkskunde ein umfangreicher Objektbestand in orientalisiertem Design zum Thema Tabak und Rauchen mit den dazugehörigen Utensilien und einem Tabakladen oder Tee- und Kaffeedosens. Objekte, die in anderen Museen schon aus der Perspektive der Migration thematisiert wurden (Bluche/Gerbich/Kamel/Lanwerd/Miera 2013a). Es besteht weiterhin eine große Sammlung von Koch- und Rezeptbüchern, die ab den etwa 1950er-Jahren auch unterschiedliche sogenannte „Nationalküchen“ umfassen. Auch der sogenannte „Sarotti Mohr“ zielt als beehrtes Werbemotiv der gleichnamigen Firma viele Objekte im Bereich der Konsumartikel und kann als Beispiel für stereotype Darstellungen und eine Exotisierung in der Konsumwelt herangezogen werden, die oftmals diskriminierende und rassistische Bezüge herstellt. So auch beispielsweise im Kontext des Oktoberfestes, wo dies über die Konsumbuden und die mitunter auf der Festwiese abgehaltenen Völkerschauen seit Ende des 19. Jahrhunderts bis in die 1960er-Jahre immer wieder vorkommt und sich in Objekten wie Plakaten,

Fotografien oder entsprechenden Souvenirs manifestiert. Aber auch der Bereich Spiel/Spielzeug bietet Beispielobjekte für stereotype Darstellungen, die ins rassistische umschlagen können: Von der „Bali“-Barbie über die „Western“-Barbie, über Sammelalben mit den Titeln „Afrika“, „Bilder aus aller Welt“, „Mittel- und Südamerika“ und entsprechendem Bildmaterial bis hin zu als solchen bezeichneten „Mohrenbabies“ und „Negerpüppchen“, „Schwarzer Peter“-Kartenspielen oder einem „Völkerschau-Quartett“.

Viele Objekte gerade im Bereich Spiel/Spielzeug gibt es aber auch, die auf eine internationale Produktion und eine Internationalisierung der Alltagswelt hinweisen, gerade im Bereich des Blechspielzeugs oder der Gesellschaftsspiele wie beispielsweise ein italienisches Tarotspiel, das Spiel „Café International“ oder „Reise durch Europa“. Zudem existieren viele Objekte in der Sammlung zum Thema Reise und solche, die eine Mobilität von Personen und Dingen belegen: Reiseschreibzeug, Reisekoffer, Reisealtärchen, Reiselaternen, Reisehauben, Reisetaschen, Reisenähzeug, Reisepässe, Reiseführer, Campinggeschirr, Reisebesteck oder Reiseandenken wie etwa das Kästchen mit dem Titel „Lava Gestein zur Erinnerung Ludwig Carl Kronprinz v. Bayern bestieg den Vesuv im Jahr 1805“ oder das Objekt „Schießgewehr Hubert Thun (dt.-österr.)“, der als Kind in Mailand, später in München lebte. Als Mobilitätsnachweis kann auch der Maßkrug „Hbf München“ von „um 1900“ dienen oder im Bereich Zunft, Handel und Gewerbe das „Fremdenbuch“ mit Einträgen wandernder Gesellen oder die „Standarte der Ziegler in Haidhausen“.

Auch hinsichtlich dem Themenkomplex Krieg mit den dazugehörigen Themen wie etwa Kommunikation, Grenzen, Besatzung(-skinder), Soldaten oder Flucht sind unterschiedliche Objekte zuzuordnen; etwa das Wörterbuch eines Oberleutnants, das die Jahre 1914 bis 1918 umfasst, Feldpost oder ein „Wolchow-Stock“ von einer Schlacht im Jahr 1943 in russischem Kriegsgebiet, der zum Stochern in Sümpfen diente und als Souvenir gilt, und schließlich zahlreiche Objekte mit Ursprung in der US-amerikanischen Besatzung in München: Spielzeug und Bücher, die mit dem Hinweis „made in US Zone“ versehen sind, Dokumente wie ein Buspass des „Headquaters U.S. / Employees Pass“ von 1949, ein Reiseführer für amerikanische Soldaten, ein Messer aus dem Bestand der US-Armee, datiert auf um 1948, ein so genanntes „Care Paket“, ein Mehlsack „Hard Wheat Flow“, eine Armbinde zum Ausweis, dass der Träger in einem von der US-amerikanischen Besatzungsmacht kontrollierten Betrieb arbeitete, eine US-Munitionskiste und vieles mehr.

Und gibt es zahlreiche Objekte die auf eine migrationsrelevante Ebene im Bereich Bildung und (Sprach-)Erziehung verweisen: Die im 19. Jahrhundert verbreitete Mehrsprachigkeit bzw. mehrsprachige Erziehung, Sprachbücher – insbesondere Bücher zum Erlernen des Englischen nach dem Zweiten Weltkrieg, englischsprachige Kinder- und Liederbücher oder Belege für die Thematik der sogenannten „Besatzungskinder“ – so etwa Handlungsempfehlungen für Lehrkräfte zum Umgang und zur Integration mit diesen in der Klassengemeinschaft.

Die Eindrücke zeigen, dass ein offenes „Querlesen“ der Sammlung zu einer Thematik nur einen ersten Überblick über potentielle Anknüpfungs- und Vertiefungsmöglichkeiten geben kann, die dann von konkreteren Fragestellungen geleitet sein müssen. Zudem ist eine Sammlung von dem Volumen etwa der Sammlung Stadtkultur/Volkskunde bzw. des Gesamtbestands des *Münchner Stadtmuseums* kaum sinnvoll in seiner Gänze zu erfassen und auszuwerten. Dennoch ist ein solches Querlesen hilfreich, um im Sinne der notwendigen weiterführenden Perspektivenschärfung potentielle Anknüpfungspunkte für eine vertiefende Bestandsanalyse sowie Ansätze eines Neuaufbaus entsprechend vorhandener Sammlungsschwerpunktbereiche zu eruieren.

Dies ist im Bereich der Sammlung Volkskunde/Stadtkultur hinsichtlich der Migrationsthematik denkbar in den herkömmlichen Sammlungskategorien wie etwa Haushalt, Religion, Spielzeug, Nahrung, Veranstaltungen, Schule/Bildung u. ä., aber auch hinsichtlich sammlungsspezifischen wie -übergreifenden Querschnittsthemen wie etwa Fremdheit/Exotik(-isierung). Um hier konkrete Ansatzpunkte und herkömmliche Bereiche zu definieren, die aus der Perspektive der Migration gesammelt werden sollten, aber auch solche, die es neu einzuführen gilt, ist wiederum die ergänzende Zusammenarbeit mit Akteuren der Migration notwendig und zu empfehlen.

Angesichts des notwendigen Sammlungswissens sowie der komplexen Aufgabenstellung ist es unumgänglich, wenngleich die Aufgabe in der Sammlung Stadtkultur/Volkskunde verortet ist, die übrigen Sammlungen nicht nur zu involvieren, sondern auch in die Pflicht zu nehmen. Nur so kann man dem Anforderungsvolumen und einer professionellen Bearbeitung gerecht werden. Das Wissen verschiedener Akteure zu bündeln, die Aktivitäten in den unterschiedlichen Bereichseinheiten sowie jedwede Bearbeitungsanlässe jeweils auf ihre potentiell migratorisch relevanten Elemente zu prüfen, ist eine Grundvoraussetzung, um die gleichsam verantwortungsvolle wie große und anspruchsvolle Aufgabe der Sammlung und

Aufarbeitung der Münchner Migrationsgeschichte im Sinne ihrer Dokumentation und Vermittlung umsetzen zu können. Zudem kann ein solches kollaboratives Vorgehen wertvolle Synergieeffekte erzeugen.

Die Empfehlung zur Anbindung an sämtliche Projekte des Museums ergibt sich aus der Forderung, Migration gemäß seiner gesellschaftshistorischen Bedeutung als ein Querschnittsthema aufzufassen, dem als Querschnittsaufgabe begegnet werden muss. Zugleich kann so jedoch auch die Möglichkeit sich selbst verstärkender Prozesse genutzt werden. Erfahrungsgemäß führen sämtliche Veranstaltungen zu einer Sensibilisierung für die Interessenschwerpunkte der Sammlung des Museums und einem Aufmerksamkeitserwerb, der dem Museum zugute kommt. Dieser Effekt sollte genutzt werden. Er kann dem Projekt „Migration bewegt die Stadt“ mit seinem Ziel des migrationsgeschichtlichen Sammlungsaufbaus dienen, da es, während und im Anschluss von Veranstaltungen, häufig zu einem Rücklauf von Objekten seitens der Bevölkerung kommt. Je mehr Projekte des Museums sich künftig mit der Thematik auseinandersetzen, desto eher und häufiger wird es zu solchen Rückmeldungen kommen. Als Projekte sind in diesem Fall sämtliche Ausstellungen, Forschungsprojekte sowie Angebote der Kulturvermittlungsarbeit zu verstehen.

### **5.3 Transparenz und Nachhaltigkeit**

Im ersten Teil wurden bei der Erörterung der Frage „was sammeln“ grundsätzliche Anforderungen an ein museales Sammlungskonzept zum Thema Migration formuliert. Dabei wurde vor dem Hintergrund der Repräsentationskritik und dem Wandel der Aufgaben und des Selbstverständnisses von Museen, wie er etwa in der neuen Museologie thematisiert wird, die Problematik der hegemonial-patriarchalen Strukturen deutlich, die durch die singulär-subjektiven Entscheidungsfindungen bei der Selektion durch die Museumsmitarbeitenden entsteht. Neben dem Aspekt der Umverteilung der Macht im Kontext der Selektionsprozesse, der etwa durch partizipatives Arbeiten ermöglicht werden kann, ist eine weitere Möglichkeit, hier Ausgleich zu schaffen, die musealen Entscheidungsfindungsprozesse nachvollziehbar und transparent zu machen. Ein weiterer Aspekt, der, wenngleich nicht offensichtlich, in diesem Kontext steht und im Folgenden erörtert werden soll, ist die seitens der Akteure geforderte und angesichts der gesellschaftspolitischen Dimensionen sowie der geschilderten gesellschaftshistorischen Verantwortung der Institution Museum notwendige

nachhaltige Verankerung und Auseinandersetzung mit der Thematik Migration in der konventionellen Museumsarbeit. Welche Möglichkeiten gibt es in der musealen Arbeitspraxis, Transparenz und Nachhaltigkeit zu schaffen? In der Regel sind Objektdokumentation und Ablagesystematik eines Museums die tragenden Säulen für die dauerhafte und transparente Verwaltung des Objektbestands. Wie diese am *Münchener Stadtmuseum* organisiert ist und hinsichtlich der Migrationsthematik zu ergänzen ist, wird Thema der folgenden Abschnitte sein.

### **5.3.1 Dokumentation und Reflexion: Plausibilität und Plausibilisierung von Dingen**

Aufgrund ihrer geschichtsgestaltenden Macht und Kraft ihrer Position nehmen die Sammlungsleitenden im Prozess des musealen Sammelns eine zentrale Rolle ein und tragen eine entsprechend große Verantwortung. Sie legen Themen fest, entscheiden, welche Themenschwerpunkte des Bestands weitergeführt werden sollen, wählen Objekte aus und führen die Recherchearbeit hierfür durch. Ihre Rolle im Sammlungsprozess und in der Sammlungspflege steht angesichts der subjektiven Prägung ihres Tuns in starkem Kontrast zu den Auswirkungen ihrer Tätigkeit. Sie sammeln das sogenannte historische Erbe der Stadt, bilden mit ihrem Tun das materielle Gedächtnis der Stadtgesellschaft und prägen so maßgeblich die Geschichtsüberlieferung<sup>107</sup>. Vor diesem Hintergrund muss hinsichtlich der anfangs dargestellten Repräsentationskritik gefragt werden, wie sich diese Macht relativieren lässt, wie entsprechende Kontrollmechanismen eingeführt werden können, damit nicht allein das persönliche, subjektiv geprägte Bild der Sammlungsleitenden stellvertretend für Stadtgesellschaft und -geschichte Eingang in die Sammlung finden.

Die Prägung der Museumssammlung durch die jeweiligen Sammlungsleitenden lässt sich auch in den Sammlungen des *Münchener Stadtmuseums* beobachten. So sind ganze Spezialsammlungen dem persönlichen Interesse und Engagement der jeweiligen Sammlungsleitenden geschuldet wie etwa die Sammlung Musikinstrumente des Musikethnologen Georg Neuners oder die Sammlung Puppentheater des ehemaligen Leiters Ludwig Kraft. Es gibt aber auch den Fall, dass, abgesehen durch die letztgültige Entscheidung der Sammlungsleitenden, einzelne (externe, private) SammlerInnen Konvolute, die sie selbst zusammentrugen, dem Haus verkaufen, schenken oder auch

---

<sup>107</sup> Wenngleich es weitere Institutionen zur Aufarbeitung und Dokumentation von Geschichte wie etwa Archive gibt und auch die wissenschaftliche Arbeit der Historikerschaft ein Korrektiv darstellt.

posthum vermachen. Solche Sammlungen werden oftmals ihrer Herkunft gemäß bezeichnet und als in sich geschlossene Konvolute verwaltet, was sich teilweise in den Inventarnummern durch entsprechende Kürzel niederschlägt und ablesen lässt.

Auch in der Sammlung Volkskunde/Stadtkultur lässt sich das Interesse der vergangenen Sammlungsleitenden anhand des Bestands ablesen: Puppen, Spielzeug, Schule, Kinder-/Schulbücher, Haushalt oder religiöse Volkskunde wie Krippen, Hinterglasbilder, Rosenkränze, Gebetsbücher u. ä. – diese Bereiche haben in der Vergangenheit den größten Zuwachs erfahren und sind entsprechend der wissenschaftlichen Spezialisierung der Sammlungsleitenden am besten aufbereitet und dokumentiert. Auch der Sammlungsschwerpunkt Nationalsozialismus kann als Beispiel für die Mechanismen der Sammlungspraxis herangezogen werden, die auch stark in Zusammenhang mit Ausstellungsvor- und Ausstellungsnachbereitungen stehen können.<sup>108</sup> So können einzelne Ausstellungen einen spürbaren Effekt auf ganze Sammlungen haben, indem sie einerseits die Motivation seitens der KuratorInnen fördern, eine Thematik im Objekt zu erschließen. Andererseits der Öffentlichkeit über die Ausstellungspräsentation das museale Interesse an einer Thematik mitteilen, was oftmals zu einem Schwung an angebotenen Objekten seitens der Bevölkerung führt.

Beim Objekterwerb, dem die Entscheidung und die Reflexion über die Frage nach dem Was vorangegangen ist, unterscheidet man Akquisekriterien, die formale und inhaltliche Kriterien umfassen, sowie sich daran anschließende Akquisemöglichkeiten. Hier hat die Erfahrung gezeigt, dass Veranstaltungen des Hauses, seien es einzelne Projekte und Programme im Rahmen von laufenden Ausstellungen oder Vermittlungsprojekten etwa anlässlich stadtgeschichtlicher Jubiläen zumeist ein reges Angebot von Objekten – insbesondere solcher mit stadt- bzw. alltagskultureller Relevanz – seitens der Bevölkerung nach sich ziehen. Gleiches gilt für die gezielte Sammlungstätigkeit im Rahmen der wissenschaftlichen Recherche zur Vorbereitung von Ausstellungen seitens der AusstellungskuratorInnen, Sammlungsleitenden und ihren wissenschaftlichen Teams.

---

<sup>108</sup> Im Rahmen der Erarbeitung der Dauerausstellung „Nationalsozialismus in München: Chiffren der Erinnerung“ (Schütz 2006), die am 5. Juni 2003 eröffnet wurde, sowie der Arbeit an der Wechsellausstellung „München – Hauptstadt der Bewegung. Bayerns Metropole und der Nationalsozialismus“ (Bauer/Schütz 1993), die am 21. Oktober 1993 eröffnet wurde und bis März des Folgejahres zu sehen war, wurde eine große Sammlung zusammengetragen, die seither konsequent erweitert wurde; insbesondere durch Florian Dering, ehemaligen stellvertretenden Direktor und Leiter der Sammlung Puppentheater/Schaustellerei, der neben externen Mitarbeitenden an den Ausstellungskonzepten und ihrer Realisierung beteiligt war. Der Sammlungsschwerpunkt wurde der Sammlung Stadtkultur/Volkskunde zugeordnet und wird seither von dieser verwaltet, wenngleich es auch hier materialspezifische Überschneidungen gibt, die zu einer zusätzlichen Verankerung der Objekte in den übrigen Sammlungen führten.

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit einer Thematik und damit einhergehende Präsentation der Ergebnisse über die Ausstellung sowie eine entsprechende Begleitpublikation schlägt sich – in der Regel über die Projekte hinaus – im Sammlungserwerb nieder und schafft zugleich Entlastung bei der aktiven Objektrecherche zu einem Thema: Als Folge des im Kontext von Ausstellung und Publikation bekundeten Interesses des Museums an einem Thema bieten viele Akteure dem Haus ihrerseits entsprechende Objekte an. Zudem ist der Erwerb durch die Bevölkerung meist eine gute Ergänzung zur kuratorischen Sammlungstätigkeit, da er die Akquise von Objekten ermöglicht, die vielleicht mit den Möglichkeiten der Sammlungsleitenden nicht hätten recherchiert und erworben werden können.

Diese meist zufällige Komponente der Sammlungstätigkeit verlangt besonders nach der professionellen Entscheidungsreflexion der Sammlungsleitenden, was sich nicht immer einfach gestaltet, auch da hier als eine zwischenmenschliche Komponente die Herausforderung hinzukommt, die oftmals fachlich notwendige Ablehnung von (den Besitzern oft lieben und teuren) Objekten in einer Weise zu kommunizieren, welche die Entscheidung der Sammlungsleitenden nachvollziehbar werden lässt ohne Verärgerung bei den potentiellen SchenkerInnen oder LeihgeberInnen zu hinterlassen.

In beiden Fällen jedoch – aktive wissenschaftliche Objektrecherche und -erwerb sowie das Angebot von Objekten seitens der Bevölkerung – bleibt der Einfluss der Sammlungsleitenden maßgeblich, da sie letztverantwortlich die Themen setzen und jede Entscheidung über eine Objektakquise treffen. Generell umfassen die verwaltungstechnischen Abwicklungen bei der Akquise die Möglichkeit eines Ankaufs<sup>109</sup>, der Schenkung, Überweisung – das heißt meist ein Vorgang innerhalb der städtischen Referate oder auch innerhalb des Hauses, bei dem ein Objektbestand, der sich bereits im Besitz der Stadt München oder des Museums befindet, einer Sammlung zugewiesen wird – und auch die der Dauerleihgabe – also die permanente Aufnahme eines Gegenstandes aus einem anderen Museum, aus dem Besitz einer Stiftung oder von Privatpersonen in die Sammlung.

Ist die Auswahl für ein Objekt getroffen und der Akquiseprozess abgeschlossen, findet als nächstes die Abwicklung innerhalb der Sammlung statt, infolge derer ein Objekt dauerhaft Eingang in den Sammlungsbestand findet. Der mit der sogenannten Inventarisierung einhergehende verwaltungstechnische und rechtliche Vorgang der

---

<sup>109</sup> Der Ankaufsetat des *Münchner Stadtmuseums* ist sehr gering und wird jährlich auf die Sammlungen verteilt, wobei hier keine gleichmäßige Aufteilung stattfindet, sondern die konkreten Ankaufsmöglichkeiten gegeneinander abgewogen und von den Sammlungsleitenden argumentiert werden müssen.

Eigentumsübernahme umfasst neben der reinen Objektregistratur mit entsprechender Inventarnummernvergabe, Anfertigung eines Arbeitsfotos, Objektbeschreibung, Objektdatierung, Material- und Technikbestimmung, Vermaßung sowie dem Zustandsbericht auch die thematische Verschlagwortung und schließlich die fachkonservatorische Versorgung und Ablage.

Gegebenenfalls werden zu einem Objekt und seinem thematischen, historischen, verwendungsspezifischen oder objektbiografischen Kontext auch noch entsprechende Zusatzinformationen archiviert. Diese können sich auf das konkrete Objekt, seine biografischen, soziokulturellen und politischen Hintergründe und damit zusammenhängende Verwendungs- und/oder Bedeutungszusammenhänge beziehen – wie beispielsweise in Form von Fotos, Infobroschüren, Presseartikeln, Audiodateien, biografischen Informationen u. ä. – und Themenfelder und Phänomene umfassen, in deren Zusammenhang das Objekt Relevanz hat. Diese Informationen wurden bislang in einem analogen Archiv der Sammlung verwahrt, sortiert nach Themen, Inventarnummern und/oder Objektgruppen.

Die Objektverwaltung umfasst ebenfalls die Standortverwaltung, die Konservierung und gegebenenfalls die Restaurierung von aufzunehmenden oder bestehenden Sammlungsobjekten. Die Objekte werden sowohl nach Sammlung, Material – wegen der konservatorischen Bedingungen (Klima) – als auch nach Themen gruppiert abgelegt. Dabei lagern die einzelnen Sammlungen sowohl einen Teil ihres Bestands im *Münchner Stadtmuseum* in den Sammlungen selbst, vergleichbar mit dem Präsenzbestand einer Bibliothek, als auch im zentralen *Museumsdepot der Landeshauptstadt München*.<sup>110</sup>

Nicht nur hinsichtlich der Auswahl der Objekte sondern auch hinsichtlich der Standortbestimmung macht sich die Macht der Sammlungsleitenden und die personelle Gebundenheit von Wissen über eine Sammlung besonders bemerkbar. Im Vergleich zu der mit dieser Macht verbundenen Verantwortung erweisen sich herkömmliche Kontrollmechanismen oder -strategien zur Regulation und Sichtbarmachung dieser Machtentscheidungen als eher bescheiden. Es ist für Sammlungsleitende wesentlich, sich dieser Position bewusst zu sein und das eigene Vorgehen regelmäßig zu hinterfragen und gegebenenfalls zu modifizieren.

Die Motive für die Wahl des Sammlungsschwerpunktes und die Kriterien für einen

---

<sup>110</sup> Neben dem *Münchner Stadtmuseum*, haben hier auch die städtischen Museen wie das *Jüdische Museum* und das *Museum Villa Stuck* Räumlichkeiten zur Verfügung – wenn diese auch einen vergleichsweise geringen Raum einnehmen.



entsprechenden Objekterwerb sollten grundsätzlich in Form eines Leitfadens festgehalten werden. Zur Schaffung von Transparenz müssen die Entscheidungsmotive für die Auswahl von Objekten in der Objektverwaltung, also der Registratur und der Dokumentation nachvollziehbar gemacht werden. Im Kontext der Inventarisierung müsste auch die durch partizipatives Arbeiten intendierte Stimmenvielfalt dokumentiert werden. Durch diese Art einer erweiterten Dokumentation kann die Sammlungstätigkeit nachvollziehbarer gemacht, die Macht der Sammlungsleitenden konstruktiv reguliert und das offizielle Geschichtsbild pluralisiert werden.

Der Bestand sollte darüber hinaus für die Öffentlichkeit für eigene Forschungsanliegen oder zum reinen Informationserwerb recherchierbar sein. Dies gebietet nicht nur die Forderung nach der Schaffung von Transparenz über Entscheidungsprozesse und den musealen Bestand im Allgemeinen, sondern vor allem auch die Verantwortung der städtischen Institution Museum. Sie steht schließlich im Dienst der Öffentlichkeit und wird durch diese finanziert. Diesbezüglich hat das *Münchner Stadtmuseum* erste Schritte unternommen und die Sammlung Fotografie hat Teile ihres Bestand über externe Datenbanken zur Verfügung gestellt – wenngleich in sehr begrenzter Auswahl. Dass dies im *Münchner Stadtmuseum* wie etwa in anderen Häusern<sup>111</sup> bislang nicht verfolgt wurde, liegt mitunter an der erst seit 2015 begonnenen Einführung einer digitalen Datenverwaltung, dem sogenannten „MuseumManagementSystem“.

Gerade hinsichtlich komplexer Dokumentationsanliegen, Recherchemöglichkeiten und der Schaffung von Transparenz, sind hier neue Möglichkeiten für die Museumsmitarbeitenden als auch gegebenenfalls für Externe gegeben, die Sonderstellung, welche die Sammlungsmitarbeitenden bislang im Prozess der Datenverwaltung und dem Wissen darum einnahmen, zu relativieren. Wie sich dies konkret gestalten kann und inwiefern sich hier im Gegensatz zu analogen Daten- und Objektverwaltungssystemen größere Chancen auf Transparenz, Recherche und Nachvollziehbarkeit bieten, wird im folgenden Abschnitt gezeigt.

---

<sup>111</sup> Mittlerweile stellen viele Museen Teile ihres Sammlungsbestands in Kultur- und Wissenschaftsinstitutionen übergreifenden und vernetzenden Datenbanken wie etwa die *Deutsche Digitale Bibliothek (DDB)* zur Recherche zur Verfügung. Aber auch auf den Internetseiten von Museen wie etwa dem *Deutschen Historischen Museum* in Berlin oder dem *Deutschen Hygiene Museum Dresden* wird Externen ein Zugang zur Objektdatenbank und somit die Recherche im Bestand ermöglicht.

### **5.3.2 Von der analogen Sammlungsstruktur zur digitalen Datenbank: Möglichkeiten des „MuseumManagementSystems“**

Ab Ende des Jahres 2012 wurden im Zuge der Vorbereitungen zur Einführung einer digitalen Objekt- und Verwaltungsdatenbank für die städtischen Museen Münchens, das sogenannte „MuseumManagementSystem“, erste Schritte in Richtung einer Digitalisierung der Bestände vorgenommen. Bereits seit 2011 fanden hierzu im Vorfeld empirische Datenerhebungen und konzeptionelle Grundlagenarbeiten in einzelnen Abteilungen statt, um die Arbeitsabläufe im System abbilden und technisch umsetzen zu können. Auf diese Weise sollten die Bedürfnisse, Strukturen und Prozesse der jeweiligen Sammlung in den Entwicklungsprozess eingebunden werden.

Eine große Herausforderung bei der Systementwicklung stellte es dar, nicht nur die unterschiedlichen Bedürfnisse der einzelnen Abteilungen des Hauses mit ihren unterschiedlichen analogen Ablagesystematiken zu berücksichtigen, sondern den Spagat bezüglich dieser Aspekte zudem museumsübergreifend zu machen, da die Software für alle vier städtischen Museen Münchens Verwendung finden soll – neben dem *Münchner Stadtmuseum* also auch im *Lehnbachhaus*, der *Villa Stuck* und im *Jüdischen Museum*. Im Jahr 2015 stand schließlich erstmals der Prototyp des „MuseumManagementSystems“ für die Abwicklung museumsspezifischer Arbeitsabläufe zur Verfügung. Die digital verfügbaren Datensätze, welche die einzelnen Sammlungen teilweise im Vorfeld begonnen hatten anzulegen wurden in das neue System eingespielt. Der laufende Objekteingang und die Objektverwaltung werden seither über das System abgewickelt und der historische Bestand nach und nach weiter digitalisiert.

Die Einführung des „MuseumManagementSystems“ stellt für die Forschungsinfrastruktur des *Münchner Stadtmuseums* eine maßgebliche Professionalisierung der Arbeitsabläufe und Änderung in der Objektverwaltung dar. Die Digitalisierung der Bestände schafft ganz neue Möglichkeiten für die Objektverwaltung, Objekt- und Datenrecherche und damit für die Pflege und Erforschung des Bestands. Dies gilt nicht nur für die museumsinternen Abläufe. Mit der webbasierten Einführung der Software ist es theoretisch erstmals möglich, den Bestand für die Öffentlichkeit jenseits persönlicher, konkreter Forschungsanfragen und seitens des Museums angebotener Vermittlungsformate wie etwa Ausstellungen oder Publikationen zu öffnen.

Für die Sammlung Stadtkultur/Volkskunde war die Einführung ein bedeutender

Einschnitt. Bis Anfang des Jahres 2013 arbeitete die Sammlung bei der Objektverwaltung ausschließlich über ein analoges Datenverwaltungs- und Ablagesystem. Die wesentlichen strukturellen Bestandteile waren das Inventarbuch, die Objektkartei sowie das Archiv mit gegebenenfalls vorhandenen Zusatzinformationen zum Objekthintergrund. Diese Art der Ablage, die wie ausgeführt weder stringent noch konsequent geführt wurde und zudem stark von den Logiken und Prioritäten der Sammlungsleitenden geprägt wurde, birgt diverse strukturelle Probleme sowohl hinsichtlich der Recherche von – in meinem Fall migrationsrelevanten – Objekten: Unabdingbar ist etwa die Kenntnis der Ablagestruktur und –systematik sowie der Objektstandorte. Letztere sind zudem stark an das Wissen der sammlungsbetreuenden Personen gebunden, das sich diese im Rahmen ihrer Arbeit über die Sammlung und deren Dokumentation erworben haben.

Bereits seit der Einführung einer auf die digitale Verwaltung vorbereitenden Maßnahme, wurde kein handschriftliches Inventarbuch mehr geführt wird, sondern die Erfassung nur noch über eine eigens programmierte Calc/Exel-Tabelle durchgeführt. Zudem wurde eine einfache Standortverwaltung für die vor Ort lagernden Objekte eingerichtet. Im Kontext der vorbereitenden Digitalisierungsmaßnahme wurde auch das Schreiben von Karteikarten für das Inventarisierungssystem abgeschafft. Und es wurde im Rahmen der Konzeption und Programmierung der neuen Inventarisierungsliste ein erweitertes Schlagwortregister erarbeitet, welches sowohl die alten Schlagwortgruppen entsprechend der Karteikartensystematik abbildet als auch weitestgehend die Stichworte des Archivs berücksichtigt und schließlich eine Erweiterung von Kategorien entsprechend der konzeptionellen Erweiterung der Sammlungsschwerpunkte durch die jetzige Sammlungsleiterin beinhaltet wie etwa Nightlife, Street Art, queeres Leben – oder eben Migration.

Mit der Einführung dieser digitalen Liste entstand auch eine erste große Arbeitserleichterung hinsichtlich der Sammlungsverwaltungspraxis. Quartalsmeldungen über den Objektzuwachs in der Sammlung an die Verwaltung werden seither etwa digital erstellt oder der Leih- und Transportverkehr kann besser geregelt werden. Die auf diese Weise frei werdenden Kapazitäten können stattdessen verstärkt in die qualitative Arbeit bei der Objektdokumentation eingebracht werden. Der größte Gewinn besteht jedoch in der so geschaffenen Unabhängigkeit von den persönlichen Sammlungskenntnissen der MitarbeiterInnen und der damit gewachsenen Möglichkeiten bei der Recherche im Bestand im Sinne einer Demokratisierung des

gespeicherten Sammlungswissens. Hilfreich bleiben selbstverständlich die Einführung in das System durch zuständige Sachbearbeitende und auch die Kenntnis von Objekten und Ablagestrukturen durch die tägliche Arbeit ermöglichen nach wie vor einen Wissensvorsprung gegenüber externen Recherchierenden. Dabei geht es nicht nur um die Recherche von Objekten zu einzelnen spezifischen Themen, gerade auch die Möglichkeit einer digitalen und zentralen Standortverwaltung hilft angesichts des Gesamtobjektvolumens des *Münchner Stadtmuseums* enorm, eigene Recherchen und Objektanfragen effektiver und professioneller durchführen und beantworten zu können. 2016 konnte die städtische Museumsverwaltungspraxis schließlich gänzlich auf das „MuseumManagementSystem“ umgestellt werden. Seither arbeitet das *Münchner Stadtmuseum* mit der neuen Software.

Mit der digitalen Verwaltung von Objektdaten ist ein großer Schritt in Richtung Demokratisierung potentieller Wissensinhalte getan, der weiter ausgebaut und etabliert werden muss. Für das Projekt „Migration bewegt die Stadt“ ist die Einführung der Software zur Verwaltung des Sammlungsbestands im Wesentlichen hinsichtlich der Verschlagwortungs- und Recherche- und Ablagemöglichkeiten von Objekten mit Bezug zur Migrationsthematik relevant – sowohl von Neuzugängen als auch von Objekten, die sich im Bestand befinden und als relevant eingestuft wurden. Derzeit ist die Kategorie Migration enthalten, die sich nach Bedarf mit anderen hinterlegten Schlagwortkategorien kombinieren lässt. Hinsichtlich der Dokumentation von relevanten Migrationsobjekten, die sich bereits im Bestand befinden, wäre es – neben dem nachträglichen Vergeben des Schlagworts Migration – eine Möglichkeit, das eigentlich für die Recherche im Kontext von Ausstellungen eingeführte Tool zur Anlage von Ausstellungslisten zu verwenden. Hier lassen sich Objekte zu individuellen Themen, gleich einem „Warenkorb“, zusammenstellen und ablegen. Auch können weitere Museumsmitarbeitende eingeladen werden, sich am Erstellen und Pflegen einer solchen Liste zu beteiligen. Es lassen sich dabei unterschiedliche Lese- oder Schreibrechte vergeben. Es gilt aber zu bedenken, dass noch mit einigen Jahren zu rechnen ist, bis der gesamte Objektbestand des Museums digitalisiert sein wird. Bis dahin muss gegebenenfalls zusätzlich mit analogen Systematiken und Verzeichnissen gearbeitet werden, um solche relevanten Objekte festzuhalten.

Insgesamt ermöglicht die digitale Standort- und Objektverwaltung ein effizienteres Arbeiten, eine Erleichterung der Arbeitsprozesse und damit langfristig auch freiwerdende Kapazitäten, welche die Sammlungsmitarbeitenden etwa zu

Dokumentationszwecken aufwenden können, sowie die Entpersonalisierung des Wissens, das früher immer auch stark an das Gedächtnis der Sammlungsbetreuenden bzw. -leitenden Personen geknüpft war. Allerdings entstand nicht selten bei der analogen Suche nach einem Objekt nach dem Serendipity-Prinzip überraschender Weise der ein oder andere Zufallstreffer und dadurch bedingt eine spezifische Auseinandersetzung mit der Sammlung. Dennoch ist gerade das Freiwerden von Kapazitäten wesentlich, wenn die Thematik Migration sorgfältig und langfristig bearbeitet werden soll, was, wie ich im Folgenden nochmals aufgreifen möchte, von sehr wesentlicher Bedeutung ist.

#### **5.4 „Zwei Tassen sind noch keine Sammlung“ – Langfristigkeit und personelle Verantwortung**

Bei der Frage nach dem Vorgehen, eine Sammlung zum Thema Migration am Münchner Stadtmuseum aufzubauen, ist ein Aspekt hervorzuheben, der eigentlich zunächst eher von verwaltungstechnischer Natur erscheint. Es geht um die personelle Verankerung der Aufgabe und der damit verbundenen Gewährleistung einer konsequenten inhaltlichen Betreuung und Verantwortung durch professionelle wissenschaftliche MitarbeiterInnen. Wie in einem der vorangegangenen Abschnitte bereits thematisiert wurde, lautet ein Vorwurf an die städtischen Bestrebungen bei der Thematisierung der Migration durch die städtischen Kulturinstitutionen, dieses Vorhaben nicht mit der notwendigen Konsequenz und Konstanz durchzuführen.

Diese von einigen Akteuren der Migration wahrgenommene Halbherzigkeit bei der Bearbeitung führte in der Vergangenheit bereits zu Verstimmung. Die Akteure fühlten sich vorgeführt und durch die städtischen Institutionen ausgenutzt und für deren Zwecke instrumentalisiert. Das vorherrschende, lediglich anlassbezogen aufflackernde Interesse an der Geschichte und den Erfahrungen von Migration stand im Gegensatz zu der seitens der Akteure gewünschten und auch wissenschaftlich gebotenen dauerhaften Auseinandersetzung mit der Thematik und mit ihrer konsequenten Aufbereitung und Vermittlung.

Eine personell klar geregelte und langfristige Zuständigkeit ist eine der unabdingbaren Voraussetzungen, das verlorene Vertrauen zurückzugewinnen oder überhaupt erst aufbauen zu können. Ebenfalls in vorherigen Abschnitten wurde das teilweise bestehende grundsätzliche Misstrauen von Akteuren der Migration gegenüber

städtischen Behörden geäußert. Gerade nach jahrelangen, oftmals jahrzehntelangen existenzbedrohenden Auseinandersetzungen mit der deutschen Bürokratie und einem Leben mit unsicherem oder unerlaubtem Aufenthaltsstatus ist es nachvollziehbar, wenn zahlreiche Akteure eine gewisse Skepsis an den Tag legen, was den Umgang mit öffentlichen Institutionen anbelangt. Hinzu kommt, dass oftmals die eigene Geschichte und Migrationserfahrung als unbedeutend oder banal betrachtet werden und das Bewusstsein über den Wert der persönlichen Geschichten für die Institutionen und die Geschichte der Stadt erst erarbeitet werden muss.

Das Aufbauen von Vertrauen ist notwendig für die Institutionen, da ohne dieses keine partizipative Arbeit möglich ist, die wie dargestellt nicht nur ein Angebot an die Bevölkerung seitens der Institution sein kann, sondern maßgeblich notwendig ist, um das Anliegen des Aufbaus einer Sammlung zur Münchner Migrationsgeschichte professionell und qualitativ hochwertig realisieren zu können. Das Vertrauen in das Bestreben und die Zuverlässigkeit der Institution findet bei der hierfür notwendigen Netzwerkarbeit wesentlich über den persönlichen Kontakt statt. Eine klare Ansprechperson und eine langfristig geregelte Zuständigkeit sind eine Grundvoraussetzung, das nötige Vertrauen auf den unterschiedlichen Ebenen zu erarbeiten und zurückzugewinnen, ein Bewusstsein in der Bevölkerung zu schaffen und für die Bedeutung der Migrationsgeschichte zu sensibilisieren.

Die langfristig ausgerichtete personelle Verantwortung für die Thematik Migration schafft also eine notwendige Grundlage für den thematisierten, konsequent zu erarbeitenden und erweiternden Wissensschatz. Eine wissenschaftliche inhaltliche Aufbereitung der Thematik benötigt Zeit. Gerade auch die geschilderten feldforschenden und ethnografischen Methoden wie etwa (Medien-)Diskursanalyse, Wahrnehmungsspaziergänge, teilnehmende Beobachtung, Interviewführung und die dazugehörige Auswertung der auf diese Weise erhobenen Daten sind nicht nur zeitaufwendig, sondern führen erst bei einer längerfristigen Anwendung zu verwertbaren Ergebnissen, die schließlich auch aufeinander aufgebaut werden sollten und können. Auch die Erarbeitung von Wissen im Kontext der Arbeit mit der bestehenden Sammlung des *Münchner Stadtmuseums* macht, nicht zuletzt angesichts der derzeit nach wie vor noch unzureichenden personellen Loslösung des Objektwissens von der persönlichen Erfahrung, eine längerfristige personelle Zuständigkeit nötig.

Insbesondere in Bezug auf die geschilderten Dimensionen und Effekte von Verantwortung und Wissen auf die Qualität der Arbeit, wurde im

museumswissenschaftlichen Feld etwa auf Tagungen die Problematik thematisiert, dass oftmals die notwendige Auseinandersetzung mit Migration und das damit verbundene partizipative Arbeiten in den Museen häufig in die Verantwortung wissenschaftlicher VolontärInnen gelegt wurde. Da diese nach spätestens 2 Jahren mit ihrer Ausbildung fertig sind und oftmals auch die Institutionen verlassen, verschwindet mit ihnen eben genau diese Vertrauensperson, an die das erarbeitete Netzwerk geknüpft ist, und das Wissen, dass sie sich erarbeitet hat. Zudem ist es problematisch, da ein häufiger Wechsel nach außen hin nicht die nötige Stringenz und Konstanz in der Bearbeitung und Betreuung signalisiert, die ein konsequentes Vorhaben verlangen würde. Auch ist in diesem Zusammenhang zu kritisieren, dass die Übertragung der Verantwortung auf wissenschaftliche Kräfte, die sich in der Ausbildung befinden, nicht dem tatsächlich angemessenen Stellenwert der Thematik entspricht und letztlich symptomatisch für die bisher weit verbreitete „stiefmütterliche“ Behandlung der Migrationsthematik in der Museumslandschaft steht.

Neben den ausgeführten Aspekten der Qualität sichernden Effekte von personeller, langfristiger Verantwortung ist gerade die Langfristigkeit auch die Grundlage, um der Anforderung einer nachhaltigen Verankerung gerecht werden zu können. Eine Sammlung wächst nur durch ein konstantes Sammeln im Laufe der Zeit. Und eine nachhaltige Verankerung verlangt nach einer festen Personalzuständigkeit, die derzeit im Rahmen der bestehenden Ressourcen des *Münchner Stadtmuseums* kaum in dem Maße, wie es notwendig wäre, geleistet werden kann. Dem Volumen und Wert der Sammlungsbestände steht in starkem Kontrast die Anzahl wissenschaftlicher Planstellen gegenüber, welche die Grundlage einer angemessenen Versorgung der Bestände zu gewährleisten haben. Die Forschungsinfrastruktur wird grundsätzlich – sofern nicht externe WissenschaftlerInnen anlassbezogen herangezogen werden – von den AbteilungsleiterInnen der einzelnen Sammlungen und ihrer Mitarbeitenden getragen. Eine eigene Forschungsabteilung besteht nicht.

Damit die dargestellten Anforderungen an ein Sammlungskonzept zum Thema Migration erfüllt werden können, von denen wie dargestellt zudem grundsätzlich alle Bereiche und Projekte des Hauses betroffen sind, ist eine zentral gesteuerte personelle Verantwortung notwendig, die auch für die Kooperation und Integration der Migrationsthematik in die laufenden Tätigkeiten und Projekte zuständig ist. Diese Form der fest etablierten, langfristigen personellen Betreuung ist als Kommunikationsschnittstelle, Vertrauensperson, zur Wissenskoordination, und für

vieles mehr unerlässlich im Sinne des inhaltlichen, qualitativen Gelingens des Vorhabens mit all seinen in den vorangegangenen Abschnitten geschilderten Aspekten und konzeptionellen Anforderungen.

Das Profil der professionellen Kompetenzen, die die betreuende Person dabei mitbringen sollte, muss neben Kenntnissen der Geschichte Münchens, methodischem Spezialwissen und museumspraktischer Erfahrung im Umgang mit Objekten auch soziale Kompetenzen umfassen. Auch wenn für das Gelingen der Arbeit sicherlich das professionelle Wissen und das Interesse an der Tätigkeit, ohne das sich schwerlich das notwendige Engagement aufbringen ließe, im Vordergrund stehen, so kommt ergänzend die Fähigkeit zur Kommunikation, Empathie, Selbstreflexion hinzu. Ebenso wie das Bewusstsein über die zu tragende Verantwortung hinsichtlich der Arbeit mit ZeitzeugInnen und der Bevölkerung.

## **6. MIGRATION SAMMELN – STADT SAMMELN?!**

Museales Sammeln geriet mit dem ausgehenden 20. Jahrhundert angesichts von Ressourcenknappheit, Themenvielfalt und Komplexität der (städtischen) Lebenswelten sowie der Kritik an der Repräsentativität der Institution Museum, ihren herkömmlichen Arbeits- und Vermittlungsstrukturen und ihrer gesellschaftlichen Rolle zunehmend unter Legitimationsdruck. Bei der Erarbeitung eines Sammlungskonzeptes für den Themenschwerpunkt Migration in der vorliegenden Arbeit wurden diese Aspekte konzeptionell berücksichtigt. Ist das Vorgehen auch allgemein geeignet, als zeitgemäße Sammlungsstrategie zu fungieren? Lassen sich auf dieser Grundlage allgemeine Grundsätze für heutige Sammlungsstrategien an kulturhistorisch ausgerichtete Museen ableiten? Meines Erachtens ist ein solcher Transfer in zweierlei Hinsicht möglich wie ich im Folgenden ausführen werde.

### **6.1 Fokus Migration**

Zu Beginn wurde infolge des Diktums „Stadt ist Migration“ (Yildiz 2011a) die These aufgestellt, dass das *Münchner Stadtmuseum* – wenngleich vielleicht auch mangelhaft – in der Vergangenheit bereits migrationshistorisch relevante Objekte in der Sammlung



zusammengetragen haben müsste. Der Blick in die Sammlung Stadtkultur/Volkskunde und in die übrigen Sammlungen hat gezeigt, dass Sammeln am *Münchner Stadtmuseum* in der Vergangenheit nicht zwangsläufig bedeutete, ausschließlich die Stadt zu sammeln; und erst recht nicht, dass damit zugleich Migrationsgeschichte gesammelt wurde. In den Sammlungen des Stadtmuseums finden sich vielmehr eine Vielzahl an ausgesprochen heterogenen Objekten und Themen.

Wenn Stadtgeschichte zu sammeln augenfällig nicht automatisch bedeutet Migrationsgeschichte zu sammeln, so können auf der Basis der historischen Bestände doch zahlreiche Themen erzählt werden, die eine migrationshistorische und thematisch verwandte Relevanz haben. Dies gilt insbesondere für Themenfelder wie Fremdheitserfahrung, Umgang mit dem Fremden und Exotisierung sowie die historisch allmähliche Internationalisierung des Alltagslebens etwa im Kontext der stadthistorischen Entwicklung Münchens als Handelsstadt, der in München stationierten amerikanischen Besatzungsmacht, der Nahrungskultur oder der kindlichen Spielwelten. Wenngleich die Ausbeute an Objekten hierzu relativ dürftig erscheint, so zeigt sich dennoch, dass generell eine große Anschlussfähigkeit der Migrationsthematik an die derzeitigen und historisch begründeten Sammlungsbereiche besteht. Jeder einzelne Sammlungsbereich und -schwerpunkt lässt sich potentiell aus der Perspektive Migration heraus erweitern und erzählen. In einem überspitzten Gedankenspiel ließe sich dies dahingehend ausbauen, dass angesichts des gesellschaftspolitischen, historischen und lange Zeit vernachlässigten Stellenwerts der Thematik Migration fortan Stadtgeschichte primär aus der Perspektive der Migration heraus gesammelt werden könnte. Denn lässt sich scheinbar auch Migrationsgeschichte beim Sammeln von Stadtgeschichte ausblenden und vernachlässigen, so gilt dies in der Umkehr nicht.

Würde man in der hier aufgeführten Breite und Tiefe die Migrationsgeschichte Münchens als oberstes Sammlungsziel setzen, so würden damit die stadthistorischen und gesellschaftskulturellen Entwicklungen Münchens dennoch thematisiert werden. Es wäre denkbar, Stadtgeschichte mit dem Fokus auf Migration und aus der Perspektive der Migration unter gleichzeitiger Berücksichtigung der übrigen ausgeführten konzeptionellen Aspekte zu sammeln – wie etwa stadt- und institutionsgeschichtliche Rückbindung, zunehmende Öffnung für gegenwärtig relevante Themen und partizipative Sammlungsansätze. Auf diese Weise könnte Migration historisch und symbolisch dort ankommen, wo es gesellschaftlich de facto ist: In der Mitte der Gesellschaft. Migration würde auf diese Weise die Aufmerksamkeit erfahren, die ihr als

Querschnittsthema der Münchner Geschichte und Gegenwart zugestanden werden muss, ohne Gefahr zu laufen, in die Geschichten Einzelner zersplittert und darüber isoliert dargestellt zu werden.

Die historisch gewachsenen Sammlungsbereiche könnten erhalten bleiben, müssten aber unter Berücksichtigung der genannten Kriterien für den Sammlungs- und Sammlungsaufbau thematisch erweitert werden. Vermutlich ließe sich dieser Ansatz nicht auf alle Sammlungen in gleichem Maße sinnvoll übertragen, nicht zuletzt, da es kein sammlungsübergreifendes Sammlungskonzept gibt und sich in den einzelnen Sammlungen wie erwähnt der münchenerhistorische, stadthistorische Bezug mal mehr und mal weniger zeigt und auch unterschiedliche Relevanz zugeschrieben bekommt. Für die Sammlung Stadtkultur/Volkskunde ließe sich dieser Fokus aber anwenden. Gerade angesichts der stadtkulturellen Erweiterung der Sammlung und dem sammlungspolitischen Ziel, dahingehend auch neue Schwerpunkte zu setzen, ließe sich eine migrationsrelevante Fokussierung denken.

Dafür, den Sammlungsfokus auf Migration zu legen, spricht auch, dass andere gegenwartsorientierte Themen der Gesellschaft aus der Perspektive der Migration eine zugespitzte Dimension erfahren, durch die sich ihre gesellschaftshistorische und stadtpolitische Aussagekraft und Bedeutung verstärkt. Bei vielen Themen der Gegenwart wirkt die Perspektive der Migration wie ausgeführt gleich einem Brennglas: Stadtentwicklungspolitik hinsichtlich Wohnraum, Flüchtlingsthematik, Rassismus, Bildung, Vielfalt der stadtkulturellen, kulinarischen Angebote, um nur die offensichtlichsten Aspekte zu nennen. Zudem sind dies Themen, die teilweise erst angesichts ihres migrationshistorischen Kontextes überhaupt stadthistorische Bedeutung erfahren. Eine Fokussierung darauf, aus der Perspektive der Migration Stadtgeschichte, -kultur und -gegenwart zu erzählen, wäre in jedem Fall eine spannende Option.

## **6.2 Referenz Migration**

Der zweite Aspekt, den es meiner Ansicht nach bezüglich der Frage nach der Übertragbarkeit und den zu ziehenden allgemeinen sammlungspolitischen Konsequenzen zu thematisieren gilt, ist neben dem Fokus Migration, der der Referenz Migration: Im Kontext der Erarbeitung des Sammlungskonzeptes wurden Strategien der Themenfindung und -setzung und grundsätzlich zu berücksichtigende Aspekte für die Selektion als auch für den durchzuführenden Objekterwerb empfohlen, die sich

anbieten, auf andere Sammlungsbereiche im Sinne eines zeitgemäßen Sammlungskonzeptes übertragen zu werden. Gerade die Kritik an herkömmlichen Sammlungsstrategien hinsichtlich Deutungsmacht, Autorschaft und Verknüpfung der Institution mit der Konstruktion von nationalen – regionalen, städtischen – Identitäten, macht deutlich, dass die Grundsätze des musealen Sammelns von Migration für das museale Sammeln von Kulturgeschichte allgemein geltend gemacht werden können. Aus diesem Grund sind die ausgeführten Strategien und zu berücksichtigenden Aspekte als Grundlage eines jeden zeitgemäßen, alltagskulturell orientierten musealen Sammlungskonzeptes zu verstehen.

Das Vorgehen bei der Thematik Migration eignet sich hervorragend, um nach dessen Beispiel auch andere Themen zu erarbeiten oder vorhandene Themenschwerpunkte in den Sammlungen weiter auszubauen. Die vorgeschlagenen Vorgehensweisen zur Wissenserarbeitung, Beobachtung und Netzwerkarbeit, die maßgeblich inspiriert sind von einem kulturwissenschaftlichen Methodenspektrum wie es etwa in der Europäischen Ethnologie/Volkskunde Anwendung findet, eignen sich insbesondere bei der Themenfindung und Sammlung der jüngeren und jüngsten Vergangenheit wegen der zu berücksichtigenden ZeitzeugInnenschaft und entsprechenden partizipativen Arbeitsweise. Besonders zu erwähnende Maßnahmen sind hier etwa die Diskurs-/Medienanalyse, Feldforschung, Wahrnehmungsspaziergänge oder die Durchführung qualitativer Interviews.

Gerade auch angesichts der anzustrebenden Öffnung der musealen Sammlungen für die Gegenwart kann das hier zum Thema Migration erarbeitete Vorgehen als Anhaltspunkt dienen. Gegenwartsorientierung bedeutet für die Museumssammlungen zweierlei: Zum einen geht es darum, für die Gegenwart bedeutsame Themen zu eruieren und zu sammeln. Zum anderen, bestehende Sammlungsschwerpunkte weiter zu sammeln und damit in die Gegenwart zu überführen. Die Komplexität und Fülle von potentiellen Themen der Gegenwart und die für sie charakteristische Offenheit und Prozesshaftigkeit mit der damit verbundenen Schwierigkeit, dass auch die Objekte sich noch in ihrem Verwendungszusammenhang befinden, also noch nicht ausgedient haben und damit schwerer als museumsreif zu identifizieren sind, sowie die mangelnde persönliche und historische Distanz zu gegenwärtigen Themen macht es schwierig und nahezu unmöglich nach dem herkömmlichen Prozedere bei der Sammlungsakquise zu verfahren.

Am Beispiel der Migrationsthematik habe ich in dieser Arbeit ausgeführt, wie diese

Problematik der Selektion hinsichtlich einer angestrebten Hinwendung zur jüngeren Geschichte und Gegenwart sowie der musealen Repräsentationskritik gelöst werden kann. Einerseits habe ich den Sammlungsbestand der Sammlung Stadtkultur/Volkskunde untersucht, um daran anknüpfend migrationsrelevante Themen zu entwickeln. Gleichzeitig wurde der Bestand aus der Perspektive Migration auch angeschaut, um zu sehen, welche migrationsrelevanten Objekte sich bereits in der Sammlung finden. Andererseits wurden die migrationsrelevanten Themenfelder partizipativ entwickelt und die Absicht formuliert, unter starkem Einbezug von ZeitzeugInnen und im Kontext entsprechender Kooperationen zu sammeln. Dieses Vorgehen ist verallgemeinerbar und insbesondere für die typischerweise in musealen Sammlungen schwach repräsentierte jüngere Geschichte und angesichts der in diesem Rahmen zur Verfügung stehenden Möglichkeit zeitzeugenbasierter Strategien verbindlich anzuwenden. Herkömmliche, bewährte Sammlungsakquisestrategien – etwa der Ankauf in Auktionen –, die sich bewährt haben, müssen damit noch lange nicht gänzlich aufgegeben werden.

Abgesehen davon, dass das hier vorliegende Sammlungskonzept auf andere Sammlungsbereiche übertragen werden sollte, kann die Thematik Migration noch in zweierlei weiterer Hinsicht als Referenzpunkt herangezogen werden. Aufgrund der in dieser Arbeit herausgearbeiteten musealen Bedeutung der Thematik Migration, kann einmal die Frage nach einem potentiellen Migrationskontext generell als Selektionskriterium bei der Auswahl von Objekten herangezogen werden. Gerade, wenn die Entscheidung über eine Aufnahme von einem Objekt in die Museumssammlung nicht eindeutig erscheint, kann die Beziehung zu und Anschlussfähigkeit an die Migrationsthematik als letztgültiges Kriterium betrachtet und sollte dementsprechend sammlungsübergreifend etabliert werden.

Der zweite Aspekt betrifft weniger die museale Sammlung und ihren Ausbau, sondern vielmehr die Institution Stadtmuseum im musealen Gesamtgeflecht der Stadt München. Migration kann als Referenz für die Institution selber entwickelt werden. In der breitgefächerten Museumslandschaft Münchens und dem ohnehin großen kulturellen Angebot der Stadt tut das Stadtmuseum gut daran, sein Profil hinsichtlich des Angebots, der inhaltlichen Ausrichtung und der sammlungspolitischen Zielsetzung anderer Häuser zusätzlich zu seiner stadthistorischen Ausrichtung zu schärfen und sich entsprechend abzugrenzen. Die Thematik Migration kann hierfür als Alleinstellungsmerkmal des *Münchner Stadtmuseums* herausgearbeitet werden. Nicht nur im Bereich der

Vermittlung, sondern insbesondere auch bei der damit zusammenhängenden Sammlungstätigkeit.

Was gesammelt wird, muss generell auch im regionalen, münchenspezifischen Kontext definiert werden. Hier lassen sich, was den Sammlungsbestand betrifft, durchaus Schnittmengen mit anderen kulturhistorischen und kunstgeschichtlichen Institutionen in München ausmachen wie etwa dem *Bayerischen Nationalmuseum*, dem *Stadtarchiv München* oder auch den *Bayerischen Staatsgemäldesammlungen* mit ihren großen grafischen, fotografischen und kunsthandwerklichen Sammlungen. Umso bedeutsamer ist es, dass das *Münchner Stadtmuseum* sich seiner einmaligen Chance bewusst ist und sich den Themen und Veranstaltungsmöglichkeiten zuwendet, die stadtweit kein anderes Haus bedient: Migrationsorientierte Stadtgeschichte im Objekt, Gegenwartsorientierung und die Öffnung des Hauses für partizipative Strategien sowie das Selbstverständnis, der gesamten Stadtgesellschaft ein offenes Forum für die historische, gegenwartsorientierte und kritische Information und Meinungsbildung zu sein.

## **7. SAMMELPLAN – WAS NUN? ZUSAMMENFASSUNG UND FAZIT**

Das Ziel des Forschungsprojektes „Migration bewegt die Stadt“ ist die nachhaltige Verankerung des Themas Migration in der kommunalen Erinnerungslandschaft. Dies soll durch die dauerhafte Dokumentation und die Herstellung von Sichtbarkeit sowohl durch die Sammlungs- als auch die Vermittlungsarbeit der beiden städtischen Institutionen Stadtmuseum und Stadtarchiv geleistet werden. Um Migration als festen Bestandteil des kollektiven Stadtgedächtnisses – als dessen Archiv das *Münchner Stadtmuseum* neben dem *Stadtarchiv München* auf kommunaler Ebene zu betrachten ist – zu etablieren, wurden Wege und Möglichkeiten erarbeitet und getestet, das Thema in die sonstige Arbeits- und gesellschaftliche Erinnerungspraxis der Institutionen aufzunehmen. In der Vorprojektphase, die auch ein erstes Sichten der historisch gewachsenen Sammlungsbestände des *Münchner Stadtmuseums* beinhaltete, ging es abgesehen von der Konzeptionierung neuer Präsentationsformate darum, die

konzeptionellen Grundlagen für eine Ergänzung und den gezielten Aufbau eines für die Münchner Migrationsgeschichte repräsentativen musealen Sammlungsbestands zu erarbeiten.

Grundsätzlich sollten die Sammlungen des *Münchner Stadtmuseums* die Geschichte, und Gegenwart der Stadt jetzt und für die Zukunft dokumentieren und illustrieren und gleichzeitig die Freiheit gewährleisten, die jeweiligen Prozesse kritisch zu kommentieren und multiperspektivisch erfahrbar zu machen. Dieser Grundsatz sollte für alle Sammlungskonzepte des Museums verbindlich sein und entsprechende Aufmerksamkeit in der Sammlungstätigkeit erfahren. Ein Sammlungskonzept mit dem Themenschwerpunkt „Migration“ muss darüber hinaus den Anspruch erfüllen, Quellen zusammenzutragen und zur Verfügung zu stellen, auf deren Grundlage die Migrationsgeschichte der Stadt München erzählt und recherchiert werden kann. Das bedeutet im Sinne der Ausgangsthese „Stadt ist Migration“, nicht nur die Migrationsgeschichte der jüngeren und jüngsten Stadtgeschichte bis hin zu gegenwärtigen Entwicklungen zu berücksichtigen, sondern über die Jahrhunderte hinweg die Bedeutung von Migration für die Entwicklung der Stadt sowie ihre Ausformungen herauszuarbeiten, sichtbar und im Objekt „greifbar“ zu machen (historische Dimension/Vergangenheitsbewusstsein). Auf diese Weise wäre es einerseits möglich ein migratorisches Vergangenheitsbewusstsein zu entwickeln, das dazu beitragen kann, gegenwärtige Phänomene neu betrachten und einschätzen zu lernen. Andererseits könnte das Vergangene entlang gegenwärtiger Fragestellungen und von heutigen Standpunkten aus neu beleuchtet und hinterfragt werden (Aktualität/Zukunftsgewandtheit).

Ein ethisch verantwortbares, zeitgemäßes und repräsentatives Sammlungskonzept darf sich dabei nicht allein auf das Exklusivwissen einzelner WissenschaftlerInnen berufen, sondern muss auf die Bedürfnisse und Wünsche derjenigen eingehen, an die die Arbeit des Museums adressiert ist – an erster Stelle: die Einwohnerschaft Münchens. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, sich unter Einbindung verschiedener Akteure Zugang zur Thematik zu verschaffen (emisch). Gleichzeitig gilt es für die praktische Sammlungsaufbauarbeit, rückbindend an die sammlungsgeschichtliche Tradition des Museums und auf stadthistorischer Makroebene kontinuierlich professionelles Wissen zur Stadtgeschichte und zu migratorisch relevanten Themenfeldern zu erarbeiten, die in einem nächsten Schritt mit Objekten „bestückt“ werden können (etisch).

Dabei müssen entsprechend dem Verständnis von Migration als konstitutiver Faktor der

stadtdenkmalsgeschichtlichen Entwicklung und der Komplexität der Thematik die verschiedenen Erscheinungsformen von Migration berücksichtigt werden, ihre jeweilige Bedingtheit veranschaulicht und kontextualisiert sowie die Thematik historisch umfassend und zugleich in Einzelfällen tief und dicht bearbeitet werden. Das Augenmerk muss über die kommunale Dimension hinaus auch auf die regionalen, nationalen, inter- und transnationalen Verflechtungen gelegt sowie mikro- und makroperspektivische Zugänge gewählt werden („entangled history“). Der Blick sollte dabei grundsätzlich der Perspektive der Migration entsprechen („Migration Mainstreaming“).

In jedem Fall gilt es im Kontext der Sammlungstätigkeit, Migration thematisch zu konkretisieren und über Unterthemen zu spezifizieren. Eine solche nähere Bestimmung ist notwendig, um letztlich konkrete Objekte eruiieren und beschaffen zu können. Nur so wird die breite Thematik recherchier- und sammelbar. Angesichts der Parameter Signifikanz, Selektion und Repräsentativität stellt dieser Schritt die eigentliche Herausforderung dar und ist Teil des Operationalisierungs- sowie Konzeptualisierungsprozesses. Es kann nicht von einer vorgefertigten Definition, was unter dem Thema Migration zu verstehen ist und damit als Sammlungsfeld in den Blick rückt, ausgegangen werden. Eine solche Definition muss selbst Ergebnis des Forschungsprozesses sein. Demnach ist nach den vorgeschlagenen Methoden zu prüfen, in welchen Bereichen Migration relevant wird oder eine weiterführende Perspektive darstellt, aus der ein anderes Themenfeld zu beleuchten ist.

Eine museale Sammlung zur Migration hat eine Aufarbeitung der Geschichten der Migration aus multiperspektivischer Sicht zu ermöglichen und muss die Komplexität und Vielstimmigkeit der Thematik widerspiegeln (Polyphonie). Durch die Integration unterschiedlicher Perspektiven von unterschiedlichen Akteuren (z.B. Privatpersonen, VertreterInnen von Vereinen und Organisationen), ihre biografischen Erfahrungen und ihr daraus entwickeltes lebensweltlich geprägtes Spezialwissen über Münchner Migrationsgeschichte und Praktiken der Migrationspolitik ist eine vielstimmige Erzählung und eine damit verbundene Sammlungs- und Ausstellungskonzeption realisierbar. Aber nicht nur Themen können so er- und bearbeitet werden, sondern auch Aspekte der offiziellen Geschichtsschreibung mit der Geschichte von ZeitzeugInnen und anderen Akteuren und ExpertInnen der Migration ergänzt, vertieft oder korrigiert werden.

Im Sinne des integrativen Projektansatzes muss die Konkretisierung der Thematik Migration deshalb über unterschiedliche Zugänge historischer, empirischer und

partizipativ ausgerichteter, vernetzender Forschungsarbeit und Formen der Beteiligung erfolgen (Vorträge, Workshops, Interviews, Forum): Neben einem kollektiven, partizipativen und wissenschaftlich begleiteten Prozess auch über die Betrachtung der historisch gewachsenen Sammlungsbestände und ihrer Geschichte. Neben der historischen Grundlagenrecherche (Quellen, Literatur, Wissenschaft), auch durch Rückgriff auf einschlägige Vorarbeiten und Projekte, die zum Thema bereits durchgeführt und publiziert wurden, und die Einbindung des Wissens und der Erfahrungen von interessierten und relevanten Akteuren und ExpertInnen (Partizipation). Die Arbeitsprozesse und Auswertungsverfahren gilt es nach den Kriterien kulturwissenschaftlicher Maßstäbe festzulegen (qualitatives Methodenspektrum der Sozial- und Kulturwissenschaften).

Grundsätzlich ist festzuhalten, dass Migration – wie jedes andere Thema – museal sammelbar ist. Dabei gibt es empirisch sowie wissenschaftstheoretisch nicht „das“ gute Migrationsobjekt. Es gibt folglich auch keine „richtigen“ oder „falschen“, sondern nur an den gesetzten Parametern gemessen mehr oder weniger sinnvolle Objekte. Eine Bewertung muss grundsätzlich in Bezug auf die Forschungsziele und das Setting vorgenommen werden. Die Fragen lauten dabei: Ist ein Objekt geeignet? Was ermöglicht es? Was ermöglicht es nicht? Entlang dieses Weges gilt es, sowohl die Objekt- als auch Themenauswahl zu reflektieren, zu argumentieren und transparent zu machen.

Trotz des Anspruches, Migration als ein gesamtgesellschaftliches Phänomen zu betrachten und den Forschungsprozess und die spätere Sammlungstätigkeit breit anzulegen (Querschnittsthema), gilt es, im Sinne der Qualitätssicherung und vor dem Hintergrund der vorhandenen Kapazitäten, wie etwa das verfügbare Personal und die begrenzte Depotfläche, eine Spezifizierung bestimmter Bereiche, Aspekte und historischer Phasen vorzunehmen sowie sammlungs- und projektübergreifend zu denken (Querschnittsaufgabe). Der Schritt der Selektion und Konzentration ist aus Gründen der Wirtschaftlichkeit, der Machbarkeit und der Wissensbildung unumgänglich. Die mit einer Selektion verbundene Schwerpunktsetzung, die unterschiedliche zeitgeschichtliche und phänomenologische Bereiche und (Akteurs-)Perspektiven berücksichtigt, ist nicht zuletzt eine Prioritätensetzung im Sinne der Qualitätssicherung. Nur über die Konzentration auf Schwerpunkte kann die Arbeitspraxis einem Einzelthema gerecht werden.

Die Auswahl aussagekräftiger Objekte muss nach den gesetzten Selektionskriterien



getroffen werden. Das Materialisierungspotential der gefilterten Bereiche gilt es zu diskutieren und zu recherchieren (Visualisierungspotential, kumulative Signifikanz). Die Schwierigkeit besteht darin, einen der Angelegenheit angemessenen Weg zu finden, eine relative Breite des Themas bei gleichzeitiger Tiefe in der Auseinandersetzung zu gewährleisten (Stellvertreterobjekte). Hilfreich ist dabei auch nach Aussagegehalt (stadthistorische Rückbindung), konzeptueller Relevanz und Vereinbarkeit mit Forschungskriterien und -zielen (Rückkopplung an Zugänge und Projektziele), Argumenten des Sammlungsbestands (institutionelle Rückbindung) sowie Machbarkeit im Sinne von Zugang und Verfügbarkeit von Objekten abzuwägen.

Die Basis bildet eine systematische Objekt- und Quellenrecherche, die dennoch für Zufälle offen ist und flexibel bleibt, mit anschließendem Erwerb, der entsprechenden Registrierung und Inbesitznahme, Konservierung sowie professionellen Archivierung und Ablage von Dingen und Hintergrundinformationen (Verschlagwortung/Inventarisierung). Um die Gefahr einer (Re-)Produktion normativer, stereotyper, (mitunter auch positiv) diskriminierender oder rassistischer Narrationen bei der Sammlungsarbeit zu vermeiden, müssen dem wissenschaftstheoretischen Konzept des Migration-Mainstreamings, das konsequent die Perspektive der Migration einnimmt und die Normalität grenzüberschreitender Lebensvollzüge betont, verstärkt auch die Diskurse um Migration, die jeweiligen politischen Reglementierungen und ihre Akteure in den Fokus der Sammeltätigkeit rücken.

Mit dem weiteren Fortschreiten der Forschungsarbeit im Kontext des Projekts „Migration bewegt die Stadt“ wird die Frage nach der musealen Dokumentation der Forschungsergebnisse zunehmend dringlicher werden. Dies gilt selbstverständlich für neu erworbene Objekte, insbesondere jedoch für die bereits in der Sammlung vorhandenen. Es muss überlegt werden müssen, wie die Ergebnisse der Forschung laufend in eine Dokumentation im Sinne eines Spezialinventars überführt werden können. Wie ein solches Spezialinventar aussehen und wie dies in der Datenbank abgebildet werden kann, muss mit den entsprechenden zuständigen Personen hausintern besprochen werden (Anpassung „MuseumManagementSystem“).

Im Sinne des Projektziels, Migration als Querschnittsthema in die herkömmliche museale Arbeitspraxis einzugliedern, und um dem Forschungsgrundsatz „Migration ist Stadtgeschichte“ gerecht zu werden, ist eine konsequente und kontinuierliche Auseinandersetzung mit der Thematik unabdingbar. Der Aufbau einer musealen Sammlung und Vermittlung von Münchner Migrationsgeschichte in der hier

dargestellten Komplexität, welche die Thematik erfordert, kann nur durch eine auf Dauer angelegte Beschäftigung mit dem Thema geleistet werden. Andernfalls müssten die Projektziele angepasst werden. Dabei gilt es eine Prioritätensetzung vorzunehmen, die entsprechenden Themenfelder zu bearbeiten und den Themenkanon nach und nach zu erweitern. Eine fallspezifische Flexibilität sollte dabei erhalten bleiben. Zudem sollte wie ausgeführt die Aufgabe personell eine hauptverantwortliche Bindung erfahren, die nicht nur eine Konstanz in der Arbeits- und Forschungspraxis gewährleistet, sondern auch als feste Ansprechperson fungiert und die Vertrauensarbeit und den Netzwerkaufbau kontinuierlich leisten kann.

Grundsätzlich lässt sich festhalten, dass das Projektvorhaben bisher durchweg positive Resonanz sowohl von den Akteuren der Migration wie seitens der Politik erfahren hat. Eine stete Information an diese Stakeholder zu erfolgten Schritten, Resultaten und Entwicklungen ist gut investierte Zeit. Die theoretisch argumentierte gesellschaftliche Relevanz der Thematik erfährt so eine starke Bestätigung aus dem Feld und verdeutlicht das dauerhafte Engagement der städtischen Institutionen Stadtmuseum und Stadtarchiv in dieser Angelegenheit.

Das angewandte methodische Vorgehen ist dabei geeignet, um relevante Themenfelder zu erarbeiten und auch Wünsche und Forderungen seitens der Akteure zu berücksichtigen. Im Sinne des verfolgten multiperspektivischen und partizipativen Ansatzes zur Entwicklung eines integrativen Sammlungskonzepts stellt das methodische Spektrum eine gute Möglichkeit dar, Zugang zur Thematik zu bekommen sowie über eine wissenschaftsanalytische Auswertung des Materials Kategorien zu entwickeln, die als erste thematische Eckpfeiler einer konzeptionellen Sammlungspraxis herangezogen werden können. Aufgrund unserer Erfahrungen, die wir in den Workshops der Vorprojektphase gemacht haben, betrachte ich das Format der Workshops auch als geeignet, die Thematik empirisch zu erschließen, wenngleich nicht allumfassend so doch hinsichtlich unseres Anliegens, das Wissen, die Erfahrungen und die Perspektiven unterschiedlicher Akteure der Migration prozessbegleitend einzubinden. Dabei sollten weiterhin offen ausgerichtete Workshops stattfinden sowie zugleich zu nicht offenen Gesprächsrunden eingeladen und Einzelgespräche geführt werden.

Auch der über dieses Vorgehen betriebene konsequente Netzwerkaufbau, der durch Vorkontakte, im Kontext der laufenden Recherchen, aber auch infolge von Hinweisen und Empfehlungen aus dem Feld erfolgte, und die laufende Kontaktpflege etwa über Veranstaltungen ist Voraussetzung, die angestrebte langfristige Verankerung

umzusetzen. Ein solches Netzwerk ist für das Museum jenseits des forschungsmotivierten Anspruchs auch von großem Interesse, da das Netzwerk in seiner Multiplikatorfunktion der Verbreitung des Projektes dient. Zugleich hat das Museum so aber auch die Chance, verstärkt ins Bewusstsein einer breiteren Öffentlichkeit zu treten und über das Projekt hinaus Interesse bei Besuchergruppen zu erzielen, die bislang nicht erreicht werden konnten.

Das Vorgehen sollte folglich in der täglichen Arbeitspraxis weiterhin angewandt und das Netzwerk weiter ausgebaut und vertieft werden. An möglichen Formen der Verstetigung und Institutionalisierung eines solchen Vorgehens als feste Größe museumsspezifischer Arbeitspraxis sowie geeigneten Verfahren zur Vertiefung der Kontakte muss gearbeitet und über die Zusammensetzung und Auswahl der Akteure nachgedacht werden. Da keine Vollständigkeit bei der Auswahl der Akteure erreicht werden kann, muss besonders konsequent darauf geachtet werden, die verschiedenen, für die Geschichte und Gegenwart der Münchner Migration relevanten Themen und Aspekte zu berücksichtigen und die Auswahl dementsprechend regelmäßig zu reflektieren und modifizieren.

Als Problematik partizipativer Arbeit bleibt aber Grundsätzliches anzumerken: Einige der Befragten sind durchaus bereit, Materialien für die Sammlung bzw. den Bestand zur Verfügung zu stellen. Generell zeigt sich aber, dass die objektorientierte Erarbeitung von Themen schwierig verläuft. Bieten Objekte zwar meist einen ausgezeichneten Erzähl- und Erinnerungsanlass, so scheint es in der Umkehrfunktion für die Akteure sehr schwierig zu sein, ausgehend von ihrer Geschichte Objekte zu benennen, die die Erzählinhalte verkörpern oder illustrieren. Außerdem können viele Akteure keine museale Relevanz in ihren größtenteils privaten Habseligkeiten erkennen und potentielle Objekte deshalb weder benennen noch kämen sie auf die Idee, diese von sich aus dem Museum für die Sammlung anzubieten.

Hemmend wirkt auch das stark verbreitete Misstrauen gegenüber städtischen Institutionen und Verwaltungspraxen, was eine intensive Vertrauensarbeit verlangt. Abgesehen davon ist ein weiterer einschränkender Aspekt, die Tatsache, dass auf diese Weise in der Regel eben bei privaten Erinnerungsstücken und Alltagsgegenständen bleibt. Wenngleich diese sehr geeignet für die Sammlung sind, so handelt es sich dennoch um Objekte, die wiederum durch solche der offiziellen Geschichtsschreibung ergänzt werden müssen, um nicht in einer Vereinzelung und Privatisierung von Migrationserfahrungen zu verhaften, sondern die gesamtgesellschaftliche Bedeutung der

Thematik hervorzuheben.

Ein weiterer Gesichtspunkt ist der extrem hohe Zeit- und Arbeitsaufwand, der mit den partizipativen Methoden einhergeht und zugleich von den WissenschaftlerInnen und insbesondere den Sammlungsleitenden und Sammlungsmitarbeitern spezifische Kompetenzen verlangt, die nicht den herkömmlichen Arbeitsprozessen entsprechen. Das materialgebundene, verwendungsspezifische und kunst- bzw. kulturhistorische Fachwissen tritt in den Hintergrund und es werden verstärkt auch soziale, methodische und ethnografische Kompetenzen beim Sammlungs Aufbau und für die Sammlungsbetreuung relevant.

Abschließend bleibt zu betonen, dass die Eckpunkte des Konzepts getragen werden von der Grundidee der postmigrantischen Perspektive (Yildiz 2015). Damit ist die Hoffnung auf und die Forderung nach einer neuen Form musealer Geschichtsschreibung verbunden. Migration bildet dabei nicht den Gegenstand der Erzählung, der Sammlung, der musealen Präsentation. Migration wird vielmehr selbst Analysekategorie (Yildiz 2015: 22). Aus der Perspektive der Migration wird die stadtgeschichtliche Lebensrealität als eine grundsätzlich von Mobilität, Diversität und Konfliktualität geprägte verstanden, die sich gegen eine „ ‚Migrantisierung‘ und Marginalisierung von Menschen (wendet), die sich als integraler Bestandteil der Gesellschaft sehen, gegen einen öffentlichen Diskurs, der Migrationsgeschichten weiterhin als spezifische historische Ausnahmeerscheinungen behandelt und in dem zwischen einheimischer Normalität und eingewanderten Problemen unterschieden wird“ (ebd.). Gerade angesichts erneut aufkommender rechtsradikaler und rassistischer Ressentiments innerhalb der Gesellschaft wie in der Politik ist die Institution Museum mehr denn je herausgefordert, ihren gesellschaftlichen Stellenwert zu nutzen und ihrer gesellschaftspolitischen Verantwortung nachzukommen, anhand der Dinge in einen öffentlichen Diskurs zu treten, ein Ort für Debattenkultur zu sein und ein Forum zur Meinungsbildung zu bieten. Das Museum im 21. Jahrhundert muss sich in fundamentalem Sinn als politische Institution verstehen. Die vorliegende Arbeit hat den Anspruch einen möglichen Beitrag hierzu zu leisten.

## 8. ANHANG

### 8.1 Literaturverzeichnis

Adorno, Theodor W. (1977) [1952]: Valéry Proust Museum. In: Ders.: Kulturkritik und Gesellschaft I. Prismen. Ohne Leitbild (= Theodor W. Adorno Gesammelte Schriften 10/I). Frankfurt a. M., S. 181-194.

Alexander, Edward/Alexander, Mary (2008) [1979]: Museums in Motion. An Introduction to the History and Functions of Museums. Lanham u. a.

Anderson, Benedict (1983): Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism. London u. a.

Appadurai, Arjun (1986) (Hg.): The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective. Cambridge.

Assmann, Aleida/Gomille, Monika/Rippl, Gabriele (1998a) (Hg.): Sammler – Bibliophile – Exzentriker (= Literatur und Anthropologie 1). Tübingen.

Assmann, Aleida/Gomille, Monika/Rippl, Gabriele (1998b): Einleitung. In: Dies. (Hg.): Sammler – Bibliophile – Exzentriker (= Literatur und Anthropologie 1). Tübingen, S. 7-19.

Assmann, Jan (1988): Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: Assmann, Jan/Hölscher, Tonio (Hg.): Kultur und Gedächtnis. Frankfurt a. M., S. 9-19.

Aydemir-Kengeroglu, Sibel (2008): Migration in München: Teil 2 – Jeder dritte Münchner hat einen Migrationshintergrund. In: Statistisches Amt der Landeshauptstadt München (Hg.): Münchner Statistik 2008/3. München, S. 8-15; unter: <https://www.muenchen.de/rathaus/Stadtinfos/Statistik/Bev-lkerung/Berichte.html>; Zugriff am 6.10.2017.

Bade, Klaus (1993): Tabu Migration: Belastungen und Herausforderungen in Deutschland. In: Ders. (Hg.): Das Manifest der 60 – Deutschland und die

Einwanderung. München, S. 16-21.

Bade, Klaus/Oltmer, Jochen (2004): Normalfall Migration. Bonn.

Bade, Klaus/Emmer, Pieter/Lucassen, Leo/Oltmer, Jochen (2007a): Die Enzyklopädie: Idee – Konzept – Realisierung. In: (Dies.) (Hg.): Enzyklopädie. Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Paderborn, S. 19-27.

Bade, Klaus/Oltmer, Jochen (2007b): Deutschland. In: Bade, Klaus/Emmer, Pieter/Lucassen, Leo/Oltmer, Jochen (Hg.): Enzyklopädie. Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Paderborn, S. 141-170.

Bahl, Eva/Ginal, Marina/Kasperek, Bernd/Zölls, Philip (2009): Tulbeck 12. Das Münchner Migrationsregime. Die unendliche Geschichte von Autonomie und Kontrolle. In: Bayer, Natalie/Engl, Andrea/Hess, Sabine/Moser, Johannes (Hg.): Crossing Munich. Beiträge zur Migration aus Kunst, Wissenschaft und Aktivismus (= Begleitband zur Ausstellung "Crossing Munich. Orte, Bilder und Debatten der Migration", Rathausgalerie der Landeshauptstadt München, 9. Juli bis 15. September 2009). München, S. 60-65.

Bann, Stephan (1978): Historical Text and historical Object. The Poetics of the ‚Musée de Cluny‘. In: History and Theory. Studies in the Philosophy of History 17/3. Hoboken, S. 251-266.

Baragwanath, Albert (1973): More than a Mirror to the Past. The first Fifty Years of the Museum of the City of New York. New York.

Baudrillard, Jean (1991): Das System der Dinge. Über unser Verhältnis zu den alltäglichen Gegenständen. Frankfurt a. M. u. a.

Bauer, Richard/Schütz, Brigitte (1993): München – „Hauptstadt der Bewegung“. Bayerns Metropole und der Nationalsozialismus (=Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung, Münchner Stadtmuseum, 22. Oktober 1993 bis 27. März 1994). Wolfartshausen.

Baumberger, Christa (2006): Resonanzraum Literatur. Polyphonie bei Friedrich Glauser. München.

Baur, Joachim (2006): Ein Migrationsmuseum der anderen Art. Das Deutsche Auswandererhaus in Bremerhaven. In: Werkstatt Geschichte 15/42. Essen, S. 97-103.

Baur, Joachim (2009a): Die Musealisierung der Migration. Einwanderungsmuseen und die Inszenierung der multikulturellen Nation (= Schriften zum Kultur- und Museumsmanagement). Bielefeld.

Baur, Joachim (2009b): Flüchtige Spuren – bewegte Geschichten. Zur Darstellung von Migration in Museen und Ausstellungen. In: DOMiD – Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland e.V. (Hg.): Inventur Migration. Köln, S. 14-26.

Baur, Joachim (2010a): Museumsanalyse: Zur Einführung. In: Ders. (Hg.): Museumsanalyse. Methoden und Konturen eines neuen Forschungsfeldes. Bielefeld, S. 7-14.

Baur, Joachim (2010b): Was ist ein Museum? Vier Umkreisungen eines widerspenstigen Gegenstands. In: Ders. (Hg.): Museumsanalyse. Methoden und Konturen eines neuen Forschungsfeldes. Bielefeld, S. 15-48.

Baur, Joachim (2012a): Moving On – oder: Die letzte Migrationsausstellung. Versuch einer Bestandsaufnahme. In: Museumskunde 77/2. Berlin, S. 7-12.

Baur, Joachim (2012b): Ausstellen. Trends und Tendenzen im kulturhistorischen Feld. In: Graf, Bernhard/Rodekamp, Volker (Hg.): Museen zwischen Qualität und Relevanz. Denkschrift zur Lage der Museen. Berlin, S. 131-144.

Bayer, Natalie (2014): Post the Museum! Anmerkungen zur Migrationsdebatte und Museumspraxis. In: Elpers, Sophie/Palm, Anna (Hg.): Die Musealisierung der Gegenwart. Von Grenzen und Chancen des Sammelns in kulturhistorischen Museen. Bielefeld, S. 63-83.

Bayer, Natalie/Engl, Andrea/Hess, Sabine/Moser, Johannes (Hg.) (2009): Crossing Munich. Beiträge zur Migration aus Kunst, Wissenschaft und Aktivismus (= Begleitband zur Ausstellung "Crossing Munich. Orte, Bilder und Debatten der Migration", Rathausgalerie der Landeshauptstadt München, 9. Juli bis 15. September 2009). München.

Bayer, Natalie/Koschnick, Nana (2011): Perspektive Migration: forschen, sammeln, dokumentieren, ausstellen, vermitteln (Arbeitstitel). Projektskizze für VW-Antrag, Förderlinie „Forschung in Museen“. In Kooperation mit dem Münchner Stadtmuseum, Stadtarchiv München, Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie der Ludwig-Maximilians-Universität München und dem Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie der Georg-August-Universität Göttingen (unveröffentlicht).

Bayer, Natalie/Koschnick, Nana (2013): Migration bewegt die Stadt. Migration als Aufgabe in der kommunalen Erinnerungspraxis in München. Bericht zur Projektphase I. Zeitraum: April 2012 bis Januar 2013; unter: <http://docplayer.org/16076456-Migration-bewegt-die-stadt-migration-als-aufgabe-in-der-kommunalen-erinnerungspraxis-in-muenchen.html>; Zugriff am 7.6.2017.

Bayer, Natalie/Koschnick, Nana (2014): Migration bewegt die Stadt. Migration als Aufgabe der kommunalen Erinnerungspraxis in München. Bericht zur Projektphase II und III. Zeitraum: Januar bis Oktober 2013 und Dezember 2013 bis April 2014 (unveröffentlicht).

Bayerland (1981): Das Münchner Stadtmuseum. München.

Bazin, Germain (1967): The Museum Age. New York.

Beck, Stefan (1997): Umgang mit Technik. Kulturelle Praxen und kulturwissenschaftliche Forschungskonzepte (= Zeithorizonte. Studien zur Theorie und Perspektiven Europäischer Ethnologie 4). Berlin.

Beck, Ulrich (2004): Der kosmopolitische Blick oder: Krieg ist Frieden. Frankfurt a. M.



Beier, Rosmarie (1990): Von der Straße ins Museum. Der Umgang des Deutschen Historischen Museums mit der deutsch-deutschen Gegenwart. In: Korff, Gottfried/Martin, Roth (Hg.): Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik. Frankfurt a. M. u. a., S. 271-276.

Bellwald, Werner/Antoniotti, Thomas (2002): Sammler und Museen. Zum Verhältnis von Privatsammlung und Volkskundemuseum. In: Dies. (Hg.): Vom Ding zum Mensch. Theorie und Praxis volkskundlicher Museumsarbeit. Das Beispiel Wallis. Baden, S. 48-88.

Bendix, Regina/Welz, Gisela (2002): Kulturvermittlung und „Public Folklore“. Formen volkskundlichen Wissenstransfers in Deutschland und den USA. In: Dies. (Hg.): Kulturwissenschaft und Öffentlichkeit. Amerikanische und deutschsprachige Volkskunde im Gespräch. Frankfurt a. M., S.15-29.

Bennett, Tony (1995): The Birth of the Museum: History, Theory, Politics. London u. a.

Binder, Jana/Hess, Sabine/Moser, Johannes (2009) (Hg.): No Integration?! Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa. Bielefeld.

Blank, Melanie/Debelts, Julia (2002): Was ist ein Museum? Eine metaphorische Complication (= Museum zum Quadrat, 9). Wien.

Bluche, Lorraine/Miera, Frauke (2013): Partizipatives Sammeln in der Einwanderungsgesellschaft. In: Bluche, Lorraine/Gerbich, Christine/Kamel, Susan/Lanwerd, Susanne/Miera, Frauke (Hg.): NeuZugänge. Museen, Sammlungen und Migration. Eine Laborausstellung. Bielefeld, S. 23-38.

Bluche, Lorraine/Gerbich, Christine/Kamel, Susan/Lanwerd, Susanne/Miera, Frauke (2013a) (Hg.): NeuZugänge. Museen, Sammlungen und Migration. Eine Laborausstellung. Bielefeld.

Bluche, Lorraine/Gerbich, Christine/Kamel, Susan/Lanwerd, Susanne/Miera, Frauke (2013b): Einleitung. In: Dies. (Hg.): NeuZugänge. Museen, Sammlungen und

Migration. Eine Laborausstellung. Bielefeld, S. 11-19.

Bourdieu, Pierre (1976): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft. Frankfurt a. M.

Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.

Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/Treiber, Angela (2015): Materialisierung von Kultur. Diskurse, Dinge, Praktiken. Würzburg.

Brehm, Thomas (2011): Migration im Museum – Mode, Auftrag, Perspektivwechsel. In: Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen (Hg.): Museum heute. Fakten – Tendenzen – Hilfen 40. München, S. 37-41.

Bringéus, Nils-Arvid (1986): Perspektiven des Studiums der materiellen Kultur. In: Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte 29. Berlin, S. 159-174.

Bukow, Wolf-Dietrich (2011): Vielfalt in der postmodernen Stadtgesellschaft – Eine Ortsbestimmung. In: Ders./Heck, Gerda/Schulze, Erika/Yildiz, Erol (Hg.): Neue Vielfalt in der urbanen Stadtgesellschaft. Wiesbaden, S. 207-231.

Bukow, Wolf-Dietrich/Heck, Gerda/Schulze, Erika/Yildiz, Erol (2011): Urbanität ist Vielfalt. Eine Einleitung. In: Dies. (Hg.): Neue Vielfalt in der urbanen Stadtgesellschaft. Wiesbaden, S. 7-18.

Çağlar, Ayşe/Glick Schiller, Nina (2011) (Hg.): Locating Migration. Rescaling Cities and Migrants. Ithaca u. a.

Carstensen, Jan (2000): Chaos und Ordnung. Sammeln als Grundlage für die Erforschung von Sachkultur. In: Heidrich, Hermann (Hg.): SachKulturForschung. Gesammelte Beiträge der Tagung der Arbeitsgruppe „Sachkulturforschung und Museum“ in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Bad Windsheim, 15. bis 19. September 1998 (=Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums des

Bezirks Mittelfranken 32). Bad Windsheim, S. 34-48.

Clifford, James/Marcus, George (1986) (Hg.): Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography. Berkeley.

Clifford, James (1988): On collecting Art and Culture. In: Ders.: The Predicament of Culture. Twentieth-Century Ethnography, Literature and Art. Cambridge, S. 215-251.

Clifford, James (1990): Sich selbst sammeln. In: Korff, Gottfried/Martin, Roth (Hg.): Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik. Frankfurt a. M. u. a., S. 87-106.

Clifford, James (1997): Museums as Contact Zones. In: Ders.: Routes. Travel and Translation in the Late Twentieth Century. Cambridge u. a., S. 188-219.

Conrad, Sebastian/Randeria, Shalini (2002) (Hg.): Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften. Frankfurt a. M.

Dauschek, Anja (2012): „Meine Stadt – meine Geschichte“. Ein Werkstattbericht zur Sammlung städtischer Migrationsgeschichte. In: Wonisch, Regina/Hübel, Thomas (Hg.): Museum und Migration. Konzepte – Kontexte – Kontroversen. Bielefeld, S. 49-67.

Dauschek, Anja/Gritschke, Caroline (2008): Der transkulturelle Blick – Migration im Stadtmuseum des 21. Jahrhunderts am Beispiel des geplanten Stadtmuseums Stuttgart; unter: [http://www.museumsverband-bw.de/fileadmin/user\\_upload/mvbw/pdfs/Tagungsvortraege/2008/Dauschek-Gritschke-Transkultureller\\_Blick.pdf](http://www.museumsverband-bw.de/fileadmin/user_upload/mvbw/pdfs/Tagungsvortraege/2008/Dauschek-Gritschke-Transkultureller_Blick.pdf); Zugriff am 7.10.2017.

Dauschek, Anja/Speidel, Markus (2012): Stadtmuseum Stuttgart. Partizipation als Chance, einer sich verändernden Stadtgesellschaft gerecht zu werden. In: Gesser, Susanne/Handschin, Martin/Jannelli, Angela/Lichtensteiger, Sibylle (Hg.): Das partizipative Museum. Zwischen Teilhabe und User Generated Content. Neue Anforderungen an kulturhistorische Ausstellungen. Bielefeld, S. 41-45.

Davison, Patricia (2005): Museums and the Re-Shaping of Memory. In: Corsane, Gerard (Hg.): Heritage, Museums and Galleries. An introductory Reader. London u. a., S. 184-194.

Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1987): A Thousand Plateaus. Capitalism and Schizophrenia II. London.

Deuser, Patricia (2013): Migration im Museum – Zum aktuellen Stand der Auseinandersetzung mit den Themen Migration und kulturelle Vielfalt in deutschen Museen. In: Museumskunde 78/1. Berlin, S. 65-69.

Deutscher Museumsbund (2010): Memorandum; unter: [http://www.museumsbund.de/fileadmin/ak\\_migration/Dokumente/DMB\\_Memorandum.pdf](http://www.museumsbund.de/fileadmin/ak_migration/Dokumente/DMB_Memorandum.pdf); Zugriff am 10.2.2016.

Deutscher Museumsbund (2010): Migration (= Museumskunde 75/1). Berlin.

Deutscher Museumsbund (2013): Sammellust und Sammellast. Chancen und Herausforderungen von Museumssammlungen (= Museumskunde 78/2). Berlin.

Deutscher Museumsbund (2015a): Museen, Migration und kulturelle Vielfalt. Handreichungen für die Museumsarbeit. Berlin.

Deutscher Museumsbund (2015b): Alle Welt: im Museum. Kooperationen zwischen Museen und Migrantenselbstorganisationen. Berlin; unter: <http://www.museumsbund.de/publikationen/alle-welt-im-museum/>; Zugriff am 21.9.2017.

Deutscher Museumsbund/ICOM Deutschland (2006) (Hg.): Standards für Museen. Kassel u. a.

Destouches, Ernst von (1894): Geschichte des Historischen Museums und der Maillinger Sammlung der Stadt München. München.

Diefenbach, Heike/Weiß, Anja (2006): Zur Problematik der Messung von „Migrationshintergrund“. In: Statistisches Amt der Landeshauptstadt München (Hg.): Münchner Statistik 2006/3. München, S. 1-14; unter: <https://www.muenchen.de/rathaus/Stadtfinfos/Statistik/Bev-lkerung/Berichte.html>; Zugriff am 6.10.2017.

DOMiD – Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland e.V. (2012): Stand der Dinge. Sammlung und Darstellung der Migrationsgeschichte. Symposium am 25. April 2012, Rautenstrauch-Joest-Museum, Köln. Tagungsdokumentation; unter: [http://www.domid.org/sites/default/files/stand\\_der\\_dinge\\_symposiumsdokumentation.pdf](http://www.domid.org/sites/default/files/stand_der_dinge_symposiumsdokumentation.pdf); Zugriff am 14.06.2017.

Dreesbach, Martha (1977): Das Münchner Stadtmuseum. Eine Chronik. München.

Duncan, Carol/Wallach, Alan (2004) [1980]: The Universal Survey Museum. In: Carbonell, Bettina Messias (Hg.): Museum Studies. An Anthology of Contexts. New York, S. 46-61.

Dunkel, Franziska/Stramaglia-Faggion (2000): „Für 50 Mark einen Italiener“. Zur Geschichte der Gastarbeiter in München (= Begleitband zur Ausstellung „Für 50 Mark einen Italiener“. Zur Geschichte der Gastarbeiter in München“, Hauptbahnhof München, 10. März bis 7. Mai 2000). München.

Egger, Simone (2013): „München wird moderner“. Stadt und Atmosphäre in den langen 1960er Jahren. Bielefeld.

Eick, Simone (2012): „... und irgendwo dazwischen ich.“ Das Deutsche Auswandererhaus in Bremerhaven nach seiner Erweiterung um 300 Jahre Einwanderungsgeschichte im Frühjahr 2012. In: *Museumskunde* 77/2. Berlin, S. 40-49.

Eisenrieder, Claudia (2010): Auspacken. Dinge und Geschichten von Zuwanderern. Migrationsgeschichte als Teil der Reutlinger Stadtgeschichte. Einleitung. In: Dies./Tschofen, Bernhard (Hg.): Auspacken. Dinge und Geschichten von Zuwanderern. Eine Dokumentation zur Reutlinger Migrationsgeschichte (= Begleitband zur

Ausstellung „Auspacken. Dinge und Geschichten von Zuwanderern“, 25. April bis 22. August 2010, Heimatmuseum Reutlingen). Reutlingen, S. 13-17.

Eisenrieder, Claudia/Tschofen, Bernhard (2010): Auspacken. Dinge und Geschichten von Zuwanderern. Eine Dokumentation zur Reutlinger Migrationsgeschichte (= Begleitband zur Ausstellung „Auspacken. Dinge und Geschichten von Zuwanderern“, 25. April bis 22. August 2010, Heimatmuseum Reutlingen). Reutlingen.

Elpers, Sophie/Palm, Anna (2014a) (Hg.): Die Musealisierung der Gegenwart. Von Grenzen und Chancen des Sammelns in kulturhistorischen Museen. Bielefeld.

Elpers, Sophie/Palm, Anna (2014b): Vorwort. In: Dies. (Hg.): Die Musealisierung der Gegenwart. Von Grenzen und Chancen des Sammelns in kulturhistorischen Museen. Bielefeld, S. 7-8.

Elpers, Sophie/Palm, Anna (2014c): Von Grenzen und Chancen des Sammelns von Gegenwart in kulturhistorischen Museen im 21. Jahrhundert. In: Dies. (Hg.): Die Musealisierung der Gegenwart. Von Grenzen und Chancen des Sammelns in kulturhistorischen Museen. Bielefeld, S. 9-28.

Engl, Andrea/Hess, Sabine (2009): Crossing Munich. Ein Ausstellungsprojekt aus der Perspektive der Migration. In: Bayer, Natalie/Engl, Andrea/Hess, Sabine/Moser, Johannes (Hg.): Crossing Munich. Beiträge zur Migration aus Kunst, Wissenschaft und Aktivismus (= Begleitband zur Ausstellung "Crossing Munich. Orte, Bilder und Debatten der Migration“, Rathausgalerie der Landeshauptstadt München, 9. Juli bis 15. September 2009). München, S. 10-15.

Eryilmaz, Aytaç (2004): Deutschland braucht ein Migrationsmuseum. Plädoyer für einen Paradigmenwechsel in der Kulturpolitik. In: Motte, Jan/Ohliger, Rainer (Hg.): Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft. Migration zwischen historischer Rekonstruktion und Erinnerungspolitik. Essen, S. 305-319.

Eryilmaz, Aytaç/Frangenberg, Frank (2005) (Hg.): Projekt Migration (= Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung, Kölnischer Kunstverein u. a., 30. September 2005 bis

15. Januar 2006). Köln.

Eymold, Ursula/Moser, Johannes (2012) (Hg.): Mein München. Interventionen im Münchner Stadtmuseum (= Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung, Münchner Stadtmuseum, 16. November 2012 bis 12. Mai 2013). München.

Fehr, Michael (1988): Aufklärung oder Verklärung. In: Rösen, Jörn/Ernst, Wolfgang/Grütter, Heinrich (Hg.): Geschichte sehen. Beiträge zur Ästhetik historischer Museen. Pfaffenweiler, S.110-123.

Felcht, Federike (2010): „die Straßenbahnen und Omnibusse sind gestopft und gepfropft und mit Menschen garniert“. Überlegungen zur Aufhebung des Anthropozentrismus von Mensch-Ding-Beziehungen. In: Tietmeyer, Elisabeth/Hirschberger, Claudia/Noack, Karoline/Redlin, Jane (2010) (Hg.): Die Sprache der Dinge. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die materielle Kultur (= Schriftenreihe Museum Europäischer Kulturen 5). Münster, S. 43-52.

Feldman, Jeffrey David (1994): Die Welt in der Vitrine und die Welt außerhalb. Die soziale Konstruktion jüdischer Museumsexponate. In: Jüdischen Museum der Stadt Wien (Hg.): Wiener Jahrbuch für Jüdische Geschichte, Kultur und Museumswesen 1 1994/1995. Jüdische Kultur in Museen und Ausstellungen bis 1938. Wien, S. 39-54.

Findlen, Paula (1994): Die Zeit vor dem Laboratorium. Die Museen und der Bereich der Wissenschaft 1550 – 1750. In: Grote, Andreas (Hg.): Macrocosmos in Microcosmo. Die Welt in der Stube. Zur Geschichte des Sammelns 1450 – 1800 (= Berliner Schriften zur Museumskunde 10). Opladen, S. 191-207.

Findlen, Paula (2004): The Museum: Its Classical Etymology and Renaissance Genealogy. In: Carbonell, Bettina Messias (Hg.): Museum Studies. An Anthology of Contexts. Malden, S. 23-45.

Fliedl, Gottfried/Posch, Herbert (2002): Vorwort. In: Blank, Melanie/Debelts, Julia: Was ist ein Museum? Eine metaphorische Complication (= Museum zum Quadrat, 9). Wien, S. 7-9.

Foerster, Cornelia (1993): Sammeln oder Nichtsammeln? – und was dann? Zur Aussagekraft historischer Objekte. In: Korff, Gottfried/Roller, Hans-Ulrich (Hg.): Alltagskultur passé? Perspektiven und Positionen volkskundlicher Museumsarbeit. Referate und Diskussionen der 10. Arbeitstagung der Arbeitsgruppe "Kulturhistorisches Museum" in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Stuttgart/Waldenbuch, 6. bis 9. Oktober 1992 (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 11). Tübingen, S. 34-58.

Foucault, Michel (1976): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a. M.

Geertz, Clifford (1983): Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur. In: Ders.: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a. M., S. 7-43.

Geimer, Peter (2005): Über Reste. In: Heesen, Anke te/Lutz, Petra (Hg.): Dingwelten. Das Museum als Erkenntnisort (= Schriften des Deutschen Hygiene-Museums Dresden 4). Köln u. a., S. 109-118.

Gemmeke, Claudia/Nentwig, Franziska (2011) (Hg.): Die Stadt und ihr Gedächtnis. Zur Zukunft der Stadtmuseen. Bielefeld.

Georgi, Viola (2003): Entliehene Erinnerung. Geschichtsbilder junger Migranten in Deutschland. Hamburg.

Gerchow, Jan (2012): Frankfurter Sammler und Stifter. Frankfurt a. M.

Gerchow, Jan/Gesser, Susanne/Janelli, Angela (2012): Nicht von gestern! Das historische museum frankfurt wird zum Stadtmuseum für das 21. Jahrhundert. In: Gesser, Susanne/Handschin, Martin/Jannelli, Angela/Lichtensteiger, Sibylle (Hg.): Das partizipative Museum. Zwischen Teilhabe und User Generated Content. Neue Anforderungen an kulturhistorische Ausstellungen. Bielefeld, S. 20-32.

Gesser, Susanne/Handschin, Martin/Jannelli, Angela/Lichtensteiger, Sibylle (2012)



(Hg.): Das partizipative Museum. Zwischen Teilhabe und User Generated Content. Neue Anforderungen an kulturhistorische Ausstellungen. Bielefeld.

Götsch-Elten, Silke (2011): Mobilitäten – Alltagspraktiken, Deutungshorizonte und Forschungsperspektiven. In: Johler, Reinhard/Matter, Max/Zinn-Thomas, Sabine (Hg.): Mobilitäten. Europa in Bewegung als Herausforderung kulturanalytischer Forschung. 37. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Freiburg im Breisgau vom 27. bis 30. September 2009. Münster u. a., S. 15-29.

Grasskamp, Walter (1981): Museumsgründer und Museumsstürmer. Zur Sozialgeschichte des Kunstmuseums. München.

Grote, Andreas (1994a): Vorrede – Das Objekt als Symbol. In: Ders. (Hg.): Macrocosmos in Microcosmo. Die Welt in der Stube. Zur Geschichte des Sammelns 1450 – 1800 (= Berliner Schriften zur Museumskunde 10). Opladen, S. 11-17.

Grote, Andreas (1994b) (Hg.): Macrocosmos in Microcosmo. Die Welt in der Stube. Zur Geschichte des Sammelns 1450 – 1800 (= Berliner Schriften zur Museumskunde 10). Opladen.

Groys, Boris (1997): Logik der Sammlung. Am Ende des musealen Zeitalters. München.

Gürses, Hakan/Kogoj, Cornelia/Mattl, Sylvia (2004) (Hg.): Gastarbeiteri. 40 Jahre Arbeitsmigration (= Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung, Wien Museum, 22. Januar bis 11. April 2004). Wien.

Habermas, Tilmann (1996): Geliebte Objekte. Symbole und Instrumente der Identitätsbildung. Berlin.

Hävernick, Walter (1978): Der Sammeltrieb. In: Bringemeier, Martha/Piper, Paul/Schier, Bruno/Wiegelmann, Günter (Hg.): Museum und Kulturgeschichte. Festschrift für Wilhelm Hansen. Münster, S. 405-408.

Hagedorn-Saupe, Monika/Rohde-Enslin, Stefan/Ermert, Axel (2006): Entdecken – Erforschen – Erhalten. Langzeitzugänglichkeit und –archivierung von Forschungsergebnissen in Museen (= Vortrag auf der Tagung „Den Fortschritt bewahren: Drei Jahre nestor – Kompetenznetzwerk Langzeitarchivierung“, Frankfurt am Main, 19. Juni 2006); unter: [http://files.dnb.de/nestor/veranstaltungen/2006-06-19/nestor\\_2006\\_06\\_19\\_ifm.pdf](http://files.dnb.de/nestor/veranstaltungen/2006-06-19/nestor_2006_06_19_ifm.pdf); Zugriff am 26.9.2017.

Hahn, Alois (1984): Soziologie des Sammlers. In: Hinske, Norbert (Hg.): Sammeln – Kulturtat oder Marotte (= Trierer Beiträge 14). Trier, S. 11-19.

Hahn, Hans Peter (2010): Von der Ethnografie des Wohnzimmers – zur „Topografie des Zufalls“. In: Tietmeyer, Elisabeth/Hirschberger, Claudia/Noack, Karoline/Redlin, Jane (2010) (Hg.): Die Sprache der Dinge. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die materielle Kultur (= Schriftenreihe Museum Europäischer Kulturen 5). Münster, S. 9-22.

Hampe, Henrike (2005) (Hg.): Migration und Museum. Neue Ansätze in der Museumspraxis. 16. Tagung der Arbeitsgruppe „Sachkulturforschung und Museum“ in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Ulm, 7. bis 9. Oktober 2004 (= Europäische Ethnologie 5). Münster.

Handler, Richard (1988): Nationalism and the politics of Culture in Quebec. Madison.

Hauser, Andrea (1994): Dinge des Alltags. Studien zur historischen Sachkultur eines schwäbischen Dorfes (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 82). Tübingen.

Hauser, Andrea (2005): Sachkultur oder materielle Kultur? In: König, Gudrun (Hg.): Alltagsdinge. Erkundungen der materiellen Kultur (= Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 27). Tübingen, S. 139-150.

Heesen, Anke te/Spary, E. C. (2001): Sammeln als Wissen. In: Dies. (hg.): Sammeln als Wissen. Das Sammeln und seine wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung. Göttingen, S. 7-21.

Heesen, Anke te (2012): Theorien des Museums zur Einführung. Hamburg.

Heidegger, Martin (1967) [1927]: Sein und Zeit. Tübingen.

Heidrich, Hermann (2000) (Hg.): Sachkulturforschung. Gesammelte Beiträge der Tagung Arbeitsgruppe „Sachkulturforschung und Museum“ in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Bad Windsheim, 15. bis 19. September 1998 (= Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums des Bezirks Mittelfranken 32). Bad Windsheim.

Heitmeyer, Wilhelm (1998) (Hg.): Krise der Städte. Analysen zu den Folgen desintegrativer Stadtentwicklung für das ethnisch-kulturelle Zusammenleben. Frankfurt a. M.

Hennig, Nina (2004): Lebensgeschichte in Objekten. Biografien als museales Sammelkonzept (= Kieler Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte 3). Münster u. a.

Hess, Sabine (2007): Demystifizierung des Lokalen. Transnationalismus und multiple Heimaten. In: Schmidt-Lauber, Brigitta (Hg.): Ethnologische Migrationsforschung. Berlin, S. 179-194.

Hess, Sabine (2010): Aus der Perspektive der Migration forschen. In: Dies./Schwertl, Maria (Hg.): München migrantisch – migrantisches München. Ethnographische Erkundungen in globalisierten Lebenswelten (= Münchner ethnographische Schriften 5). München, S. 9-25.

Hess, Sabine (2011): Welcome to the Container. Zur wissenschaftlichen Konstruktion der Einwanderung als Problem. In: Friedrich, Sebastian (Hg.): Rassismus in der Leistungsgesellschaft. Analysen und kritische Perspektiven zu den rassistischen Normalisierungsprozessen der „Sarrazindebatte“. Münster, S. 40-58.

Hess, Sabine (2015): Politiken der (Un-)Sichtbarmachung. Eine Kritik der Wissens- und Bilderproduktionen zu Migration. In: Yildiz, Erol/ Hill, Marc (Hg.): Nach der

Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft (= Kultur & Konflikt 6). Bielefeld, S. 49-64.

Hess, Sabine/Moser, Johannes (2009): Jenseits der Integration. Kulturwissenschaftliche Betrachtungen einer Debatte. In: Binder, Jana/Hess, Sabine/Moser, Johannes (Hg.): No Integration?! Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa. Bielefeld, S. 11-25.

Hess, Sabine/Schwertl, Maria (2010) (Hg.): München migrantisch – migrantisches München. Ethnographische Erkundungen in globalisierten Lebenswelten (= Münchner ethnographische Schriften 5). München.

Hess, Sabine/Schwertl, Maria (2013): Vom „Feld“ zur „Assemblage“? Perspektiven europäisch-ethnologischer Methodenentwicklung – eine Hinleitung. In: Hess, Sabine/Moser, Johannes/Schwertl, Maria (Hg.): Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte. Berlin, S. 13-37.

Heusler, Andreas (1996): Ausländereinsatz. Zwangsarbeit für die Münchner Kriegswirtschaft 1939 – 1945 (= Quellen und Forschungen für die Geschichte der Stadt München 1). München.

Hobsbawn, Eric (1983): Introduction. Inventing Traditions. In: Hobsbawn, Eric/Ranger, Terence (Hg.): The Invention of Tradition. Cambridge, S. 1-14.

Hofmann, Werner (1970): Kunstbegriff und Museumskunst. In: Bott, Gerhard (Hg.): Das Museum der Zukunft. 43 Beiträge zur Diskussion über die Zukunft des Museums. Köln, S. 116-121.

Hooper-Greenhill, Eilean (1988): Counting Visitors or Visitors who count? In: Lumley, Robert (Hg.): The Museum Time-Machine. Putting Cultures on Display. London, S. 213-232.

Hooper-Greenhill, Eilean (2006): Studying Visitors. In: Macdonald, Sharon (Hg.): A Companion to Museum Studies. Oxford, S. 362-376.

Horn, Sabine/Mörchen, Stefan (2006): Migrationsgeschichte(n) im Museum. Museale Erinnerungslandschaften und Vermittlungsperspektiven. In: Schönemann, Bernd/Schreiber, Waltraud/Voit, Hartmut (Hg.): Museum und historisches Lernen. Schwalbach, S. 70-92.

Hüber, Rudolf (1977) (Hg.): Johann Gustav Droysen (1857): Historik. Oldenburg.

ICOM – International Council of Museums (2007) (Hg.): Statutes. Wien; unter: [http://icom.museum/fileadmin/user\\_upload/pdf/Statuts/statutes\\_eng.pdf](http://icom.museum/fileadmin/user_upload/pdf/Statuts/statutes_eng.pdf); Zugriff am 18.5.2017.

ICOM – Internationaler Museumsrat, Deutschland/Schweiz/Österreich (2010) (Hg.): Ethische Richtlinien für Museen von ICOM.

Imhof, Kurt (2012): Die Musealisierung des Aktuellen. Eine Kritik. In: Gesser, Susanne/Handschin, Martin/Jannelli, Angela/Lichtensteiger, Sibylle (2012) (Hg.): Das partizipative Museum. Zwischen Teilhabe und User Generated Content. Neue Anforderungen an kulturhistorische Ausstellungen. Bielefeld, S. 61-67.

Impey, Oliver/MacGregor, Arthur (1985a) (Hg.): The Origins of Museums. The Cabinet of Curiosities in Sixteenth- and Seventeenth-Century Europe. Oxford.

Impey, Oliver/MacGregor, Arthur (1985b): Introduction. In: Diess. (Hg.): The Origins of Museums. The Cabinet of Curiosities in Sixteenth- and Seventeenth-Century Europe. Oxford, S. 1-4.

Jannelli, Angela (2012): Wilde Museen. Zur Museologie des Amateurmuseums. Bielefeld.

Jardine, Nicholas (2001): Sammlung, Wissenschaft, Kulturgeschichte. In: Heesen, Anke/Spary, E. C.: Sammeln als Wissen. Das Sammeln und seine wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung. Göttingen, S. 199-220.

Jaschke, Beatrice/Marzinz-Turek, Charlotte/Sternfeld, Nora (2005) (Hg.): Wer spricht?

Autorität und Autorschaft in Ausstellungen (= Schnittpunkt. Ausstellungstheorie & Praxis 1). Wien.

Jeggle, Utz (1983): Vom Umgang mit Sachen. In: Köstlin, Konrad/Bausinger, Hermann (Hg.): Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs. 23. Deutscher Volkskunde-Kongress in Regensburg vom 6. bis 11. Oktober 1981. Regensburg, S. 11-26.

Johler, Reinhard/Marchetti, Christian/Tschofen, Bernhard/Weith, Carmen (2011) (Hg.): Kultur\_Kultur. Denken, Forschen, Darstellen. 38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Tübingen vom 21. bis 24. September 2011. Münster.

Jonuz, Elisabeta/Schulze, Erika (2011): Vielfalt als Motor städtischer Entwicklung. Das Beispiel der Keupstraße in Köln. In: Bukow, Wolf-Dietrich/Heck, Gerda/Schulze, Erika/Yildiz, Erol (Hg.): Neue Vielfalt in der urbanen Stadtgesellschaft. Wiesbaden, S. S. 33-48.

Joyce, Patrick/Bennett, Tony (2010): Material Powers. Introduction. In: Dies. (Hg.): Material Powers. Cultural Studies, History and the Material Turn. Oxon u. a., S. 1-21.

Kaelble, Hartmut (2005): Die Debatte über Vergleich und Transfer und was jetzt? In: Connections. A Journal for Historians and Area Specialists; unter: [www.connections.clio-online.net/article/id/artikel-574](http://www.connections.clio-online.net/article/id/artikel-574); Zugriff am 7.6.2017.

Kaschuba, Wolfgang (2011): Wem gehört die Stadt? Für eine Re-Politisierung der Stadtgeschichte. In: Gemmeke, Claudia/Nentwig, Franziska (Hg.): Die Stadt und ihr Gedächtnis. Zur Zukunft der Stadtmuseen. Bielefeld, S. 17-25.

Kirchberg, Volker (2010): Das Museum als öffentlicher Raum in der Stadt. In: Baur, Joachim (Hg.): Museumsanalyse. Methoden und Konturen eines neuen Forschungsfeldes. Bielefeld, S. 231-266.

Kirshenblatt-Gimblett, Barbara (1998): Destination Culture. Tourism, Museums and Heritage. Berkeley u. a.

Klausewitz, Wolfgang (1978): Was ist ein Museum. In: Museumskunde 43/2. Berlin, o. S.

Knell, Simon J. (1999) (Hg.): Museums and the Future of Collecting. Aldershot u. a.

Koch, Angela (2005a) (Hg.): Xenopolis. Von der Faszination und Ausgrenzung des Fremden in München (=Begleitband zur Ausstellung "Xenopolis. Von der Faszination und Ausgrenzung des Fremden. Künstlerische Beiträge und historische Perspektiven“, Rathausgalerie der Landeshauptstadt München, 27. April bis 12. Juni 2005). Berlin.

Koch, Angela (2005b): Konstruktionen von Fremdheit. Überblick über die Münchner Geschichte und Vorstellung der Beiträge. In: Dies. (Hg.): Xenopolis. Von der Faszination und Ausgrenzung des Fremden in München (= Begleitband zur Ausstellung "Xenopolis. Von der Faszination und Ausgrenzung des Fremden. Künstlerische Beiträge und historische Perspektiven“, Rathausgalerie der Landeshauptstadt München, 27. April bis 12. Juni 2005). Berlin, S. 21-41.

König, Gudrun (2004): Stacheldraht. Die Analyse materieller Kultur und das Prinzip der Dingbedeutsamkeit. In: Jöhler, Reinhard/Tschofen, Bernhard (2008) (Hg.): Empirische Kulturwissenschaft – eine Tübinger Enzyklopädie. Der Reader des Ludwig-Uhland-Instituts. Tübingen, S. 117-138.

König, Gudrun (2012): Das Veto der Dinge. Zur Analyse materieller Kultur. In: Priem, Karin/König, Gudrun/Casale, Rita (Hg.): Die Materialität der Erziehung: Kulturelle und soziale Aspekte pädagogischer Objekte (=Zeitschrift für Pädagogik 58; Beiheft). Weinheim u. a., S. 14-31.

König, Gudrun (2013): Wie Dinge zu deuten sind. Methodologische Überlegungen zur materiellen Kultur. In: Kommission für Bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Institut für Volkskunde (Hg.): Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde. München, S. 23-33.

Köstlin, Konrad/Bausinger, Hermann (1983) (Hg.): Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs. 23. Deutscher Volkskunde-Kongress in

Regensburg vom 6. bis 11. Oktober 1981. Regensburg.

Köstlin, Konrad (1994): Die Sammlervitrine und das Lebensmuseum. In: Pöttler , Burkhard/Moser, Oskar (Hg.): Innovation und Wandel. Festschrift für Oskar Moser zum 80. Geburtstag. Graz, S. 199-212.

Kopytoff, Igor (1986): The Cultural Biography of Things: Commoditization as Process. In: Appadurai, Arjun (Hg.): The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective. Cambridge, S. 64–91.

Korff, Gottfried/Martin, Roth (1990a) (Hg.): Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik. Frankfurt a. M. u. a.

Korff, Gottfried/Martin, Roth (1990b) (Hg.): Einleitung. In: Dies. (Hg.): Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik. Frankfurt a. M. u. a., S. 9-40.

Korff, Gottfried/Roller, Hans-Ulrich (1993) (Hg.): Alltagskultur passé? Perspektiven und Positionen volkskundlicher Museumsarbeit. Referate und Diskussionen der 10. Arbeitstagung der Arbeitsgruppe "Kulturhistorisches Museum" in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Stuttgart/Waldenbuch, 6. bis 9. Oktober 1992 (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 11). Tübingen.

Korff, Gottfried (1992): Zur Eigenart der Museumsdinge. In: Eberspächer, Martina/König, Gudrun/Tschofen, Bernhard (2002) (Hg.): Museumsdinge. Deponieren – Exponieren. Köln u. a., S. 140-145.

Korff, Gottfried (1993): Die Wonnen der Gewöhnung. Anmerkungen zu Positionen und Perspektiven der musealen Alltagsdokumentation. In: Eberspächer, Martina/König, Gudrun/Tschofen, Bernhard (2002) (Hg.): Museumsdinge. Deponieren – Exponieren. Köln u. a., S. 155-166.

Korff, Gottfried (1999): Dinge – unsäglich kultiviert. Notizen zur volkskundlichen Sachkulturforschung. In: Verein für Volkskunde (Hg.): Netzwerk Volkskunde. Ideen und Wege. Festgabe für Klaus Beitzl zum 70. Geburtstag (= Sonderschriften des Vereins



für Volkskunde in Wien 4). Wien, S. 273-290.

Korff, Gottfried (2000a): Speicher und/oder Generator. Zum Verhältnis von Deponieren und Exponieren im Museum. In: Eberspächer, Martina/König, Gudrun/Tschofen, Bernhard (2002) (Hg.): Museumsdinge. Deponieren – Exponieren. Köln u. a., S. 167-180.

Korff, Gottfried (2000b): Ein paar Worte zur Dingbedeutsamkeit. In: Kieler Blätter zur Volkskunde 32. Kiel , S. 21-33.

Korff, Gottfried (2005a): Betörung durch Reflexion. Sechs um Exkurse ergänzte Bemerkungen zur epistemischen Anordnung von Dingen. In: Heesen, Anke te/Lutz, Petra (Hg.): Dingwelten. Das Museum als Erkenntnisort (= Schriften des Deutschen Hygiene-Museums Dresden 4). Köln u. a., S. 89-108.

Korff, Gottfried (2005b): Sieben Anmerkungen zu Alltagsdingen. In: König, Gudrun (Hg.): Alltagsdinge. Erkundungen der materiellen Kultur (= Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 27). Tübingen, S. 29-42.

Korff, Gottfried (2005c): Fragen zur Migrationsmusealisierung. Versuch einer Einleitung. In: Hampe, Henrike (Hg.): Migration und Museum. Neue Ansätze in der Museumspraxis. 16. Tagung der Arbeitsgruppe „Sachkulturforschung und Museum“ in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Ulm, 7. bis 9. Oktober 2004 (= Europäische Ethnologie 5). Münster, S. 5-15.

Korff, Gottfried (2011a): Die Dynamisierung des Stillgestellten. Sechs Bemerkungen zu einem neuen Trend, der das Stadtmuseum erfasst hat. In: Gemmeke, Claudia/Nentwig, Franziska (Hg.): Die Stadt und ihr Gedächtnis. Zur Zukunft der Stadtmuseen. Bielefeld, S. 67-80.

Korff, Gottfried (2011b): Von Saubohnen, Kaffeelöffeln und epistemischen Dingen. Positionen und Perspektiven der Sachkulturforschung Wolfgang Jacobs. In: Zeitschrift für Volkskunde. Beiträge zur Kulturforschung 107/2. Münster, S. 171-193.

Kotteder, Franz/Wolf, Eberhard (2005) (Hg.): Der Krieg ist aus. Erinnern in München 1945 – 2005. München.

Kramer, Karl-Sigismund (1940): Die Dingbeseelung in der germanischen Überlieferung (= Beiträge zur Volkstumsforschung 5). München.

Kramer, Karl-Sigismund (1962): Zum Verhältnis zwischen Mensch und Ding. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 58. Basel, S. 91-101.

Kramer, Karl-Sigismund (1969): „Materielle“ und „geistige“ Volkskultur. In: Kommission für Bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Institut für Volkskunde (Hg.): Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde. München, S. 80-84.

Kramer, Karl-Sigismund (1995): Dingbedeutsamkeit. Zur Geschichte des Begriffs und seines Inhalts. In: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums und Berichte aus dem Forschungsinstitut für Realienkunde. Nürnberg, S. 22-32.

Kreps, Christina (2003): Liberating Culture. Cross-Cultural Perspectives on Museums, Curation and Heritage Preservation. London u. a.

Kugelman, Cilly (1995/1996): Das Jüdische Museum als Exponat der Zeitgeschichte. In: Wiener Jahrbuch für Jüdische Geschichte, Kultur und Museumswesen 2. Wien, S. 43-56.

Kuller, Christiane (2005): „Sie tragen ihre schwer belastete Herkunft für jeden sichtbar zur Schau“. Afrodeutsche Besatzungskinder nach 1945. In: Koch, Angela (Hg.): Xenopolis. Von der Faszination und Ausgrenzung des Fremden in München (= Begleitband zur Ausstellung "Xenopolis. Von der Faszination und Ausgrenzung des Fremden. Künstlerische Beiträge und historische Perspektiven“, Rathausgalerie der Landeshauptstadt München, 27. April bis 12. Juni 2005). Berlin, S. 319-334.

Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen (2011) (Hg.): Migration im Museum. In: Museum heute. Fakten – Tendenzen – Hilfen 40. München, S. 33-44.

Lanwerd, Susanne (2013): Was versteht man unter ‚migratory aesthetics‘? In: Bluche, Lorraine/Gerbich, Christine/Kamel, Susan/Lanwerd, Susanne/Miera, Frauke (Hg.): NeuZugänge. Museen, Sammlungen und Migration. Eine Laborausstellung. Bielefeld, S. 99-111.

Latour, Bruno (1996): On Actor-Network Theory. A few Clarifications. In: Soziale Welt 47/4. Zeitschrift für sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis. Baden-Baden, S. 369-381.

Lauffer, Otto (1943): Quellen der Sachforschung. Wörter, Schriften, Bilder und Sachen. Ein Beitrag zur Volkskunde der Gegenwartskultur. In: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 17. Bühl, S. 106-131.

Lindner, Rolf (2008a): Textur, imaginaire, Habitus. Schlüsselbegriffe der kulturanalytischen Stadtforschung. In: Berking, Helmuth/Löw, Martina (Hg.): Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung. Frankfurt a. M., S. 83-94.

Lindner, Rolf (2008b): Die kulturelle Textur der Stadt. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 104/2. Basel, S. 137-147.

Lübbe, Hermann (1982): Der Fortschritt und das Museum. Über den Grund unseres Vergnügens an historischen Gegenständen (= The 1981 Biethell Memorial Lecture). London.

Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a. M.

Macdonald, Sharon (1996): Introduction. In: Dies./Fyfe, Gordon (Hg.): Theorizing Museums. Representing Identity and Diversity in a Changing World. Oxford u. a., S. 1-18.

Macdonald, Sharon (2000): Nationale, postnationale, transkulturelle Identitäten und das Museum. In: Beier, Rosmarie (Hg.): Geschichtskultur in der Zweiten Moderne. Frankfurt a. M., S. 123-148.

Macdonald, Sharon (2010): Museen erforschen. Für eine Museumswissenschaft in der Erweiterung. In: Baur, Joachim (Hg.): Museumsanalyse. Methoden und Konturen eines neuen Forschungsfeldes. Bielefeld, S. 49-72.

MacGregor, Neil (2011): Eine Geschichte der Welt in 100 Objekten. München.

Marquard, Odo (1958): Skeptische Methode im Blick auf Kant. Zum Problem der Logik des Scheins im Anschluss an Kant (= Symposium. Philosophische Schriftenreihe 4). Freiburg u. a.

Marquard, Odo (1994): Wegwerfgesellschaft und Bewahrungskultur (Festvortrag). In: Grote, Andreas (Hg.): Macrocosmos in Microcosmo. Die Welt in der Stube – Zur Geschichte des Sammelns 1450 – 1800 (= Berliner Schriften zur Museumskunde 10). Opladen, S. 909-918.

Massey, Doreen (2006): Keine Entlastung für das Lokale. In: Berking, Helmuth (Hg.): Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen. Frankfurt a. M., S. 25-31.

Meijer-van Mensch, Léontine (2011): Stadtmuseen und „Social Inclusion“. Die Positionierung des Stadtmuseums aus der „New Museology“. In: Gemmeke, Claudia/Nentwig, Franziska (Hg.): Die Stadt und ihr Gedächtnis. Zur Zukunft der Stadtmuseen. Bielefeld, S. 81-92.

Mensch, Peter van (1992): Towards a Methodology of Museology (= Doktorarbeit, Universität Zagreb); unter: [http://www.muuseum.ee/et/erialane\\_areng/museoologiaalane\\_ki/ingliskeelne\\_kirjand/p\\_van\\_mensch\\_towar/](http://www.muuseum.ee/et/erialane_areng/museoologiaalane_ki/ingliskeelne_kirjand/p_van_mensch_towar/); Zugriff am 15.8.2017.

Mensch, Peter van (1995): „Magpies on Mount Helicon“. In: Schärer, Martin (Hg.): Symposium „Museum and Community II“. Stavanger, S. 133-138; unter: [http://network.icom.museum/fileadmin/user\\_upload/minisites/icofofom/pdf/ISS%2025%20\(1995\).pdf](http://network.icom.museum/fileadmin/user_upload/minisites/icofofom/pdf/ISS%2025%20(1995).pdf); Zugriff am 5.2.2016.

Miller, Daniel (2005): Materiality. An Introduction. In: Ders.: Materiality. Durham u. a.,

S. 1-50.

Morand, Marie Claude (2002): Das Museum als Theater der Erinnerung. Das Beispiel des kantonalen Museums für Geschichte in Sitten. In: Antonietti, Thomas/Bellwald, Werner (Hg.): Vom Ding zum Mensch. Theorie und Praxis volkskundlicher Museumsarbeit. Das Beispiel Wallis. Baden, S. 128-144.

Motte, Jan/Ohliger, Rainer (2004a): Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft. Einführende Betrachtungen. In: Dies. (Hg.): Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft. Migration zwischen historischer Rekonstruktion und Erinnerungspolitik. Essen, S. 7-16.

Motte, Jan/Ohliger, Rainer (2004b): Einwanderung – Geschichte – Anerkennung. Auf den Spuren geteilter Erinnerungen. In: Dies. (Hg.): Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft. Migration zwischen historischer Rekonstruktion und Erinnerungspolitik. Essen, S. 17-49.

Nentwig, Franziska (2011): Die Stadt und ihr Gedächtnis – Standortbestimmung. In: Gemmeke, Claudia/Dies. (Hg.): Die Stadt und ihr Gedächtnis. Zur Zukunft der Stadtmuseen. Bielefeld, S. 9-15.

Niethammer, Lutz (1980) Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt a. M.

Oltmer, Jochen/Kreienbrink, Axel/Sanz Díaz, Carlos (2012) (Hg.): Das „Gastarbeiter“-System. Arbeitsmigration und ihre Folgen in der Bundesrepublik Deutschland und Westeuropa (= Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 104). München.

Osses, Dietmar (2012): Perspektiven der Migrationsgeschichte in deutschen Ausstellungen und Museen. In: Wonisch, Regina/Hübel, Thomas (Hg.): Museum und Migration. Konzepte – Kontexte – Kontroversen. Bielefeld, S. 69-87.

Ottenjann, Helmut (1989): Alltagskultur – Dokumentation durch das Volkskundemuseum. Zur Erforschung der historischen Sachkultur. In: Zeitschrift für

Volkskunde. Beiträge zur Kulturforschung 85. Münster u. a., S. 1-18.

Poehls, Kerstin (2009a): Vom Durchkreuzen der Erwartungen. In: Kulturrisse. Zeitschrift für radikaldemokratische Kulturpolitik 3. Wien; unter: <http://kulturrisse.at/ausgaben/032009/kunstpraxen/vom-durchkreuzen-der-erwartungen>; Zugriff am 25.9.2017.

Poehls, Kerstin (2009b): Zum Stand der Dinge. Migration im Museum. In: Bayer, Natalie/Engl, Andrea/Hess, Sabine/Moser, Johannes (Hg.): Crossing Munich. Beiträge zur Migration aus Kunst, Wissenschaft und Aktivismus (= Begleitband zur Ausstellung "Crossing Munich. Orte, Bilder und Debatten der Migration", Rathausgalerie der Landeshauptstadt München, 9. Juli bis 15. September 2009). München, S. 94-98.

Poehls, Kerstin (2010): Zeigewerke des Zeitgeistes? Migration, ein „boundary object“ im Museum. In: Zeitschrift für Volkskunde. Beiträge zur Kulturforschung 106/2. Münster, S. 225-245.

Pomian, Krzysztof (1988): Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln. Berlin.

Pomian, Krzysztof (1990): Museum und kulturelles Erbe. In: Korff, Gottfried/Martin, Roth (Hg.): Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik. Frankfurt a. M. u. a., S. 41-64.

Pomian, Krzysztof (2007): Was macht ein Museum erfolgreich? In: Museumskunde 72/2. Berlin, S. 16-25.

Pommier, Edouard (2006): Wien 1780 – Paris 1793: Welches der beiden Museen war wohl das revolutionärste? In: Savoy, Bénédicte (Hg.): Tempel der Kunst. Die Geburt des öffentlichen Museums in Deutschland 1701 – 1815. Mainz, S. 55-65.

Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (2007): Der Nationale Integrationsplan. Neue Wege – Neue Chancen. Berlin.

Püttmann, Heike (2008): Migration in München: Teil 1 – Erweiterung der

Bevölkerungsdaten um das Merkmal „Migrationshintergrund“. In: Statistisches Amt der Landeshauptstadt München (Hg.): Münchner Statistik 2008/3. München, S. 1-7; unter: <https://www.muenchen.de/rathaus/Stadtfinfos/Statistik/Bev-lkerung/Berichte.html>; Zugriff am 6.10.2017.

Radley, Alan (1990): Artefacts, Memory and a Sense of the Past. In: Middleton, David/Edwards, Derek (Hg.): *Collective Remembering*. London, S. 46-59.

Raffler, Marlies (2008): *Museum – Spiegel der Nation? Zugänge zur Historischen Museologie am Beispiel der Genese von Landes- und Nationalmuseum in der Habsburgermonarchie*. Wien.

Rapp, Martin/Eryilmaz, Aytaç (2004): *Thesen zum Migrationsmuseum. Unveröffentlichter Beitrag zur Tagung „Kulturpolitische Strategien in der Einwanderungsgesellschaft. Zur Konzeption eines Migrationsmuseums in Deutschland“*. Köln.

Rees, Anke (2013): (Un)heimliche Akteure. Kultur als Netzwerk. In: *Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde*. München, S. 45-57.

Reuter, Timo (2015): Die ideale Schirmherrin. Rita Süßmuth wirbt für ein künftiges Migrationsmuseum; unter: <http://www.taz.de/!866641/>; Zugriff am 13.6.2017.

Riegl, Alois (1894): *Volkskunst, Hausfleiß und Hausindustrie*. Berlin.

Rosa, Hartmut (2013): *Beschleunigung und Entfremdung. Entwurf einer Kritischen Theorie spätmoderner Zeitlichkeit*. Berlin.

Roth, Günther (1981): Vom Waffenarsenal zum Stadtmuseum. Die Geschichte des Münchner Stadtmuseums. In: *Bayerland: Das Münchner Stadtmuseum*. München, S. 5-9.

Roth, Harriet (2000): *Der Anfang der Museumslehre in Deutschland. Das Traktat ‚Inscriptiones vel Tituli Theatri Amplissimi‘ von Samuel Quiccheberg*. Berlin.

Roth, Martin (2009): Die Zeit des Vorbeugens ist vorbei. In: Süddeutsche Zeitung vom 7. April 2009.

Roth, Martin (2014): Es gibt nichts Langweiligeres als tote Puppen mit hübschen Kleidern (Interview: Thomas Bärnthaler). In: Süddeutsche Zeitung Magazin 3/14. München; unter: <http://sz-magazin.sueddeutsche.de/texte/anzeigen/41441/Es-gibt-nichts-Langweiligeres-als-tote-Puppen-mit-huebschen-Kleidern>; Zugriff am 19.5.2017.

Schäfer, Hermann (2015): Deutsche Geschichte in 100 Objekten. München u. a.

Schärer, Martin (1992): Sammeln – Bearbeiten – Ausstellen. Vom musealen Umgang mit Objekten der Volkskultur. In: Hugger, Paul (Hg.): Handbuch der schweizerischen Volkskultur. Leben zwischen Tradition und Moderne. Ein Panorama des schweizerischen Alltags 1. Zürich, S. 37-56.

Scharfe, Martin (1992): Aufhellung und Eintrübung. Zu einem Paradigmen- und Funktionswandel im Museum 1970-1990. In: Abel, Susanne (Hg.): Rekonstruktion und Wirklichkeit. Tagungsbeiträge des Arbeitsgruppe „Kulturhistorische Museen“ in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Hildesheim, 3. bis 5. Oktober 1990. Olms, S. 53-65.

Schlee, Ernst (1970): Das volkskundliche Museum als Herausforderung. In: Zeitschrift für Volkskunde. Beiträge zur Kulturforschung 66. Münster u. a., S. 60-72.

Schmidt, Leopold (1952): Gestaltheiligkeit im bäuerlichen Arbeitsmythos. Studien zu den Ernteschnittgeräten und ihrer Stellung im europäischen Volksglauben und Volksbrauch. Wien.

Schmidt-Lauber, Brigitta (2003): Gemütlichkeit. Eine kulturwissenschaftliche Annäherung. Frankfurt a. M.

Schütz, Brigitte (2006): Nationalsozialismus in München – Chiffren der Erinnerung (= Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung, Münchner Stadtmuseum, 2. Oktober 1993 bis 27. März 1994). Wolfratshausen.



Schwertl, Maria (2015): Faktor Migration. Projekte, Diskurse und Subjektivierungen des Hypes um Migration&Entwicklung (= Münchner Beiträge zur Volkskunde 44). Münster u. a.

Sheehan, James (1990): Zukünftige Vergangenheit. Das deutsche Geschichtsbild in den neunziger Jahren. In: Korff, Gottfried/Martin, Roth (Hg.): Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik. Frankfurt a. M. u. a., S. 277-286.

Sloterdijk, Peter (1989): Museum. Schule des Befremdens. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 17. März. Magazin, S. 28-33.

Spickernagel, Ellen/Walbe, Brigitte (1976) (Hg.): Das Museum: Lernort contra Musentempel. Gießen.

Sporn, Katja (2005): Europas Spiegel. Die Antikensammlung im Suermondt-Ludwig-Museum Aachen. Wiesbaden.

Stagl, Justin (1998): Homo Collector. Zu Anthropologie und Soziologie des Sammelns. In: Assmann, Aleida/Gomille, Monika/Rippl, Gabriele (Hg.): Sammler – Bibliophile – Exzentriker (= Literatur und Anthropologie 1). Tübingen, S. 37-54.

Star, Susan/Griesemer, James (1989): Institutional Ecology, ‚Translations‘ and boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley's Museum of Vertebrate Zoology, 1907 – 39. In: Social Studies of Science 19/3. London u. a., S. 387–420.

Stephan, Michael (2017): Zwischen Türkengraben und Gleis 11. Skizzen zur Münchner Migrationsgeschichte (= unveröffentlichter Vortrag). München.

Stocking, George (1985): Essays on Museums and Material Culture. In: Ders. (Hg.): Objects and Others. Essays on Museums and Material Culture (= History of Anthropology 3). Wisconsin, S. 3-14.

Taylor, Charles (1989): Sources of the Self. Cambridge.

Thamer, Hans-Ulrich (2010): Vielfalt und Herkunftsgewissheit. Beschleunigter Wandel und kulturelles Erbe. In: *Museumskunde* 75/2. Berlin, S. 8-12.

Thomas, Nicholas (1991): *Entangled Objects: Exchange, material Culture, and Colonialism in the Pacific*. Cambridge.

Tietmeyer, Elisabeth/Hirschberger, Claudia/Noack, Karoline/Redlin, Jane (2010) (Hg.): *Die Sprache der Dinge. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die materielle Kultur* (= Schriftenreihe Museum Europäischer Kulturen 5). Münster.

Till, Wolfgang/Weidner, Thomas (2008) (Hg.): *Typisch München! Stadtgeschichte und Geschichten. Das Jubiläumsbuch des Münchner Stadtmuseums* (= Begleitband zur Ausstellung „Typisch München“, Münchner Stadtmuseum, seit 6. Juni 2008). München.

Tschofen, Bernhard (2012): Statt eines Schlussworts. „Auspacken“ – ein Projekt der Stadt Reutlingen im Kontext der Diskussion um Migration und Museum. In: Eisenrieder, Claudia/Tschofen, Bernhard (Hg.): *Auspacken. Dinge und Geschichten von Zuwanderern. Eine Dokumentation zur Reutlinger Migrationsgeschichte* (= Begleitband zur Ausstellung „Auspacken. Dinge und Geschichten von Zuwanderern“, 25. April bis 22. August 2010, Heimatmuseum Reutlingen). Reutlingen, S. 219-229.

Unabhängige Kommission „Zuwanderung“ (2001): *Zuwanderung gestalten – Integration fördern. Zusammenfassung*. Berlin; unter: [http://www.bmi.bund.de/cae/servlet/contentblob/123148/publicationFile/9076/Zuwanderungsbericht\\_pdf.pdf](http://www.bmi.bund.de/cae/servlet/contentblob/123148/publicationFile/9076/Zuwanderungsbericht_pdf.pdf); Zugriff am 9.2.2016.

Urry, John (2000): Wie erinnern sich Gesellschaften ihrer Vergangenheit? In: Beier, Rosmarie (Hg.): *Geschichtskultur in der Zweiten Moderne*. Frankfurt a. M., S. 29-52.

Vergo, Peter (Hg.) (1989a): *The New Museology*. London.

Vergo, Peter (1989b): Introduction. In: (Ders.) (Hg.): *The New Museology*. London, S. 1-5.

Vergo, Peter (1989c): The reticent object. In: (Ders.) (Hg.): The New Museology. London, S. 41-59.

Vollhardt, Ulla-Britta (2005): Der „Deutsche Notbund gegen die Schwarze Schmach“ und das Auftrittsverbot für Josephine Baker. Wahrnehmungen von Schwarzen im München der 1920er-Jahre. In: Koch, Angela (Hg.): Xenopolis. Von der Faszination und Ausgrenzung des Fremden in München (= Begleitband zur Ausstellung "Xenopolis. Von der Faszination und Ausgrenzung des Fremden. Künstlerische Beiträge und historische Perspektiven“, Rathausgalerie der Landeshauptstadt München, 27. April bis 12. Juni 2005). Berlin, S. 229-239.

Voss, Julia (2009): Expeditionen in die zweite Natur. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 10. April 2009; unter: <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/kunst/museum-fuer-kunst-und-technik-expedition-in-die-zweite-natur-11193.html>; Zugriff am 16.3.15.

Walter, Benjamin (1983): Das Passagen-Werk 1. Frankfurt a. M.

Weidner, Thomas (2007): Erfundene Traditionen und historische Hypothesen. Überlegungen zu einer stadtgeschichtlichen Präsentation in München. In: Museum heute. Fakten, Tendenzen, Hilfen 32. München, S. 44-51.

White, Hayden (2003): The Fictions of factual Representation. In: Preziosi, Donald/Farago, Claire (Hg.): Grasping the World. The Idea of the Museum. Aldershot u. a., S. 22-34.

Williams, Steven (2004): Critical Concepts concerning non-living Collections. In: Collections. A Journal for Museum and Archives Professionals 1. Walnut Creek, S. 37-66.

Wonisch, Regina (2012): Museum und Migration. Einleitung. In: Dies./Hübel, Thomas (Hg.): Museum und Migration. Konzepte – Kontexte – Kontroversen. Bielefeld, S. 9-32.

Yildiz, Erol (2009): Migration bewegt die Stadt. In: Bayer, Natalie/Engl, Andrea/Hess, Sabine/Moser, Johannes (Hg.): Crossing Munich. Beiträge zur Migration aus Kunst,

Wissenschaft und Aktivismus (= Begleitband zur Ausstellung "Crossing Munich. Orte, Bilder und Debatten der Migration", Rathausgalerie der Landeshauptstadt München, 9. Juli bis 15. September 2009). München, S. 20-24.

Yildiz, Erol (2011a): Stadt ist Migration. In: Bergmann, Malte/Lange, Bastian (Hg.): Eigensinnige Geographien. Städtische Raumanweisungen als Ausdruck gesellschaftlicher Teilhabe. Wiesbaden, S. 71-80.

Yildiz, Erol (2011b): Zur sozialen Grammatik der Vielfalt in der globalisierten Stadtgesellschaft. In: Bukow, Wolf-Dietrich/Heck, Gerda/Schulze, Erika/Ders. (Hg.): Neue Vielfalt in der urbanen Stadtgesellschaft. Wiesbaden, S. 135-147.

Yildiz, Erol (2015): Postmigrantische Perspektiven. Aufbruch in eine neue Geschichtlichkeit. In: Ders./Hill, Marc (Hg.): Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft (= Kultur & Konflikt 6). Bielefeld, S. 19-36.

Yoksulabakan, Çiğdem (2005): Changierende Identitäten. Von der größten ausländischen Bevölkerungsgruppe in München. In: Koch, Angela (Hg.): Xenopolis. Von der Faszination und Ausgrenzung des Fremden in München (= Begleitband zur Ausstellung "Xenopolis. Von der Faszination und Ausgrenzung des Fremden. Künstlerische Beiträge und historische Perspektiven", Rathausgalerie der Landeshauptstadt München, 27. April bis 12. Juni 2005). Berlin, S. 371-376.

Zischka, Ulrike (1981): Die Sammlung Volkskunde. In: Bayerland: Das Münchner Stadtmuseum. München, S. 29-31.

## **8.2 Internetquellen**

<http://www.icom-deutschland.de/ueber-uns-internationaler-museumsrat.php>; Zugriff am 1.2.2016.

[http://icom.museum/fileadmin/user\\_upload/pdf/Statuts/statutes\\_eng.pdf](http://icom.museum/fileadmin/user_upload/pdf/Statuts/statutes_eng.pdf); Zugriff am 18.5.2017.

<http://www.museumbund.de/themen/das-museum/>; Zugriff am 18.5.2017.

<http://www.museumbund.de/de/wir/>; Zugriff am 1.2.2016.

[http://www.museumbund.de/de/projekte/museum\\_und\\_migration/](http://www.museumbund.de/de/projekte/museum_und_migration/); Zugriff am 10.2.2016.

[http://www.museumbund.de/fileadmin/ak\\_migration/Dokumente/DMB\\_Memorandum.pdf](http://www.museumbund.de/fileadmin/ak_migration/Dokumente/DMB_Memorandum.pdf); Zugriff am 10.2.2016.

<http://www.museumbund.de/publikationen/alle-welt-im-museum/>; Zugriff am 21.9.2017.

<http://www.domid.org/de/news/pressekonferenz-als-startschuss-für-ein-zentrales-migrationsmuseum>; Zugriff am 10.2.2016.

<http://www.domid.org/de/exhibitions>; Zugriff am 22.9.2017.

[http://www.domid.org/sites/default/files/stand\\_der\\_dinge\\_symposiumsdokumentation.pdf](http://www.domid.org/sites/default/files/stand_der_dinge_symposiumsdokumentation.pdf); Zugriff am 14.6.2017.

<https://www.deutschland.de/de/topic/leben/gesellschaft-integration/deutsche-vielfalt-arbeit-am-migrationsmuseum>; Zugriff am 10.2.2016.

[http://network.icom.museum/fileadmin/user\\_upload/minisites/icofofom/pdf/ISS%2025%20\(1995\).pdf](http://network.icom.museum/fileadmin/user_upload/minisites/icofofom/pdf/ISS%2025%20(1995).pdf); Zugriff am 5.2.2016.

<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/kunst/museum-fuer-kunst-und-technik-expedition-in-die-zweite-natur-11193.html>; Zugriff am 16.3.15.

[http://www.bmi.bund.de/cae/servlet/contentblob/123148/publicationFile/9076/Zuwanderungsbericht\\_pdf.pdf](http://www.bmi.bund.de/cae/servlet/contentblob/123148/publicationFile/9076/Zuwanderungsbericht_pdf.pdf); Zugriff am 9.2.2016.

<http://www.dhm.de/archiv/ausstellungen/zuwanderungsland-deutschland/migrationen/>; Zugriff am 19.5.2017.

<http://sz-magazin.sueddeutsche.de/texte/anzeigen/41441/Es-gibt-nichts-Langweiligeres-als-tote-Puppen-mit-huebschen-Kleidern>; Zugriff am 19.5.2017.

<http://www.connections.clio-online.net/article/id/artikel-574>; Zugriff am 7.6.2017.

<http://docplayer.org/16076456-Migration-bewegt-die-stadt-migration-als-aufgabe-in-der-kommunalen-erinnerungspraxis-in-muenchen.html>; Zugriff am 7.6.2017.

<http://www.migration-ausstellen.de>; Zugriff am 14.6.2017.

<http://www.taz.de/!866641/>; Zugriff am 13.6.2017.

<http://www.dah-bremerhaven.de/sammlung/>; Zugriff am 27.6.2017.

[http://www.museumsverband-bw.de/pdf/dauschek\\_gritschke.pdf](http://www.museumsverband-bw.de/pdf/dauschek_gritschke.pdf); Zugriff am 27.6.2017.

<http://www.fluechtlingsrat-bayern.de/essenspakete-werden-abgeschafft.html>; Zugriff am 2.7.2017.

[http://www.muuseum.ee/et/erialane\\_areng/museoloogiaalane\\_ki/ingliskeelne\\_kirjand/p\\_van\\_mensch\\_towar/](http://www.muuseum.ee/et/erialane_areng/museoloogiaalane_ki/ingliskeelne_kirjand/p_van_mensch_towar/); Zugriff am 15.8.2017.

<https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Bevoelkerung/MigrationIntegration/Methoden/PersonenMitMigrationshintergrund.html>; Zugriff am 15.8.2017.

<https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Bevoelkerung/Bevoelkerung.html>; Zugriff am 18.8.2017.

<https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Bevoelkerung/Bevoelkerung.html;jsessionid=8022621E25F6677A8C62EF944ED4317D.cae1>; Zugriff am 3.10.2017.

<https://www.muenchen.de/rathaus/Stadtfinfos/Statistik/Bevoelkerung/Bevoelkerungsbestand.html>; Zugriff am 18.8.2017.

<https://www.muenchen.de/rathaus/wirtschaft/wirtschaftsstandort/kennzahlen.html>;  
Zugriff am 22.8.2017.

<https://www.muenchen.de/rathaus/Stadtfinfos/Statistik/Bev-lkerung/Berichte.html>;  
Zugriff am 6.10.2017.

<https://www.goethe.de/de/kul/arc/20359094.html>; Zugriff am 18.8.2017.

<http://www.lichterkette.de>; Zugriff am 1.9.2017.

<http://www.buntkicktgut.de>; Zugriff am 1.9.2017, 13:21.

<https://www.muenchner-stadtmuseum.de/sammlungen/stadtkulturvolkskunde.html>;  
Zugriff am 1.9.2017.

<http://collectionstrust.org.uk/resource/revisiting-museum-collections/>; Zugriff am  
1.9.2017.

<http://gustreik.blogspot.eu/allgemein/langfassung-der-onlinepetition-an-den-bundestag-der-streikenden-iranischen-asyllbewerber-in-wurzburg-bayern-deutschland/>; Zugriff am  
21.9.2017.

<http://kulturrisse.at/ausgaben/032009/kunstpraxen/vom-durchkreuzen-der-erwartungen>;  
Zugriff am 25.9.2017.

[http://files.dnb.de/nestor/veranstaltungen/2006-06-19/nestor\\_2006\\_06\\_19\\_ifm.pdf](http://files.dnb.de/nestor/veranstaltungen/2006-06-19/nestor_2006_06_19_ifm.pdf);  
Zugriff am 26.9.2017.